

Ein Indianertödter.

Land und Leute

oder

Bilder

aus allen Welttheilen

für die

reifere Jugend

von

Franz Straessle.



Stuttgart, Druck u. Verlag von Wilh. Nitzschke.

Vorwort.

Seit den Tagen der Schöpfung hat sich unendlich viel Denkwürdiges auf der Erde, der Wohnstätte der Menschen, begeben, wie denn auch fort und fort jeder kommende Tag seine eigenthümlichen Erscheinungen im Natur- und Menschenleben bringen wird. Furchtbare Revolutionen veränderten die Oberfläche des Erdkörpers; vulkanische Ausbrüche zerstörten blühende Gegenden, während die rastlos thätige Hand des Menschen das Dunkel der Urwälder lichtete und fruchtbare Landstrecken mit lieblichen Dörfern und Städten hervorzauberte; denkwürdige Menschen und Völker zogen über den großen Schauplatz und verschwanden; während neue Geschlechter empor wuchsen, mit neuen Thaten und neuen Lebensschicksalen einzelner Menschengestalten.

Wenn ich in diesen unermeßlichen Schacht der Begebenheiten niedersteige und mit Hilfe der vorzüglichsten Autoren kleine, abgerahmte Bilder hervorhole, so wollte ich damit den Ansprüchen der Zeit genügen, die von allen Ständen ein tieferes Eindringen in das Wesen der Natur und in den

Geist des Menschenlebens fordert. Vorliegende Bilder sollen daher zunächst bestimmt sein, den Drang des Wissens und Lust und Liebe zu einer ernsten Wanderung durch die weite weite Welt bei der Jugend frühzeitig zu wecken.

Als Hilfsmittel benützte ich vornemlich: Körners prakt. Schulmann; eine Weltumseglung von Andersson; Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi von Moritz Busch; das Ausland ꝛc.

Ich glaube mit diesem Unternehmen nicht etwa einen weitern Tropfen in das Meer der nutzlosen Jugendschriften gegossen, sondern ein Buch geliefert zu haben, das auf die unterhaltendste Weise die Lernbegierde der Jugend erregen wird.

Franz Sträßle.

Das Urmeer.

„Und die Erde war wüste und leer und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser."
I. Buch Moses 1, 2.

Als das Chaos sich zum flüßig-glühenden Erdball verdichtet hatte, lagerte noch dichte Finsterniß auf der Erde. Die Atmosphäre war ein schwebendes Weltmeer unermeßlicher Wasserdämpfe. Hunderte von Meilen standen sie über der brennendheißen Erdkruste, eine untrennbare finstere Wolkenmasse. Da leuchtete noch kein Mond in die schauerliche Einsamkeit der Erde, da ging keine Sonne auf und unter, wohl aber wurden die ungeheuren Dampfmassen zu Wasser und überschwemmten in endlosen Regengüssen und unter furchtbaren Gewittern den Erdball. Von Zeit zu Zeit spaltete sich die Erdkruste, berghohe Flammen brachen hervor, zischend fuhr das entsetzte Meer zurück, und die beiden Urelemente Feuer und Wasser führten ihre ersten Kämpfe mit solcher Wuth, daß die Erde bis in's Innerste erbebte. Breite Lavaberge hoben ihre feuerrothen Kämme und warfen einen blutigen Wiederschein wie ein erlöschendes Abendroth auf die finstern Wetterwolken, die vor Entsetzen über den nahenden Feind

ihre Wasserschleusen weit aufrissen und wilde Gewittergüsse niederrauschen ließen. Zischend und funkensprühend krümmte sich der Fels und sank donnernd unter vulkanischen Zuckungen wieder unter das schäumende Meer.

Tausende von Jahren rangen Feuer und Wasser um die Oberherrschaft in tiefer Finsterniß, deren Schauer nur der grelle Schein der Blitze auf Augenblicke erleuchtete. Jahr aus Jahr ein strömte endloser Regen nieder und die heißen Gewässer nagten an der erstarrten Erdrinde. Und da die Atmosphäre durch die herabgesunkenen Regenfluthen gelichtet ward, siehe, so konnte auch der Sonnenstrahl der einsamen Erde leuchten zu ihrem Schöpfungswerke. „Und Gott schied das Licht von der Finsterniß."

Wohl bebte der erste Sonnenstrahl zurück von der öden Erde und ihrem kochenden Urmeer; wohl fand er nichts als das wüste Einerlei einer dumpfbrausenden, dunkelwogigen Meereswelt, deren leblose Weite nur das Rauschen der hochwallenden Fluthen und das Heulen der Gewitterstürme erfüllten; aber jener Strahl zündete Leben, er war der Bote Gottes, der nun „eine Feste machte und das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste schied, der das Wasser unter dem Himmel sich sammeln ließ an besondere Oerter, daß man das Trockene sehe."

Die Erdfeste der Urzeit.

Stumm, öde und verlassen schaute die erste Erdfeste hinaus auf das unendliche Meer. Keine Flechte klebte an ihr, keine Muschel vermochte in dem glühendheißen Meere zu leben. Aber es kamen auch lange Zeiten der Ruhe, wo

das Gewässer mehr und mehr verflachte und das feste Land höher emportauchte. Und weil die Sonnenwärme belebend auf die Oberfläche des Wassers wirken konnte, welches sich bereits noch mehr abgekühlt und hohe Tropentemperatur angenommen hatte, weil die Gewässer selbst durch Schlammniederschläge sich geklärt hatten, so wurden die ersten Pflanzen und Thiere lebendig. Plumpe Fische ruderten flüchtig hin und wieder, neben winzig kleinen schwammen Riesen von 20 bis 30 Fuß Länge, von unbeholfenem Bau und mit pflugschaarähnlichem Kopfe. Diese wagten sich hinaus in das Weltmeer, die kleinen tändelten in sonnigen Buchten und über flachem Sandgrunde und ließen den hellen Lichtstrahl in buntem Schillern sich an dem Schuppenemail brechen. Siehe, wie munter der Trilobit umhersegelt, mit seinen zwei großen, mondförmigen Augen, emsig nach Beute spähend, aber auch klug die schönen Muscheln und Steine umher betrachtend. Schnecken segeln unbeholfen von einer Weidestelle zur andern, während die Muscheln in träger Ruhe im Schlamme weilen oder am Felsen kleben. Auf einem schlanken Fuße ruht der Seestern, gleich einer Tulpe auf schwankem Stengel und trägt in seiner Blumenkrone den Polypen. Diese Blumenkrone ist in mehrere Stücke getheilt, sie kann sich öffnen und schließen und trägt an ihrem Rande statt der Staubfäden eine Menge beweglicher Arme, die in taktmäßiger Bewegung um sich greifen und das erbeutete Infusorium dem Munde des Polypen zuführen. Andere Seesterne gleichen einem Mohnkopfe, andere einem gekerbten Zapfen, und noch andere einer Nelke, oder einem Candelaber.

Unendlich an Zahl der Individuen war die Urschöpfung, die den Boden des Weltmeeres bedeckte. Landthiere gab es

noch nicht, wohl aber grünten hochstämmige Gewächse an den schlammigen Ufern der Felsenbänke.

Noch hingen schwere finstere Wolken herab auf die Urklippen der Erde, wilde Wetter jagten im Sturme darüber hin, und eine glühende Atmosphäre forderte die ungeheure Verdunstung des Weltmeers, wodurch sich täglich furchtbare Gewitter erzeugten, gegen welche die heutigen eitel Kinderspiel sind. Aber der holde Lichtstrahl ließ nicht ab, diese Klippen zu verschönern und zu beleben, indem er an den buntfarbigen blauen, grünen, rothen, schwarzen und blendendweißen Felsen sich brach, oder grell die Rauchsäulen beleuchtete, welche hier und dort aus unterseeischen Vulkanen aufstiegen. Heitere Tage gab es nicht, denn der Himmel war stets von ungeheuren Dunstmassen überlagert, keine Nacht brachte Kühlung in diese feuchtschwüle Atmosphäre, die sich vergeblich in tagelang rasenden Gewittern abzukühlen suchte. Es folgte kein kühler Herbst auf den Sommer, sondern das ganze Jahr, ganze Jahrhunderte waren *ein* heißer Tropensommertag.

Aber sieh, die Sonne zerbröckelte und verwitterte die Oberfläche der ersten Inseln und bildete sie in nährendes Erdreich um, und „die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut und fruchtbare Bäume“, die ersten Pflanzen wuchsen empor zu riesenhafter Größe, genährt von der reichlichen Kohlensäure und der feuchtwarmen Atmosphäre. Waren es auch nur blüthenlose Gewächse mit dünnen, schmalen Blattbüscheln, so waren sie doch der erste grüne Schmuck und die hoffnungsreichen Vorboten einer reicheren organischen Welt.

Wollen wir uns ein Bild von der damaligen Beschaffenheit der Erde machen, so müssen wir sie uns umhüllt denken von feuchtwarmen Wolken und Nebeln und bedeckt von einem

dunkelwogigen Ocean, aus welchem hie und da eine niedrige Insel empor sah, auf welcher baumhohe Farrn= und Schuppenbäume in üppiger Fülle gediehen, umsummt von einigen Insekten. Da wo heute Grönland, Spitzbergen, die Melville= und Bäreninsel unter ewigem Eis und Schnee starren, wiegten vor unzähligen Jahren Farrnbäume von 60 Fuß Höhe ihre luftigen, bebenden Wedel träumerisch auf dem glatten Stamme, der cylinderförmig gerundet und wie eine Säule mit Längsfurchen geschmückt war. War auch der Bau dieser Farrnbäume einförmig, da sie auf nacktem Stamme eine schöngewölbte Krone feingefiederter Blätter trugen, so waren doch einestheils diese Blätter so verschieden geformt, anderntheils die Stämme mit Blattnarben von so abweichender Form und Stellung zu einander gezeichnet, daß doch Mannigfaltigkeit herrschte. Hoch stieg der gefurchte Schaft der Sigillarien empor, deren Blattnarben die Gestalt eines verschobenen Vierecks hatten und in regelmäßiger Reihe vom Stamm bis zum Gipfel zu sehen waren; der Stamm der Lepidodendren (Schuppenbäume) dagegen schien wie mit einem Schuppenpanzer überzogen, da die Blattnarben sich in Spirallinien an dem Baum emporzogen; schmale, dreikantige Blätter saßen an den dürren, langen Zweigen. Kleiner waren die Stigmarien, deren Blattnarben so geordnet waren, wie die Siegel auf einem Geldbriefe, und auf jeder Narbe noch eine Warze hatten. Sie wuchsen in Sümpfen, krochen auf den Mooren hin und trieben aus dem an 6 Fuß dick angeschwollenen Mittelstück Sprößlinge, die zu baumartiger Höhe emporstiegen und an den dünnen Zweigen steife, pfriemenförmige Blätter trugen. Die Schachtelhalme (Katzenkraut) wuchsen fast bis zur Höhe unserer Waldbäume, hatten einen regelmäßig gestreiften,

mit Gliederknoten gezeichneten Stamm und lange, dünne Zweige, die von Knoten zu Knoten quirlförmig um den Stamm standen. Die Bärlappenbäume wuchsen obstbaumartig, verzweigten sich in gabelig getheilte Aeste, an denen lange Blätterbündel quastenartig saßen.

So schmückte Grün die werdende Erde, aber auf jenen flüsternden Farrnblättern nistete kein Vogel, nur hie und da schaute der plattgedrückte Kopf einer Eidechse unter den Wurzeln der Stigmarien hervor, um die mit Kohlensäure überladene Luft zu athmen. Lautlos war die Welt, nur das Heulen der Orkane, das Rauschen der Wogen und der Farrnwälder bezeugten, daß sich lebendige Bewegung auf Erden rege. Zwar war das Meer voll Korallen, Schnecken, Muscheln und beutegieriger Haie von riesiger Länge, zwar wurden in den Fluthen täglich die erbittertsten Kämpfe des Nahrungstriebes geführt, aber das waren unsichtbare Scenen des Wasserlebens. In den Binnengewässern wimmelte es von kleinen Fischen mit Emailschuppen und bürstenförmigen Zähnen, an den Küsten schwammen plumpe schwarzgepanzerte Bauchflosser auf und ab, während gefräßige Haie mit gewaltigen Reißzähnen auf hohem Meere jagten und Eidechsen mit langer Schnauze und eingekeilten Fangzähnen am Ufer fischten.

In solch träumerischer Ruhe, die nur von Zeit zu Zeit durch furchtbare Gewitterstürme und gewaltig donnernde Erdbeben unterbrochen ward, befand sich lange lange die Vorwelt.

Das Menschengeschlecht.

1.

Wie die Erde zu ihrer gegenwärtigen Gestalt gekommen, erzählt die heil. Schrift in einer Weise, welche bis jetzt die Forschungen der Wissenschaft nur bestätigt haben. Die Gestaltung der Erde, sowie die Schöpfung der Thier- und Pflanzenwelt geschah in Zeiträumen, welche durch den Abfluß des sie anfangs ganz umgebenden Wassers bestimmt wurden. Durch dieses Abfließen der ungeheuren Wassermasse in die Tiefen bildeten sich Meere und traten die verschiedenen Erdtheile mit den Gebirgen über den Meeresspiegel hervor. Die gewaltigen Ströme brachen sich Bahn und schufen die Thäler, während die Pflanzenwelt entstand und die Erde schmückte; worauf Gottes Weisheit die Thierwelt schuf und zuletzt — den Menschen. Ohne Zweifel war Mittelasien die Wiege der Menschheit. Die Natur hat dort ihre Fülle und Pracht so reich entfaltet, daß jene Gegenden mit vollstem Rechte in den mosaischen Schriften das „Paradies" oder der „Garten Gottes" genannt werden. Die heil. Schrift, als die älteste beglaubigte Urkunde, erzählt bekanntlich, daß die Menschen von einem Paar, Adam und Eva, abstammen. Das menschliche Geschlecht ward aber wegen seines sittlichen Verfalls bald wieder vertilgt, bis auf Noah, welcher bei der Sündfluth mit den Seinen erhalten wurde. Seine drei Söhne, Sem, Ham, (Cham) und Japhet, wurden nun die Stammväter des neuen Menschengeschlechts. Darum hat man später auch sämmtliche Erdvölker unterschieden in Semiten, Chamiten und Japhiten.

Im Verlauf der Zeiten nun, und als sich die Menschen immer mehr und mehr auf der Erde ausbreiteten, entstand in ihrem Aeußern eine bedeutende Verschiedenheit. Man theilte daher die Menschen in Völker ein; ein Volk ist nemlich eine gemeinschaftlich verbundene Anzahl von Menschen, die sich durch Sprache oder äußere Gestalt, Sitten, Religion und Verfassung von andern Menschen wesentlich unterscheiden. Gegenwärtig, wo die Menschen sich über die ganze große Erde, als das ihnen von Gott gegebene irdische Wohnhaus, verbreitet haben, theilt man die gesammten Völker der Erde in 5 Stämme ein.

1. Der kaukasische Stamm; derselbe begreift die Europäer (mit Ausnahme der finnischen Völker,) die westlichen Asiaten und die Nordafrikaner. Dieser kaukasische Stamm, von dem asiatischen Gebirge Kaukasus also genannt, ist der Urstamm oder Hauptstamm des menschlichen Geschlechts. Von ihm sind die übrigen Völkerstämme mehr oder weniger Ausartungen. Die Menschen, welche dem kaukasischen Stamm angehören, sind weiß von Farbe, haben langes, weiches Haar und die schönste und edelste Gesichtsform, und stehen vorzugsweise auf der höchsten Stufe geistiger Bildung. Die Weltgeschichte beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem kaukasischen Menschenstamme.

2. Der mongolische Stamm begreift den größten Theil Asiens, Westasien ausgenommen, dann die finnischen Völker in Europa und die Eskimos in Nordamerika. Ihre Hautfarbe ist meist weizengelb, das Haar straff, die Augenlider eng geschlitzt, das Gesicht glatt mit hervorstehenden Backenknochen.

3. Der äthiopische Stamm; derselbe begreift alle

Afrikaner, die nicht zum kaukasischen Stamm gehören; sie heißen Neger, haben schwarze Hautfarbe, krauses Haar, wulstige Lippen und stumpfe Nase.

4. Der amerikanische Stamm umfaßt die eingebornen Völker Amerikas, die amerikanischen Urvölker, mit lohfarbener oder zimmtbrauner Hautfarbe, schlichtem, schwarzen Haar und breitem, aber nicht plattem Gesicht.

5. Der malayische Stamm; zu ihm gehört ein Theil der Bewohner Hinterindiens und die Südsee-Insulaner. Seine Kennzeichen sind braune Hautfarbe, breite Nase, großer Mund, dichter, schwarzlockiger Haarwuchs.

Aus den eben angegebenen Merkmalen der verschiedenen Völkerstämme ersehen wir, daß sich dieselben namentlich auf die Hautfarbe, auf das Haupthaar und auf den Bau des Hauptes oder Schädels beziehen. Der Kopf eines Europäers vom kaukasischen Stamme unterscheidet sich von dem anderer Stämme durch seinen länglichen Hirnschädel, der gewöhnlich wie ein Ei gestaltet ist; durch die schöne Wölbung der Stirn und durch die geraden Nasenbeine, welche ziemlich weit hervorstehen. Die Ostindier zeichnen sich durch die spitze Wölbung des Hirnschädels, durch das kurze Hinterhaupt und durch die ungemein starken Knochen der Kinnlade aus. Der Afrikaner von dem äthiopischen Stamm wiederum hat ein enges Hinterhaupt und kurzes Nasenbein, während die Tartaren und Kalmucken am kaspischen See einen mützenförmigen Hirnschädel, eine niedrige Stirn, tiefe Augenhöhlen und ganz kurze, flache Nasenbeine haben.

Nicht so auffallend ist die Verschiedenheit der Völkerstämme hinsichtlich der Größe. Die Völker der niedrigsten Größe wohnen an den äußersten Enden der Erde, am

Nord- und am Südpol. Sie sind selten über 4 Fuß hoch. Die Ursache von diesem kümmerlichen Wachsthum ist das kalte Klima, in welchem auch keine Pflanzen gedeihen, sondern nur verkrüppeln. Ueberhaupt ist es das Klima, d. h. die herrschende Wärme oder Kälte und Witterung eines Landes, was die Hauptursache der Verschiedenheit der Völker bewirkt. Das Klima eines Landes ist hauptsächlich dadurch bedingt, ob es näher oder entfernter von dem Aequator oder Gleicher liegt. Je näher ein Land dem Aequator liegt, desto wärmer ist es; je entfernter es von demselben ist, desto kälter ist es. Großen Einfluß auf das Klima eines Landes haben ferner die Nähe eines Meeres, die innere Beschaffenheit eines Landes, ob es z. B. sumpfig ist oder nicht, viele und große Wälder hat, und endlich die hohen Gebirge, von denen es umgeben ist.

Als daher der kaukasische Stamm, als der Urstamm aller Völker, sich mehr und mehr auf der Erde ausbreitete, so konnte es nicht anders kommen, als daß an den Menschen, welche von Asien aus in das heiße Afrika wanderten, nach und nach Veränderungen vorgingen, daß sich z. B. die gelbe Farbe in schwarze verwandelte, wodurch sich also schon eine Abart des kaukasischen Stammes bildete. Das Klima hat aber nicht allein auf die Entwicklung und Gestaltung des Körpers Einfluß, sondern auch auf das geistige Leben, wie auch die Nahrungsmittel und andere Außendinge einen ähnlichen Einfluß ausüben. Man hat bemerkt, daß z. B. Bergbewohner in der Regel munter, arbeitsam, wachsam, feurig und freiheitsliebend sind, während die Bewohner morastiger Gegenden schwerfällig und geistig nicht aufgeweckt erscheinen.

Hinsichtlich der verschiedenen Hautfarbe der Völkerstämme ist noch zu bemerken, daß der menschliche Körper eigentlich zwei Decken hat, eine äußere, die Oberhaut, und eine innere, die man die eigentliche Haut nennt. Zwischen beiden Decken liegt noch ein ungemein zartes Gewebe, welches schleimartig ist, und sich über den ganzen Körper ausbreitet. Dieser Schleim ist es nun, der die verschiedenen Farben der Menschen bedingt. Bei den Negern ist er schwarz, bei den Mongolen bräunlich. Dieser Schleim schimmert durch das durchsichtige Oberhäutchen durch, und gibt dem Menschen die Farbe. Auf die Farbe dieses Schleimes aber hat eben das Klima und die Hitze den größten Einfluß.

2.

Merkwürdig ist es, wie sich der Mensch mit Hilfe seiner geistigen Anlagen und Kräfte, die ihm Gott als himmlische Mitgabe aus seinem wahren Vaterhause verlieh, nach und nach aus den einfachsten Verhältnissen zu der Höhe der Bildung in Wissenschaft und Kunst emporgeschwungen hat, auf welcher er jetzt steht. Die Noth war unstreitig die erste Lehrmeisterin des Menschen; die Erfindungsgabe, die geistige Kraft, die zweite. Denken wir uns die ersten Menschen ohne Kleidung; Frost oder Hitze machten bald einen Schutz nöthig. Da sah der Mensch das Thier mit seiner ihm von der Natur verliehenen schützenden Hülle. War es ein Wunder, wenn er das Thier erlegte und aus dem wärmenden Fell desselben sich die erste Kleidung machte? „Gott aber wies Adam und sein Weib an, sich Kleider aus Fellen zu machen, und sich damit zu bekleiden.“ (Moses I. 3, 21.)

Von solchen einfachen Anfängen gehen alle Erfindungen aus, welche der Mensch später machte. Die ersten, aus Baumblättern oder Fellen zum Schutze gegen die Witterung gemachten Hüllen mußten bald einer zweckmäßigeren und angemessseneren Bekleidung weichen. Die Farbenpracht, in welcher im Morgenlande die Thier- und Pflanzenwelt prangt, lud die Menschen von selbst ein, auch auf ihr Aeußeres, auf ihre Kleidung, größere Sorgfalt zu wenden. Man erfand die Kunst des Webens und bald trug man Kleider von gewebten Stoffen, die man später auch färben lernte. Einen gleich geringen Anfang hatte die Baukunst. Das Bedürfniß, sich gegen Kälte, Hitze und Regen zu schützen, führte die Menschen ganz einfach darauf, sich Hütten zu bauen, die anfangs wohl nur aus Laubwerk bestanden, später aber immer mehr und mehr vervollkommnet wurden, bis man Steine zusammenfügen und Mauern erbauen lernte.

Wie die Menschen sich nach und nach ihre Sprache gebildet haben, das kann man noch jede Stunde an jedem kleinen Kinde wahrnehmen. Die erste Art und Weise, auf welche das Kind seine Gefühle und Wünsche kund gibt, ist die Geberdensprache; erst später lernt es einzelne Wörter und zuletzt kleine Sätze sprechen. Ohne Zweifel haben auch die ersten Menschen diesen Stufengang durchgemacht. Aus der Lautsprache entwickelte sich später die Bilderschrift, d. h. die Kunst, gewisse Begriffe oder Vorstellungen durch Bilder anschaulich zu machen und festzuhalten. Wollte man z. B. den Begriff Stärke anschaulich machen, so malte man einen Löwen oder ein anderes Thier von bekannter Stärke. Mit dieser Bilderschrift (Hieroglyphen), welche wir heute

noch auf alten Denkmälern finden, mußten sich die Menschen sehr lange behelfen, bis es ihnen gelang, die Buchstabenschrift zu erfinden. Man kam nemlich auf den Gedanken, die Sprachlaute durch Zeichen nachzubilden und erfand auf diese Weise die Buchstaben.

Aus der einen Sprache, welche es anfangs gab, entwickelten sich nach und nach mehrere Mundarten, wie denn z. B. in Deutschland es sehr verschiedene Dialecte unserer Muttersprache gibt, indem Gebirgsvölker in ihrer reinen Bergluft die Laute auch viel reiner und heller aussprechen, als Völker, welche in sumpfigen Niederungen wohnen, weil eben die reine Luft auf die Bildung der Sprachwerkzeuge Einfluß hat. Aus den verschiedenen Mundarten enstanden später verschiedene Sprachen, welchen aber sämmtlich gewisse Gesetze gemeinschaftlich sind, wodurch auf das frühere Dasein nur Einer Sprache hingedeutet wird. So sieht man z. B. aus dem Vergleiche der deutschen mit der persischen Sprache ganz deutlich, daß die Sprache der beiden, so entfernt von einander lebenden Völker große Aehnlichkeit mit einander hat, was laut dafür spricht, daß die Vorfahren des deutschen Volkes ihren Stammsitz vor Jahrtausenden in Asien hatten.

Großen Einfluß auf die Vervollkommnung der Sprachen hat übrigens auch die Bildung eines Volkes. Wie der Gebildete seine Muttersprache ganz anders spricht, als der minder Gebildete, so gilt dieß auch im Allgemeinen bei ganzen Völkern.

Auch die Art und Weise sich zu ernähren, hat sich nach und nach unter den Menschen vervollkommnet. Anfangs lebte man einfach von Baumfrüchten. „Wir dürfen von den

Früchten jedes Baumes im Garten essen.« (Mos. I. 3, 2.) Später erst lernte man aus Feldfrüchten Nahrungsmittel bereiten. Der Anblick fleischfressender Thiere führte wohl auf den Versuch, sich auch des Fleisches als Nahrungsmittel zu bedienen, und als man dieses vielleicht gar zu unschmackhaft fand, kam Jemand auf den Gedanken, es durch Kochen und Braten genießbarer zu machen. Die Noth führte die Menschen wahrscheinlich auch zum Ackerbau. Als sie sich immer mehr vermehrten, deckte das Getreide, das von selbst wuchs, den Bedarf nicht mehr, man kam also auf den Einfall, es künstlich fortzupflanzen und erfand so den für die Bildung der Menschheit so wichtigen Ackerbau, welcher die Völker von dem wüsten und wilden Herumstreifen und Jägerleben abzog und zur Nehmung einer bleibenden Wohnstätte veranlaßte. Anfänglich wohnten die Menschen in zerstreuten, weit auseinanderliegenden Hütten. Nach und nach fühlten sie aber Mangel an Gesellschaft und der Trieb nach Verbindung mit Andern erwachte. So bauten mehrere ihre Häuser zusammen: Ackerbauer und Gewerbtreibende. Zuerst kamen wohl zum Ackerbauer der Schmied und der Wagner, dann entstand die Mühle, der Kramladen, der Metzger öffnete sein Schlachthaus, Wirthshäuser entstanden; endlich wurde eine Kirche, ein Schulhaus gebaut und das Dorf war fertig. Auf gleiche Weise entstanden andere Dörfer mit ihren Markungen. Von einem zum andern wurden nun Wege gemacht, das eine Dorf blühte aus irgend welchen Ursachen schneller auf, es wurde größer und größer und erhob sich zur Stadt. Auf diese Weise entstanden nach und nach unsere jetzigen bürgerlichen Verhältnisse.

Die Künste und Wissenschaften waren die letzten Erfin-

dungen des Menschen. Was davon dem Menschen zuerst bekannt wurde, das war die Sternenkunde. Die Hirtenvölker, welche unter dem heitern Himmel des Morgenlandes die Nächte im Freien zubrachten, mußten bald bei der Betrachtung der leuchtenden Himmelskörper auf ihren regelmäßigen Lauf aufmerksam werden. Sie suchten den ewigen Gesetzen dieser Ordnung nachzuforschen, und lernten bald den Lauf der ihnen bekannten Gestirne, wie der Sonne und des Mondes, berechnen. Das Schilfrohr, in welches der Hirte absichtslos blies, gab einen Ton von sich, und der erste Schritt zur Erfindung musikalischer Instrumente war gemacht. Der auf dem Wasserspiegel dahin gleitende Schwimmvogel mußte zur Nachahmung einladen. Einige zusammengefügte Balken, ein ausgehöhlter Baumstamm — dies waren die ersten Fahrzeuge; bald erhielten diese größere Vervollkommnung durch Ruder und Segel, und der Grund zur Schiffsbaukunst war gelegt. Aus solchen Anfängen entwickelten sich später — freilich nach Jahrhunderten und Jahrtausenden — alle Wissenschaften und Künste, welche gegenwärtig einen so erstaunenswerthen Höhepunkt erreicht haben.

Wenn man einen Blick auf die Landkarte wirft, welche die gesammte Erdoberfläche darstellt, so scheint es fast unmöglich, daß die Menschen von einem Orte aus sich nach den verschiedenen Theilen der Erde hätten verbreiten können. Man fragt dann, wie sie z. B. nach Amerika oder nach den Inseln der Südsee haben kommen können, zu einer Zeit, wo die Schifffahrt nur auf kleinen gebrechlichen Fahrzeugen betrieben wurde. Die Antwort hierauf ist die, daß die verschiedenen Erdtheile vor der Sündfluth ohne Zweifel in größerer Verbindung gestanden haben, daß Amerika mit Asien oder Afrika auf irgend eine

Weise verbunden war. Die Ausbreitung des Stammvolkes erfolgte dann, als es so zahlreich geworden war, daß der ursprüngliche Wohnsitz für dasselbe zu klein wurde. Ein Theil des Urvolkes wanderte wohl auch unfreiwillig aus, und wurde von dem stärkern Theile dazu genöthigt. Die ersten Auswanderungen von der Wiege der Menschen schienen nach Osten gerichtet gewesen zu sein, indem man dem Aufgang der Sonne nachzog. So wurden China und Indien wohl zuerst bevölkert, dann erst Südasien und Afrika, am spätesten wohl Europa, als das westliche Land, von wo aus sich noch später der Norden bevölkerte. Der Welttheil, in welchem die Menschen zuerst auftraten, war Asien; dann nennt die Geschichte die Aegypter in Afrika; endlich die Völker in Europa. Wie sich während dieser, Jahrtausende umschließenden Zeit, die Bewohner der erst im 15. Jahrhundert entdeckten Erdtheile, Amerika und Australien, befanden, ist uns unbekannt geblieben, da die Völker jener Länder die Kunst des Schreibens nicht verstanden und uns also keine Urkunden von ihnen aufbewahrt blieben.

Verwandlungen auf der Erde.

Wir sind gewohnt, das heutige Land mit seinen Gebirgen für das Unwandelbare, Gleichbleibende zu halten, während sie doch in fortwährenden Veränderungen begriffen sind, die uns nur deßhalb nicht auffallen, weil die Zeit, seitdem Beobachtungen angestellt sind, zu kurz ist im Verhältniß zu dem Alter der Erde. Nicht nur blos Zerstörungen, welche Luft und Wasser an den Felsen anrichten, indem sie dieselben abnagen, zerbröckeln,

herabschwemmen und ins Meer führen, kommen vor; nicht nur geschieht es, daß die Flüsse versanden, daß sie, wo sie entspringen, die Berge ablecken und den Sand dem Meere zuführen ꝛc.: sondern es ereignen sich auch wirkliche Hebungen und Senkungen, die theils langsam vor sich gehen, theils schnell durch vulkanische Ausbrüche entstehen.

So fand man z. B. beim Graben des Kanals von Södertelje in der Erde alte Kahnreste, Anker und Nägel, ja — 64 Fuß tief eine hölzerne Fischerhütte mit steinernem Fußboden und Kohlen mit Scheitholz; daher muß dieser Strich mit der Hütte früher am Meeresufer gestanden, dann untergesunken sein, da hohe Sandschichten mit Seemuscheln jetzt darüber stehen, und hierauf wieder mit dem sich hebenden Lande emporgestiegen sein!

Nördlich von Stockholm dehnt sich ein weiter Wiesengrund aus, in welchem alte Männer noch Bote und Schiffe segeln sahen.

In der Gegend Neapels bei Puzzuoli stehen 100 Schritt vom Ufer drei Säulen eines alten Tempels. 15 Fuß hoch über dem Boden findet man einen 3 Fuß breiten Ring, der von Bohrmuscheln zerstochen und benagt ist, woraus man folgern muß, daß diese Säulen lange Zeit mindestens 18 Fuß unterm Wasser gestanden haben. Da das Meer jetzt wieder 18 Fuß tiefer steht, so muß der Boden nach der Senkung von Neuem gehoben sein. Gegenwärtig steht der Boden des Tempels noch 1½ Fuß unter dem Meeresspiegel; gräbt man aber 6½ Fuß tief, so findet man einen alten Mosaickboden, der vor Zeiten mindestens 5 Fuß höher als das Meer wird gewesen sein, so daß dieser Küstenstrich eine

Schwankung von 30 Fuß erlitten hat, d. h., er hat sich 30 Fuß gesenkt und ist wieder 18 Fuß gestiegen.

Durch Erdbeben hat sich die Küste Chiles 1822 an 100 Meilen lang um 5 Fuß gehoben, und 1835 hob sie sich von neuem, wie auch die Insel Maria bei Conception gegen 10 Fuß. Durch Erdbeben sind etliche Inseln des griechischen Archipels plötzlich aufgetaucht. 1772 stürzte der Vulkan Papandayang auf Java, von 9000 Fuß bis auf 5000 zusammen, und verwandelte einen Landstrich, der 40 Dörfer trug, in Seeboden. Die Stadt Guatimala mit ihren 8000 Familien stürzte 1777 spurlos in einen aufgerissenen Spalt.

Wer wollte bei all diesen interessanten Thatsachen, denen noch viele andere beizufügen wären, nicht an das schöne Gedicht von Rückert erinnert werden:

Chidher.

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei;
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach, und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort,
Und wird so stehen ewig fort.

Und aber nach 500 Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: wie lang ist die Stadt vorbei?

Er sprach, und blies auf dem Rohre fort:
Das Eine wächst, wenn das Andere dorrt,
Das ist mein ewiger Weideort.

Und aber nach 500 Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt ich: seit wann das Meer hier sei?
Er sprach, und lachte meinem Wort:
So lange als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man in diesem Port.

Und aber nach 500 Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum,
Und einen Mann in der Sidelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei?
Er sprach, der Wald ist ewiger Hort,
Schon ewig wohn ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäume hier fort.

Und aber nach 500 Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?

Sie schrieen und hörten nicht mein Wort.
So ging es ewig an diesem Ort,
Und wird so gehen ewig fort.

Und aber nach 500 Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Der schwarze Sumpf.

An die vorweltliche Zeit werden wir leicht erinnert, wenn uns Reisende über manche der heutigen Landschaften ferner Erdtheile berichten. So erzählt der viel erfahrene Wanderer zwischen Hudson und Mississippi*) — Moriz Busch — folgendermaßen: Von Gilboa eine mehr nordwestliche Richtung einschlagend, wurden wir binnen Kurzem an dem mächtigeren Wuchse der Bäume, dem dichter und üppiger werdenden Unterholze zwischen den Stammsäulen und dem schwärzeren, feuchteren Erdreiche inne, daß wir die Gränze des schwarzen Sumpfes überschritten hatten. Diesen Namen führt ein Strich Landes, der eine Länge von 120 und eine durchschnittliche Breite von 40 Meilen in sich begreift. Er ist gegenwärtig noch schwach bevölkert, indem die Zahl seiner Bewohner nicht viel über 80,000 ist, aber in fünfzig Jahren, wenn seine Wälder mehr gelichtet und seine Niederungen entwässert sein werden, wird man ihn den Garten Ohios nennen und eine halbe Million Menschen auf ihm sich nähren sehen. Nur an wenigen Stellen ein wirklicher Sumpf mit schilfigen Lachen und Rohrtümpeln, ist er vielmehr eine

---

*) Zwei der größten Ströme in Nordamerika.

weite Fläche fetten Marschbodens, überwuchert von gewaltigem Baumwuchs, worunter verschiedene Eichengattungen, Eschen, Pappeln, Hickories (eine Gattung Wallnußbäume) und Zuckerahornbäume die am häufigsten vorkommenden Arten sind. Die Wipfeldecke, zu der sich die Zweige dieses prachtvollen Urforstes verschlingen, ist schier undurchdringlich für das Sonnenlicht, und seine Hauptcharakterzüge sind ein melancholisches Halbdunkel und ein majestätisches Schweigen. Seine geheimnißvollen Tiefen mögen noch manchen Schatz für den Botaniker enthalten. Auf uns, die wir ihn im Herbste und an windstillen Tagen durchzogen, machte er mit seinen regungslosen, halbentblätterten grauen Bäumen den Eindruck des Schauers, der Unwirthschaftlichkeit und auf Dauer der Einförmigkeit. Ein Genuß dagegen muß es sein, im Frühlinge durch sein überschwengliches Grünen und Blühen zu schweifen; und eine Lust muß es sein, ihn rauschen zu hören mit jenem Rauschen, womit am sechsten Schöpfungstage Edens Wipfel den ersten Menschen begrüßten.

Der schwarze Sumpf ist aller Wahrscheinlichkeit nach dereinst eine Bucht des Eriesees gewesen, als dessen Wasser noch 150 Fuß höher standen. Die Gleichartigkeit seines Bodens und die der Meeresfläche ähnliche Ebenheit desselben sind Ursachen gewesen, daß sein Baumwuchs beinahe durchgängig von gleicher Höhe ist, so daß der Wald sich vom Gesichtskreise wie eine unermeßliche dunkelblaue Mauer abhebt. Er war die letzte Zufluchtsstätte der Eingebornen vor ihrer Auswanderung nach dem Lande jenseits des Mississippi. An seinem Westrande kämpften sie den letzten Verzweiflungskampf gegen die weißen Eroberer ihres Erbes. Während das übrige Ohio keine reißenden Thiere und nur selten noch ein

Stück Rothwild hat, ist hier noch ein ergiebiges Revier für den Liebhaber der Jagd. In seinen hohlen Stämmen hausen Bären, Racoons, Opossums und wild Katzen in Menge. Mehr als einmal sprangen uns Trupps von kleinen Hirschen über den Weg, und vernahmen wir das Kollern wilder Truthühner. Adler und Habichte und eine bunte Mannigfaltigkeit von Singvögeln, zum Theil in's prächtigste Gefieder gekleidet, nisten in seinen Aesten. Durch seine Flächen ziehen sich gleich den Kämmen von Meereswellen von Osten nach Westen Adern von Kalkstein, von einer halben bis zu einer ganzen Meile breit und bedeckt mit schwarzer Wallnuß, Butternuß, Zuckerahorn und rothen Ulmen. Auf diesen, als den gesündesten Theilen der Gegend, liegen gewöhlich die Ansiedlungen, und so laufen auch die Straßen gemeiniglich über dieselben. Wie triebkräftig das Land ist, kann man daraus abnehmen, daß wir hier Maishalme von 15 Fuß Höhe sahen, und daß man uns einen Obstgarten zeigte, dessen Apfelbäume in einem Zeitraum von fünf Jahren 20 Fuß hoch geworden waren und an der Basis 18 Zoll Umfang erreicht hatten.

Ein Indianer-Tödter.

„Betrachten wir Kriege und Gefechte in hellem Lichte der Wahrheit, was sehen wir dann darin anders, als ein organisirtes Mordsystem; vorbedachte, sogar boshafte Mordthaten, nach kaltblütiger Ueberlegung ausgeführt rc."

Charles Sumeer, Friedensapostel.

Es war ein Mann, mit Namen Wezel, der einer der frühesten Ansiedler am Ohio gewesen, indem er die Unbe-

sonnenheit gehabt, bei Wheeling in Nordvirginien sich niederzulassen, während der Indianerkrieg am heißesten wüthete. Er bezahlte seine Tollkühnheit mit dem Leben; denn kaum hatte er sich in seiner Blockhütte nothdürftig eingerichtet, so erschienen eines Abends, als zwei seiner vier Söhne abwesend waren, die Rothhäute, erschossen und scalpirten den alten Mann, zündeten das Haus an und schleppten Ludwig, der damals 13 Jahre alt war, und seinen jüngern Bruder Jakob als Gefangenen mit sich fort. Beim Angriffe hatte eine Kugel den ältern Knaben an der Brust verwundet, was ihn jedoch nicht hinderte, auf die Flucht zu denken. Zu dieser fand sich bald Gelegenheit, da die Wilden ihre gewöhnliche Vorsichtsmaßregel, ihre Gefangenen vor Schlafengehen anzubinden, wegen des jugendlichen Alters der Brüder nicht anwendeten. Schon in der zweiten Nacht, wo der Zug am Big Lik in Ohio rastete, entwischten beide. Nachdem sie ein paar hundert Schritte gemacht, setzten sie sich auf einen umgefallenen Baum, um sich über die beste Art weiterzukommen, zu berathen. „Weißt du was," sagte nach kurzem Besinnen Ludwig, „barfuß geht das Ding nicht. Ich will darum zu den Indianern zurückkehren und für jeden von uns ein paar Moccassins holen."

Gedacht und gethan. Sie saßen noch ein Weilchen, da versetzte Ludwig: „Jetzt gehab dich ruhig. Ich laufe noch einmal hin und nehme eines ihrer Gewehre, und dann wollen wir uns fortmachen."

Auch dieses Wagstück wurde glücklich ausgeführt, und nun eilten die Brüder fort, so schnell sie's vermochten. Zwar noch Kinder, waren sie doch klug genug, ihren Pfad durch den Wald in der Richtung, in der sie gekommen, zu finden. Auch war der Mond günstig, sie auf die rechte Spur zu

leiten. Allein bald auch hatten sie die Indianer, die sie vermißt, hart auf den Fersen, und mit genauer Noth entgingen Ludwig und Jakob ihren Verfolgern dadurch, daß sie sich in das Dickicht verbargen und dieses Manöver wiederholten, als sie die Nachsetzenden zurückkommen hörten. Am nächsten Tage bauten sich die Knaben einen Floß, mit dem sie über den Ohio fuhren und glücklich in Wheeling anlangten. Als die Wezel zu Männern aufwuchsen, schwuren sie einen feierlichen Eid, den Tod ihres Vaters zu rächen, und nicht eher Frieden mit den Rothhäuten zu machen, als bis ihre Hand zum Schwingen des Tomahawks zu schwach, und ihr Auge zu blöde sei, um einen sichern Schuß zu thun. Was die andern Drei gethan, ist nicht bekannt; Ludwig Wezel aber löste sein Gelübde mit mehr als hundert Scalpen. Mord war der Zweck seines Lebens, und da die Natur ihn mit einem athletischen Körper begabt hatte, unterbrach ihn jahrelang kein Stärkerer in der Ausübung seines schrecklichen Handwerks. Er war ungefähr 6 Fuß hoch, von breiten Schultern und gewölbter Brust. Sein Gesicht war braun, wie das eines Indianers. Pokennarben entstellten seine Züge, und die Haare, die er wie Simson lang wachsen ließ, hingen ihm wie eine dunkle Büffelmähne bis auf die Kniekehlen herab. Seine schwarzen Augen sollen, wenn er zornig wurde, einen so grimmigen Blick geschossen haben, daß vor ihm selbst Beherzte ein Schauder überlaufen habe. Obwohl ein Bursche von wenig Worten, war er doch unter Freunden ein lustiger Geselle. Nie aber rühmte er sich seiner Thaten, sondern der Tod eines Indianers durch seine Hand, schien ihm nicht mehr zu gelten, als die Erlegung eines Hirschbocks oder Truthahns.

Von den vielen Sagen, die im Munde des Volkes heute

noch über ihn umgehen, nur eine. Um das Jahr 1790 verfolgte Kapitän Mac Mahon mit 20 Mann einen Trupp Indianer, die auf dem virginischen Ufer des Ohio verschiedene Räubereien verübt hatten. Ueber den Strom bis in die Gegend des Muskingumflusses gelangt, berichteten Kundschafter, welche dem Streifcorps vorausgingen, daß sie den Feind zwar entdeckt, daß derselbe ihnen jedoch an Zahl weit überlegen sei. Hierauf wurde Kriegsrath gehalten und der Beschluß gefaßt, sich zurückzuziehen. Wezel, der während der Berathung, seine Rifle über die Schenkel gelegt, und den Tomahawk in der Hand, ohne seine Stimme abzugeben, auf einem umgestürzten Baumstamme gesessen hatte, rührte sich nicht, als die Kameraden sich zur Heimkehr anschickten, und als der Führer des Zuges ihn fragte, ob er denn nicht mitgehen wollte, lautete die trotzige Antwort: er dächte nicht daran. Er wäre ausgezogen, Indianer zu jagen. Diese wären jetzt gefunden, und er wäre nicht gesonnen, umzukehren wie ein Narr, der sich hinterm Ohr kratze. Er holte sich entweder einen Scalp, oder ließe sich den seinen abziehen, ehe er seiner Wege ginge. — Dabei blieb's, und alle Vorstellungen, die man ihm machte, waren so fruchtlos, als ob man zu einem Stocke oder Blocke geredet hätte.

Als seine Freunde verschwunden waren, nahm er seine Decke auf, warf das Gewehr über die Achsel und schlug den Weg nach einer andern Gegend des Landes ein, indem er von seinem guten Glücke hoffte, es werde ihn die Gelegenheit finden lassen, die er suchte. Er vermied die größeren Flüsse, wo gewöhnlich stärkere Feindesschaaren lagerten. Er glitt mit dem geräuschlosen Tritte eines Gespenstes und mit dem scharfen Späherblicke eines Adlers durch die Wälder, bis er am Ende

des zweiten Tages aus einem buschigen Grunde Rauch aufwirbeln sah. Leise schlich er sich auf das Feuer zu, wo er zwei Decken und einen kleinen kupfernen Kessel fand, ein sicheres Zeichen, daß zu der Lagerstätte nur zwei Indianer gehörten. Er verbarg sich in dem dichten Gebüsche, und siehe da, als die Sonne unterging, erschien einer der beiden Wilden, schürte das Feuer und machte sich an die Bereitung des Abendessens. Bald darauf stellte sich auch der Andere ein. Sie speisten, und nach Vollendung ihres Mahles sangen sie und erzählten sich lustige Geschichten, über welche sie in lautes Gelächter ausbrachen. Wenig ließen die armen Bursche sich träumen, daß der finstere Tod in L. Wezels Gestalt keine dreißig Schritte von ihnen mordbrütend lauerte. Als es völlig Nacht geworden war, schlug der eine Indianer seine Decke um sich und ging, die Flinte auf der Schulter und einen Feuerbrand zum Schutze gegen die Muskitos in der Hand, hinweg, wahrscheinlich um an irgend einer Quelle dem Wilde aufzupassen. Wezel, den dieß nicht wenig verdroß, da er seine Falle so gut gestellt zu haben meinte, daß er die Scalpe der beiden sich schon am Gürtel hängen sah, wartete und wartete auf die Rückkehr des Jägers, bis der Tag zu grauen begann. Schon zirpten und schmetterten die Vögel der nahen Sonne entgegen, als er sich, um nicht auch das andere Opfer zu verlieren, aufraffte, nach dem Lager hinschlich, und dem zurückgebliebenen Indianer, der in tiefem Schlafe begraben war, mit kundiger Schlächterhand sein Messer in's Herz bohrte. Der Unglückliche zuckte zusammen, stieß ein kurzes Gestöhn aus und verschied auf der Stelle. Wezel zog ihm kaltblütig die Kopfhaut ab und ging seines Weges um neue Opfer zu suchen. Er kam an den Muskingum und

fand hier ein anderes Indianerlager, wo vier Rothhäute ihr Hauptquartier für die Herbstjagd aufgeschlagen hatten. Er überlegte sich zuförderst, ob es thunlich sei, eine solche Anzahl anzugreifen, gelangte aber endlich zu dem Entschlusse, seinem Glücke zu vertrauen und einen Ueberfall zu wagen, sobald die Feinde, die in dieser späten Jahreszeit keine Gefahr fürchteten, sich dem Schlummer überlassen hätten. Um Mitternacht glaubte er sie fest eingeschlafen, und die Rifle in der einen Hand, die Axt in der andern, schritt er auf das Lager zu. Als er sich näherte, war das Feuer fast erloschen, doch leuchtete es noch hinreichend hell, um die einzelnen Gestalten seiner Feinde erkennen zu lassen. Mit kalter Ueberlegung stand Wezel eine Zeit lang über ihnen. Dann lehnte er sein Gewehr an einen Baum, entschlossen, sich nur des Tomahawks und des Messers zu bedienen, die sicher waren, ihr Ziel zu treffen, wenn ein nerviger Arm sie schwang. Welch ein grausiges, entsetzliches Bild, ihn zu sehen, wie er sich vorwärts beugt über die bewußtlos Athmenden, wie er einen Augenblick zielt und nicht zögert, wie dann das Eisen herniederfährt in den Schädel des einen Schläfers, wie es darauf die Hirnschale eines andern zerschmettert, und wie es mit zwei Hieben den Dritten fällt, der erschrocken aufgesprungen ist, während der Vierte, Decke und Waffe im Stiche lassend, mit schnellem Fuße in den Wald entflieht! —

Solche Gräuel hat der Krieg in seinem Gefolge!!

Cincinnati, die Königin des Westens.

Im Jahre 1788 standen im Westen Amerika's drei Blockhütten am Ohiofluß, gegenüber der Einmündung des Liking. Geraume Zeit ahnte Niemand, daß sie der Keim einer bedeutenden Stadt werden sollten; denn erst vier Jahre später wuchs die Bevölkerung um vielleicht 50 Personen, welche vom Osten einwanderten. Jetzt wurde aus Baumstämmen und Bootplanken die erste Kirche, und neben ihr die erste Schule erbaut. Das einzige Wirthshaus des Ortes diente zugleich zur Abhaltung von Gerichtssitzungen, und der Platz vor der Thüre war, nach damaliger Sitte, mit Pranger und Geißelpfahl, Halseisen und Galgen geziert. Zählt man zu diesen öffentlichen Gebäuden noch das Fort Washington, wie alle Festungen des Hinterwaldes durchaus von Holz errichtet, das Gefängniß, gleichfalls ein schindelgedecktes Balkenhaus und drei bis vier Dutzend Block- und Bretterhütten, denkt man sich dahinten und daneben einen dichten, finsterblickenden Forst von Sycamoren, Ahornbäumen, Eichen und Buchen, und vergißt man nicht einen sumpfigen Pfuhl in der nächsten Nähe, umgeben von Erlenbüschen und bewohnt von Ochsenfröschen, so hat man ein Gemälde von Cincinnati, wie es vor 60 Jahren aussah.

Bald aber zog dieses kleine Nest die Siebenmeilenstiefel an, um zur „Königin des Westens" empor zu steigen. 1801 ging schon ein Schiff, zur Seefahrt gerüstet, aus Ohios Wäldern genommen und mit den Erzeugnissen seiner Rodungen befrachtet, nach New-Orleans hinab. 1802 wurde Cincinnati von der Gesetzgebung zur Stadt zweiten Rangs erklärt, und

1819, wo es gegen 8000 Einwohner zählte, rückte es zur Stadt erster Klasse auf, um von nun an mit verdoppelter Triebkraft zu wachsen und mit gleicher Schnelligkeit sich zu verschönern. 1830 belief sich die Zahl seiner Bewohner auf 24,823, zehn Jahre später auf 46,338, und 1850 wies die Einwohnerliste, trotz der inzwischen eingetretenen Cholera, welche fast 5000 Menschen hinwegraffte, 115,438 Seelen nach.

Hinsichtlich der Häusermenge ist derselbe Fortschritt zu bemerken. Während der Jahre 1815—1832 wuchs die Stadt von 1070 auf 4016, und von da ab bis 1850 auf 16,286 Gebäude an. Von den 115,438 Seelen der Bevölkerung Cincinnatis gehören nicht minder als 30,758 ihrem Geburtsorte nach deutschen Staaten an.

Von seinen Bewohnern fallen 35 vom Hundert auf die Mitgliederliste der katholischen Kirche, 62 auf die der protestantischen Secten und die übrigen 3 auf die des Judenthums, welches hier 4 Synagogen und gegen 3000 Bekenner hat. Von den 91 Kirchen aber besitzen die Katholiken 13, und zwar die schönsten und geräumigsten, die Lutheraner und Reformirten 12, die Methodisten 22, die Presbyterianer 24, die Episkopalkirche 5, und die Baptisten 7. Die übrigen vertheilen sich unter die weniger zahlreichen religiösen Gemeinschaften.

Cincinnati verdankt seine Größe seiner Lage am Ohio, der Fruchtbarkeit der Gegend und der Regsamkeit und Klugheit seiner Bürger. Es ist vorzugsweise Dampfboot- und Schiffswerfte, Fabrikstadt und Marktplatz. Seine Gießereien wetteifern mit denen von Pittsburg, seine Stuhl- und Bettstellen-Fabriken versehen den ganzen Westen mit ihren Erzeugnissen.

Wenn man Regelmäßigkeit nicht für Schönheit gelten läßt, ist Cincinnati keine schöne Stadt, aber es hat eine an-

muthige Lage. Vom Mount Auburn herniederschauend hat man bloß eine Masse grauer Schindeldächer, rother Ziegelmauern und weißer Holzwände, durch schnurgerade Straßen und regelmäßige Vierecke zerschnitten, gleichsam ein Schachbrett vor Augen, auf dem ein paar Duzend größere und kleinere Thürme die Figuren bilden; dagegen nimmt sich die Stadt von den Höhen jenseits des Flusses großartig aus. Man steht auf dem südlichen Rande eines Bergkessels. Hart unter dem Beschauer liegen, durch den waldigen Grund getrennt, aus dem sich der Liknig dem Ohio zu drängt, das freundliche Newport mit seiner vom Sternenbanner überwallten Kaserne, und das weit gedehnte Covington. Fünfzig Fuß tiefer unten fluthet, von Dampfern gefurcht, von Segelschiffen, Flachbooten und Flößen belebt, aus einem dunkelschattirten Thale der 1800 Fuß breite Ohiostrom vorüber, um hinter einem laubgrünen Hügelvorsprunge zur Linken zu verschwinden. Am jenseitigen Ufer aber erhebt sich (mit der östlich sich anschließenden Ortschaft Fulton) fünf Meilen breit und in der Mitte etwas über anterthalb Meilen tief, auf zwei Terassen die „Königin des Westens". Eine fast unabsehbare Reihe prächtiger Dampfbootdreidecker, bunt bemalt, meist aus zwei Schornsteinen rauchend, bildet die Basis des geräumigen, sanftansteigenden, mit allerlei Gütern, Ballen und Tonnen bedeckten, von Karren, Lastträgern, Schiffern, Kaufleuten und gehenden und angekommenen Reisenden überwimmelten Landungsplatzes. Weiße oder ziegelrothe Häuser mit grünen Jalousien, hohe schmale Speicher, bis in die obersten Stockwerke mit weithin lesbaren Firmen bedeckt, besäumen die drei andern Seiten. Von diesem Mittelpunkte des Verkehrs, nach dem die Mainstreet und zwei andere Hauptstraßen ein Gewühl von

Geschäftsleuten ausströmen, gehen rechts und links weitgespannte Flügel aus. Rechts qualmen Fabriken, brausen die Züge der Eisenbahn von Xenia, hämmert und sägt ein Heer von Zimmerleuten auf der Schiffswerfte an neuen Dampfbooten. Links erhebt sich der gothische Thurm der ersten Presbyterianerkirche, auf den sie eine Hand, die gen Himmel weis't, setzen wollten, aber leider nur einen goldenen Handschuh hinauf gespießt haben. Weiterhin schaut die Kuppel des riesigen Burnett-House wie Saul über alles Volk Israel auf den Fluß. Noch ferner streckt die kath. Kathedrale ihren weißen geschmacklosen Thurm empor, während in der Tiefe des Gemäldes über Mount Auburns Schatten die Kreuze von vier andern Kirchen Roms blitzen. Den Hindergrund schließen Kalkhügel, zum Theil kahl, zum Theil mit Gärten, Rebenpflanzungen und Landhäusern, zum Theil noch mit dem Urwalde bedeckt, durch den vor 60 Jahren die Kriegspfade und Jagdfährten der Mingos und Miamis (Indianerstämme) führten.

Steigt man in die Gassen der Stadt nieder, so bemerkt ein europäisches Auge manches Ungewöhnliche. Da galoppirt ein Ausrufer von Ward (Stadtviertel) zu Ward, um an den Stellen, wo die Hautstraßen sich kreuzen, ein „verlorenes Kind“ zu verkündigen. Dort um die Ecke kommt es getrommelt und gepfiffen. Eine bunte Bürgerwehrcompagnie von zwanzig Gemeinen und zehn Offizieren rückt, dreißig Mann Musik vorauf, martialisch daherschreitend zum Exerciren aus. Der Eine hat ein Bajonett aufgesteckt, der Andere zwar nicht, dafür aber ein Seitengewehr umgehängt. Der Eine hat rothe Streifen an den Pantalons, die Phantasie seines Nebenmannes fand Goldborten kleidsamer. Die Be-

fehlshaber strotzen von Stickerei und Epaulettenschwulst. Dort hält mit gravitätischer Miene ein Polizeimann Wacht, daß ein Kehrichthaufen von ehrwürdigstem Alterthume, bedeckt mit zerrissenen Stiefeln, Krautstrünken und faulen Eiern, den Schweinen nicht gestohlen werde, die sich gelegentlich auf ihm wälzen. Da boxen sich Loafer*) vor einem Spritzenhause. Hier und da und dort, nicht tausend Schritte auseinander, ragen rauchgeschwärzte Brandruinen. Jetzt kommt man an einer Barbierstube vorüber und sieht wie die Kunden, auf dem Rücken liegend, des Bartes entledigt und zugleich an Kopf und Gesicht gewaschen werden. Man begegnet Stutzern in feinster Kleidung, die sich des kothigen Wetters halber die Beinkleider bis an die Knie aufgestreift haben und sich, eben so gewandt als sparsam, statt ins Taschentuch, in die Finger schneuzen. Man tritt in ein großartiges Bankgeschäft, findet einen alten Herrn, der das Zimmer ausfegt, fragt nach dem Chef und erfährt, daß der Mann mit dem Besen es ist. Man kommt in ein andres Handlungshaus, da steht der Prinzipal in Hemdärmeln, den Hut auf dem Kopfe und — putzt seine Stiefeln. Man besucht mit einem angloamerikanischen Bekannten eine Wirthsstube, um einen Morgentrunk zu genießen. Auf dem Tische dampfen verschiedene Braten, daneben ragt eine kleine Säule von Tellern, und bei derselben

---

*) Dieß sind Herumtreiber, welche sich, ohne regelmäßiges Geschäft zu haben, irgendwie Geld und Vergnügen zu machen suchen. Wo es etwas zu sehen, zu sprechen, zu lärmen gibt, da sind sie die ersten dabei. Sie sind außerordentlich zahlreich und unsre Bummler, Eckensteher, Strömer u. s. w., unterscheiden sich aber von ihren europäischen Brüdern dadurch, daß sie immer rastlos thätig sind, wenn auch nur mit Nichtigkeiten.

steht ein Korb mit Messern und Gabeln. Während man trinkt, bemerkt man, daß andere Gäste sich fleißig zulangen. Man thut deßgleichen und nimmt (stehend natürlich) ein beträchtliches Stück saftigen Roastbeefs oder Rehrückens zu sich. Endlich greift man in die Tasche, um zu bezahlen, da klopft Einen der Freund lächelnd auf die Schulter und sagt: „Um Gotteswillen, lassen Sie doch Ihr Geld stecken. Das Frühstück ist gratis und der Wirth wird Sie auslachen, wenn er merkt, daß Sie noch so unbekannt hier sind."

Das ist Cincinnati, die Königin des Westens, die Stadt, die immer großartiger emporblüht, und die unstreitig im Weltreiche des dritten Jahrtausends für die große Republik Amerika der Mittelpunkt des Handels, der Kunst und der Wissenschaft sein wird.

Lots Weib.

Die Verwandlung der vorwitzigen Frau Lots in eine Salzsäule ist wohl Jedermann aus der h. Schrift hinlänglich bekannt. Ein neuerer Reisender berichtet über diesen Gegenstand:

„Wir untersuchten die Berge von Usdom (Sodom), und schauten uns neugierig nach der berühmten „Salzsäule" um, welche das Gottesurtheil über Lots Weib bezeichnet. Während wir an den Ufern der See herumfuhren, erblickten wir eine ungeheure, abgerundete, thurmartige Säule gegen Südosten. Dieß, sagte der Araber, sei die Salzsäule, in welcher Lots Weib bei dem Untergang von Sodom eingeschlossen worden sei. Mit einiger Schwierigkeit landeten wir hier. Wir

maßen die Säule und fanden sie 60 Fuß hoch und 40 im Umfange. Ein stattliches Weib, das, wird der Leser denken, und es kann wohl nicht sein, daß Lots Frau dem Maße dieser Säule gleich kam! Dem mag sein, wie ihm will, wir standen vor der ungeheuren Säule, und fanden, daß sie wirklich aus festem Steinsalz, aus Einer krystallisirten Masse bestand. Sie ist in der Nähe der Stelle, welche in der Bibel bezeichnet ist, und scheint die einzige ihrer Art hier; die Araber der Umgegend, welche wir befragten, erklärten, das sei Lots Weib, die wirkliche Salzsäule, von der die Bibel spreche. Meine Ansicht von der Sache ist: daß Lots Weib, die in offenem Ungehorsam gegen den ausdrücklichen Befehl Gottes zurückblieb, von der herabströmenden Flüssigkeit überwältigt wurde und den Grund zu dieser außerordentlichen Säule legte. Wäre sie durch gewöhnliche, natürliche Ursachen entstanden, so könnte man mit Recht vermuthen, daß sich noch andere ähnliche Säulen finden würden. Man kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß sie hier steht als ein dauerndes Denkmal, wie Gott einen absichtlichen Ungehorsam bestraft, der gerade zu einer Zeit begangen wurde, wo er eine besondere Rücksicht vorwalten lassen wollte. Dieses Ende des Sees ist sehr seicht, und sein Wasser dicker, salziger, als da wo es tiefer ist, denn hier ist es nur 1 bis 5 Fuß tief. Die Sondirungen gaben fast allenthalben einen flachen Boden von schmierigem Schlamm. Er zeigt keine Krystalle, aber die Ufer sind mit Salzincrustationen bedeckt, wahrscheinlich von der fortdauernden Verdampfung aus dem Meere. Wir bemerkten, als wir bei Usdom gelandet, daß nach einer Stunde unsere Fußstapfen am Ufer mit Krystallisationen überzogen waren."

Eine Geschichte aus Korsika.

Die Insel Korsika im mittelländischen Meere war bis auf die neueste Zeit ein Land der Banditen. Die französische Regierung gibt sich viele Mühe, die öffentliche Sicherheit dort herzustellen. Vor nicht langer Zeit ereignete sich dort folgender Vorfall: Ein junger Arzt, ein Korse, der in Frankreich studirt hatte, fand bei seiner Heimkehr in sein Dorf seinen Vater am Fieber gestorben und sein kleines Erbe sehr in Unordnung; es blieb ihm nichts, als einige Stücke fast unangebauten Landes. Nun ist aber die Arzneikunde ein armseliges Geschäft in einem Lande, wo eine ganze Familie sich für 12 bis 15 Fr. jährlich bei einem Arzte abonnirt; unser Arzt suchte deßhalb aus seinem kleinen Erbe Vortheil zu ziehen. Er besaß ein Haus, das eine arme Familie seit 20 Jahren bewohnte, ohne je einen Sou Miethe zu bezahlen. Der Vater des Doctors hatte sie ungestört gelassen, da er wußte, daß sie Kinder zu erziehen hätte, aber die Kinder waren herangewachsen und konnten sich selbst helfen. Der Doctor glaubte darum, es sei Zeit, sich mit ihnen auf einen regelmäßigen Fuß zu setzen; er sagte daher: er erlasse ihnen alles frühere Miethgeld, wenn sie ihn in Zukunft regelmäßig bezahlten. Die Familie wollte nichts davon hören, aber nach einem Jahre kam eine Ladung vor Gericht, worüber der alte Vater wüthend wurde und ausrief: „Ich wohne schon lange genug im Hause; es gehört mein!"

Das Gerichtsverfahren ging indeß seinen Gang, als eine andere Person auf den Schauplatz trat; dieß war niemand geringeres, als Decio, ein berühmter Bandit, der allein ganze Dörfer brandschatzte. Der Doctor erhielt von diesem Elenden,

der sich zum Richter aufwarf, einen Brief, worin er verurtheilt wurde, die Prozeßkosten zu bezahlen und seine Miethsleute in Ruhe zu lassen. Der junge, kühne Doctor kümmerte sich um diese seltsame Weisung nicht, aber ein zweiter Brief von Decio bestätigte das erste Urtheil, und forderte den Doctor auf, dem Banditen als Strafe 800 Fr. zu zahlen, wenn er nicht bei erster Gelegenheit erschossen sein wollte. Der Doctor schickte den Brief an den Generalprokurator, und nahm sich in Acht; aber sich in Acht nehmen hieß seinen Stand und seine Kundschaft aufgeben. Nach sechs Monaten war er gänzlich vermögenslos und beschloß zu sterben oder aus seiner Lage herauszukommen. Er schrieb also an den Banditen, er sei bereit, sich seiner Forderung zu fügen, und verlange eine Zusammenkunft, die auch unter der Bedingung gewährt wurde, daß der Doctor allein und ohne Waffen komme. Er kam anscheinend ohne Waffen, doch mit zwei Sackpistolen versehen. An dem bestimmten Orte fand er Decio nicht, wohl aber einen kleinen Hirten, der ihn an einen öden Ort führte, wo Decio mit zwei bis an die Zähne bewaffneten Banditen auf einem Felsen stand. Von hier aus wurde unterhandelt. Die Bedingungen waren: Freilassung des Miethsmanns, den der Generalprokurator hatte verhaften lassen, Schenkung des Hauses an denselben in gehöriger Form, und für ihn, Decio, Unterzeichnung eines Wechsels von 2000 Fr. auf den Namen eines Dritten. Der Doctor handelte, die letztere Summe ward auf 1200 Fr. ermäßigt; Decio hatte alles bei sich, Schreibzeug, Feder, Stempelpapier; er stieg von seiner Veste herab.

„Wenn du dich rührst,“ sagte er zum Doctor, indem er auf seine Begleiter wies, „hier sind zwei Bursche, die dir das Lebenslicht ausblasen.“

„Ihr seht, ich habe keine Waffen,“ sagte der Doctor.

Decio zog aus seiner Tasche Schreibzeug und Feder, diesen Augenblick aber benützte der Doctor, ihn niederzuschießen, bemächtigte sich seines Gewehrs, und warf sich, in dem Augenblick, als zwei Kugeln um seine Ohren pfiffen, hinter einen Felsen. Mit merkwürdiger Gewandtheit eilte er den Berg hinab, schlüpfte durch die Maquis wie eine Schlange und entkam den beiden Banditen. Diese sagten später, der Doctor habe muthig gehandelt, und da Decio nicht ihr Verwandter sei, so hätten sie nichts einzuwenden.

Diese muthige Handlung machte dem Doctor Freunde; aber Decio hat einen zehnjährigen Sohn hinterlassen, der sich bereits im Scheibenschießen übt und dem armen Doctor keine rosige Zukunft verspricht, da die Korsen auch die Blutrache ausüben.

Merkwürdige Fata Morgana in Californien.

Das Meer und die Wüste bieten manche Erscheinungen dar, die noch bei weitem nicht genügend erklärt sind. So gibt uns der englische Reisende Bryant über die Eigenthümlichkeit einer Fata Morgana (Luftspiegelung) folgende Schilderung:

„Um 11 Uhr betraten wir eine ungeheure, weiße, gleichförmige Fläche ohne alle Spur von Vegetation. Es war dieß ein so neues, furchtbar abstoßendes, so unheimliches Bild, daß uns Alle die Großartigkeit des Anblicks überraschte, aber uns auch einen leichten Schauder erregte. Unsere Maulthiere schienen in dem vorherrschenden Gefühl mit uns zu sympathi-

siren, sie gingen widerwillig vorwärts, und mehrere wandten sich eigensinnig um. Fünfzehn englische Meilen weit ist die Oberfläche dieser Ebene so fest, daß die Hufe unserer Thiere kaum einen Eindruck auf dem Boden zurückließen, der dem künftigen Reisenden als Richtschnur hätte dienen können. Er ist nemlich mit einer harten Kruste von salzigen und alkalinischen Stoffen bedeckt, ¼ bis ½ Zoll dick, und darunter liegt ein feuchter, weißlicher Sand mit Thon untermischt. Kleine Bruchstücke von weißem Muschelgestein scheinen ehemals die Kruste gebildet zu haben, aber durch die Einwirkung der Atmosphäre oder den Druck des von unten heraufdringenden Wassers über die Ebene zerstreut und in das Salz und den Sand eingelagert worden zu sein. Während wir fortritten, machte einer von unsern hinten reitenden Leuten uns auf einen riesenhaften Gegenstand zur Linken aufmerksam, der in einer Entfernung von 6 — 8 Meilen von uns vorwärts rückte. Es ist in den Ebenen sehr schwer, Entfernungen zu bestimmen, denn wenn man nicht den erblickten Gegenstand genau kennt, so kann man sich ungemein täuschen. Die Atmosphäre scheint häufig zu vergrößern, so daß ein Rabe auf einer kleinen Staude oft so groß erschien, wie ein Mann zu Pferde.

Der Gegenstand, den wir erblickten, war aber so ungeheuer groß, seine mit der unserigen parallele Bewegung so deutlich, daß es unsere Neugierde und Verwunderung in hohem Grade erregte, und es an ernsten und scherzhaften Vermuthungen über das Wesen desselben nicht fehlte. Bald kam ein zweiter Gegenstand von gleicher Größe hinzu, beide bewegten sich parallel mit uns über eine Stunde lang fort und verschwanden endlich hinter dem Horizont.

Je weiter wir kamen, desto weicher wurde der Boden,

und unsere Maulthiere sanken endlich manchmal bis an die Kniee in die zähe Mischung von Salz, Sand und Thon. Endlich wurde das Weitergehen für die Thiere so schwierig und ermüdend, daß mehrere von uns abstiegen und zu Fuß weiter gingen. Gegen 2 Uhr Nachmittags entdeckten wir durch den Dunst hindurch die unsichern Umrisse der Berge vor uns, an deren Fuß unser heutiger Tagmarsch endigen sollte. Noch aber waren wir von dem Ziele und dem „Gras und Wasser", das wir finden sollten, weit entfernt. Bald darauf stieg im Süden eine Wolke empor, begleitet von fernen Donnerschlägen, und ein wüthender Sturm, der über die Erde hinraste, füllte die ganze Atmosphäre um uns mit kleinen Salztheilchen, und selbst die Luft, die wir einathmeten, schmeckte nach Salz. Während dieser Sturmwind allmälig sank, erschien auf der Ebene eines der seltsamsten Phänomene, die ich je sah: in schiefer Richtung, rechts von uns, erschienen die Gestalten von 15 — 20 Menschen und Pferden, mit gegen uns gerichteten Gesichtern, als wollten sie auf uns losstürzen, doch schienen sie 3 — 5 Meilen entfernt; sie waren von riesenhafter Größe. Wir zerbrachen uns die Köpfe, wer dieß sein könne. Endlich erklärte uns ein Mitreisender, der schon mehrmals diese Gegend durchzogen hatte, daß das Ganze eine optische, der Luftspiegelung ähnliche Täuschung sei. Jetzt fiel es mir erst ein, daß diese Gestalten eine Abspiegelung unserer eigenen sein könnte: unsere Bilder warfen sich in der Atmosphäre, die mit feinen Theilen krystallisirten Stoffes gefüllt war, zurück, oder sie spiegelten sich auch am fernen Horizont, der mit demselben krystallartigen Stoffe bedeckt war. Bald kam ich in's Klare, denn die voranschreitende Gestalt schien der meinigen ähnlich, somit machte ich Bewe-

gingen, streckte die Arme aus u. dgl., und siehe, das Scheinbild that dasselbe. Jetzt war es klar; doch noch deutlicher wurde alles, indem nach einer Stunde das ganze Phänomen dahinschwand und nicht mehr zu sehen war. Diese Erscheinung erklärte indeß auch die riesenhaften Gestalten, die in einer frühern Tagesstunde so geheimnißvoll erschienen und verschwunden waren. Sie waren unsre eigenen Schatten, hervorgerufen durch die spiegelartigen Bestandtheile, welche die Atmosphäre erfüllten und die Ebene bedeckten."

Capri und die blaue Grotte.

Capri, das alte Caprea, neapolitanisch Capra, dessen eigenthümliche Gestalt von Neapel aus gesehen, besonders schön erscheint, ist eine halbe Geviertmeile groß, und besteht aus hohen, schroff abstürzenden Kalkfelsen von tiefgrauer Farbe, die ein 500 Fuß hoher Wein und Oel tragender Bergrücken oder Sattel verbindet. Am nördlichen Fuß dieses Bergrückens ist die Marina (Hafen), der einzige Landungsplatz für Schiffe, am südlichen die Marina piccola (der kleine Hafen) für Barken. Zwei weißglänzende Städtchen, Capri und Anacapri (Obercapri) und einige Häusergruppen, die zusammen etwa 3500 Einwohner zählen, sind über die Insel zerstreut. Capri liegt über der großen Marina, Anacapri auf dem westlichen Felsen. Die ersten Bewohner Capri's waren Griechen. Die Neapolitaner unterwarfen sich die Insel und vertauschten sie gegen Pithecusa (Ischia) an Augustus, der sie zu seinem Sommeraufenthalt wählte. Auch Tiberius zog sich hieher zurück und erbaute 12 Landhäuser.

Sein Andenken ist bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben und jede Ruine wird von den Einwohnern für einen Palast Tiberius erklärt. In der Mitte der nördlichen Felswand befindet sich der Eingang zur Grotte, welcher so niedrig ist, daß man nur in eigens dazu gebauten kleinen platten Barken für höchstens 3 Personen und in gebückter Stellung bei vollkommen glatter See ein- oder ausfahren kann. Die Grotte ist etwa 100 Fuß lang und halb so breit; das Meer ist hier 60 Fuß tief und eben so viel rechnet man vom Meeresspiegel bis an ihre Decke. Die Bläue der Grotte wird durch die Brechung der Lichtstrahlen im Wasser hervorgebracht und gleicht der Farbe des brennenden Spiritus.

Es war im Sommer 1826, als der deutsche Maler und Dichter August Kopisch mit seinem Freunde, dem Landschaftsmaler Ernst Fries, auf Capri landete. Der Wirth der beiden Reisenden, der Notar Don Pagani, erzählte den Fremden mancherlei von dem Eiland und in geheimnißvoller Weise auch von einer sagenhaften, von den Eingebornen als Teufelsgrotte gemiedenen Höhle. Er habe seit 30 Jahren vergebens einen Begleiter gesucht, um in die Höhle zu schwimmen. Die beiden Deutschen erboten sich sogleich, mit ihm hineinzuschwimmen und der Notar, der dieses Anerbieten mit großer Freude vernahm, gewann für dieses Wagestück noch einen Barkenführer. Alles sollte in größter Heimlichkeit vor sich gehen; man wollte mit einer großen Barke in die Nähe der Höhle fahren und in derselben eine Kufe mit Pechfackeln mitnehmen, die man angezündet im Schwimmen vor sich herstoßen wollte. Im Eifer waren die vier Männer etwas laut geworden und hatten den Eintritt des Bruders Don Paganos, eines Kanonikus, nicht bemerkt. Der Ka-

nonikus wandte alle Beredtsamkeit auf, die Männer von dem Vorhaben abzuhalten. Er erzählte ihnen von gefährlichen Haifischen und wußte allerlei Teufelssagen über die geheimnißvolle Grotte; doch vergebens. Ernst Fries nahm die Sache sehr kaltblütig und meinte, sie würden eben nichts als eine feuchte, dunkle Höhle finden. Kopisch dagegen träumte von den wunderlichsten Dingen, die da verborgen sein werden. Am andern Morgen früh wurden in der verabredeten Weise die Vorbereitungen getroffen, und bald hielt die Barke vor dem unscheinbaren Eingang der Höhle; die beiden Deutschen entkleideten sich, aber die Capresen waren auffallend ernst geworden, und der Notar behauptete, es sei ihm noch zu warm, um in's Wasser zu springen. Ein leichter Stoß von der Hand Kopisch's half seinem Entschlusse nach, und alle schwammen nach der Grotte zu, voran der Schiffer Angelo, in der Kufe mit den Pechfackeln sitzend. Als Kopisch den dunkeln Eingang durchschwommen hatte, fand er sich allein; Pagano und Fries waren umgekehrt, und als er sich nach ihnen umsah, erblickte er mit Schrecken das Wasser um sich blau, gleich Flammen brennenden Weingeistes. Doch bald verlor der ungewohnte Anblick sein Furchtbares, und freudig rief er seine Gefährten, welche ebenso entzückt über das wunderbare Schauspiel waren, das im ersten Augenblick sie zur Flucht getrieben. Sie schwammen in der Grotte umher, landeten dann an dem hintern Theile, wo der Felsboden Fuß zu fassen gestattete, und übersahen hier das Ganze in voller Pracht durch das Thor aus Tropfsteinen, in dessen Mitte der lichtstrahlende Eingang erscheint. Während die beiden Maler beim Schein einer Laterne eine Ansicht der Grotte entwarfen, schwamm Don Pagano hinaus und fuhr mit der

Barke nach der Marina, um seine Entdeckung den Mitbürgern mitzutheilen, welche sogleich in Menge herzuströmten, und bald war der Ruhm der blauen Grotte über Capri, Neapel und Italien hinaus verbreitet.

Muhamed und sein Reich.

1.

Unter dem Palmbaum einer Oase Mittelarabiens saß einst ein 25jähriger Jüngling sinnenden Blickes und achtete wenig der Schafheerde, die er für einen reichen Kaufmann in Mekka zu hüten hatte. Vor ihm lag die Endlosigkeit der dürren Hochebene in der brennenden Sonnenhitze, die heiße Luft stand still, und die staubige Fläche sah lechzend nach dem dunkelblauen Himmel empor, der auch nicht das kleinste Wölkchen sich bilden ließ. Nur hie und da standen im blauen Duft der weiten Ferne träumerische Palmenhaine, oder rauchte es neben dem Beduinenzelte, während drüben im Westen eilige Caravanenzüge schaukelnd dahinschreitender Kameele zu sehen waren, oder eine flüchtige Staubwolke den Lauf eines Beduinenhengstes verrieth.

Der Jüngling war schön, wie es sein Vater Abdallah gewesen war. Von ihm hatte er die kühne Adlernase, die feurigen schwarzen Augen, das glänzend schwarze Haar geerbt; von der sanften Mutter Amina dagegen den schönen Mund, die helle Gesichtsfarbe, die rothen Wangen und die seelenvolle Stimme. Der majestätische Gang ließ einen hochstrebenden Sinn erkennen. Sorgenvolle Gedanken schienen des Jünglings

Seele zu beschäftigen, denn er bemerkte nicht eher, daß ein Reisender ihm genaht war, als bis dieser ihm die Hand auf die Schulter legte mit den Worten: „Wie Muhamed, du hier? Ist dies deine Heerde oder dienst du nur um Lohn?"

Rasch wandte Muhamed sich um und rief: „O Saib, du kommst zu guter Stunde, um mir die trüben Gedanken um meine Zukunft zu verscheuchen."

„Was fehlt dir?" frug der Leinwandhändler theilnehmend. „Wie ist es dir gegangen und wie kann ich dir helfen?"

Muhamed antwortete: „Du weißt, daß die Meinigen früh starben und mich als armen Knaben hinterließen. Mein Onkel Abu Talib nahm mich in sein Haus. Einst machte ich eine Reise mit ihm nach Syrien; da begegnete ich einem christlichen Mönche, der mir große Dinge weissagte. Mein Onkel und ich lachten damals darüber; aber wenn ich so allein bei meinen Schafen sitze, überkommt mich oft der Gedanke, daß ich zu etwas Höherem berufen sei, als diese dummen Thiere zu weiden."

„Dir fehlt eine ernste Beschäftigung," erwiederte Saib; „gib deine Schafe drüben dem Nachbarhirten und folge mir nach Hajaschu, wo Jahrmarkt ist. Wie ich gehört habe, sucht meine Tante Chadidscha einen zuverläßigen Geschäftsführer, ich werde dich ihr empfehlen."

Muhamed, (d. i. der Vielgepriesene) folgte, erhielt die Stelle für einen Lohn von zwei Kühen, verwaltete sie aber so tüchtig, daß er bald 4 Kühe erhielt und endlich sogar der Gemahl der Kaufmannswittwe wurde. Nun war er ein wohlhabender Mann. Er machte zwar noch einige Reisen und verkehrte mit Christen, Juden, Feueranbetern und



Muhamed und sein Reich.

Beduinen; sein reger Geist beobachtete Alles scharf und da er sah, welch unwürdige Stellung die zahlreichen Bewohner Arabiens unter den Völkern Asiens einnahmen, so zog er sich mit dem Plane, eine glänzende Gewalt über die Gemüther zu erringen und seinem Volke das zu werden, was Abraham, Moses und Christus den Menschen geworden, in die Abgeschiedenheit zurück.

2.

Arabien ist ein großes (etwa 50,000 □Ml.), aber wenig fruchtbares Land, weil sein Himmel wolkenlos und seine Höhen wasserlos sind. Oede Sandstriche wechseln mit Einsenkungen des Bodens, auf welchem dünner Graswuchs und hie und da auch eine Gruppe Palmen gedeihen. Während in den Thälern und auf den Bergabhängen des Südens der dunkelgrüne Kaffeebaum seine Schneeblüthen entfaltet, die Balsamstaude und der wachholderartige Weihrauch die Luft mit Wohlgeruch füllen, starren die Gipfel des Sinai an der Nordgrenze von Schnee und Eis, und deckt wüstes Kieselgeröll breite Striche der nördlichen Abdachung. Das Leben wandelt dicht neben dem Tode. Der Giftwind tödtet die Caravane, welche die köstlichen Waaren des Ganges- oder Nilthales nach Mekka schafft, und die Existenz des Beduinen ist an sein Kameel geknüpft, das ihn tränkt, ernährt, kleidet, fortschafft und Feuerungsmaterial liefert. Während den Sinai die Erinnerung an Moses zu einer hl. Stätte macht, wüthet im Innern Arabiens endlose Blutrache, sind die üppigen Thäler des Südens die Heimath phantastischer Mährchen. Tod und Leben, Armuth und Reichthum, Bildung und Rohheit wohnen in Arabien dicht neben einander.

Die Bewohner Arabiens zerfielen in eine zahllose Menge von Stämmen, die unter einander in Fehde lebten und allerlei Götzendienst trieben, so daß in der Kaaba zu Mekka an 360 Götzenbilder standen. Im Ganzen unterschieden sich am schroffsten die gewerbe- und handeltreibenden Städtebewohner und die nomadisirenden Beduinen. Außerdem gab es noch zahlreiche jüdische und christliche Kolonieen im Lande. Einen Mittelpunkt des geistigen Lebens bildete noch die Kaaba zu Mekka, wo der schwarze Stein angebetet und der Brunnen Semsen verehrt wurde, deren Ursprung man auf Abraham und dessen Sclavin Hagar zurückführte, weil von deren Sohn Ismael die Araber ihr Geschlecht ableiten. Da trat Muhamed aus seiner Abgeschiedenheit hervor. In einer Höhle des Berges Hava bei Mekka, woselbst er sich oft monatelang aufhielt, war ihm des Nachts (610) der Engel Gabriel erschienen und gab ihm den Befehl: „Stehe auf, predige und verkünde die Größe deines Herrn!“ Am andern Morgen offenbarte er seinen Hausgenossen, daß er berufen sei, eine neue Religion zu stiften. Muhamed war damals 40 Jahre alt. Seine Frau war die erste, die er bekehrte; ihr folgte sein Sclave Saib, sein Neffe Ali, ein Knabe von zehn Jahren, und der allgemein geachtete Abu Bekr, nebst einigen Andern.

Bald darauf lud der neue Prophet seine ganze Familie zum Essen. Er setzte ihnen Milch und einen Hammelsbraten vor, und als sie gegessen hatten, stand er auf, und rief mit flammenden Worten, er könne ihnen etwas noch weit besseres geben, ja das beste auf Erden und im Himmel. „Allah — sagte er — hat mir befohlen, euch zu ihm zu rufen; wer unter euch will in diesem Geschäfte mein Großwessir (Statt-

halter) sein?“ Alle lachten, und konnten nicht begreifen, wie der sonst so verständige Kaufmann so aberwitzig reden könne. Nur Ali, der Knabe, trat an seine Seite, und erklärte, er wolle sein Großwessir sein. Da lachten die Spötter noch mehr, weil sie nun dem krüppelhaften Ali gehorchen sollten; allein Muhamed ließ sich nicht irre machen: er schalt sie Ungläubige, Gottlose und verkündete ihnen die ewige Hölle. Das erbitterte. In Mekka herrschte die Familie der Koreischiten, mit welcher Muhameds Familie, die Haschimiten, verwandt war. Jene hatten die Aufsicht über die Kaaba und empfingen die Tempelgaben, und da ihnen Muhameds Treiben gefährlich schien, gelobten sie alle Verbindung mit ihm abzubrechen und verlangten von den Haschimiten seine Auslieferung. In der Kaaba aber wurde eine Urkunde aufgehängt, welche den Bannfluch über Muhamed enthielt. Und siehe! in dieser zerfraß ein Wurm alle Buchstaben in einer Nacht, nur der Name Gottes war immer verschont. Nun zog man den Propheten vor Gericht, und forderte ihn auf, seine göttliche Sendung durch Wunder zu beweisen. Da — geht die Sage — verwandelte Muhamed den hellen Tag in finstere Nacht, und ließ dann den Mond am Himmel erscheinen. Dieser senkte sich herab, neigte sich vor ihm, sprach sogar, und nannte ihn laut vor ganz Mekka den Propheten Gottes. Dann schlüpfte er auf des Propheten Geheiß mehrmals durch dessen Aermel, theilte sich darauf in zwei Hälften, und erhob sich endlich zu den Wolken, wo er sich wieder vereinigte. Darum ist der Mond das Symbol (Sinnbild) des muhamedanischen Glaubens.

Auf ein so herrliches Wunder glaubten 500 Mekkaner, selbst der Oberrichter, obschon die Verstockten alles für Zauberei erklärten.

3.

Den größten Glauben fand der neue Prophet in Medina, weil dessen Bürger alte Feinde der Koreischiten waren. Diese schwuren ihm völlige Ergebenheit, und er versicherte ihnen eidlich, ebenso für sie leben und sterben zu wollen. Daher bekam die neue Glaubenszunft den Namen Moslemin (vom arabischen Worte Salema, Hingebung), was die Deutschen in Muselmänner verdrehten. 622 kam Muhamed in Medina an, was die Araber Hedschra nennen und von wo an sie ihre Zeitrechnung führen. Muhamed wählte nun auch 12 Vertraute, nach dem Beispiele Christi, die er Apostel und Fürsten nannte, und schickte sie aus, seinen Glauben zu predigen. Deßgleichen erbaute er einen Tempel, richtete den Gottesdienst ein, predigte alle Freitage, machte ein fünfmaliges Gebet zur Vorschrift, und da Chadidscha bereits gestorben war, nahm er mehrere Frauen, deren Zahl zuletzt bis auf 17 stieg. Der treue Ali bekam Muhameds Tochter Fatime zur Gemahlin, welcher der Vater als Mitgift gab: zwei Röcke, einen Kochapparat, zwei silberne Armbänder, lederne Kopfkissen mit Palmlaub gestopft, einen Krug, einen Becher, eine Handmühle und zwei Wassergefässe.

Zuerst wandte sich Muhamed gegen die Juden, die man vertilgen oder bekehren müsse, denn Krieg gegen Ungläubige sei Glaubenspflicht. Hierauf überfiel und plünderte er mit 300 Mann eine mekkaische Caravane von 1000 Mann bei Bedr. Da ließen die Koreischiten in Mekka's Straßen ausrufen:

Die Rach, die Rach und nicht die Schmach,
Den Brand, den Brand und nicht die Schand'!

Jung und Alt ergriff die Waffen, selbst Frauen nahmen Theil daran, und Muhamed ward am Berge Chod bei Medina geschlagen, da viele von den Seineu flohen. Ihm selbst wurden von einem Steinwurf vier Zähne eingeschlagen, und er stürzte auf der eiligen Flucht in einen Graben, wo er umgekommen wäre, da er sich seines schweren Panzers wegen nicht erheben konnte, wenn ihn die Seinigen nicht gefunden, aufgehoben und fortgetragen hätten. Später ward Medina 20 Tage lang von Juden und Koreischiten so hart belagert, daß Muhamed vergeblich ein Drittel des Dattelvorraths als Friedenspreis anbot. Nur die Zwietracht, welche unter den Belagerern ausbrach, rettete Medina vor der Eroberung. Muhameds Ansehen sank, und man ging zu offnem Ungehorsam über, als er später die Erlaubniß, nach Mekka zu wallfahren, von den Koreischiten durch schimpfliche Zugeständnisse erkaufte. Um diese Unzufriedenheit der Seinen zu beschwichtigen, unternahm der Prophet mehrere Ueberfälle gegen benachbarte Judenstämme, gegen die er sehr grausam verfuhr: 700 wurden lebendig begraben. Ueberhaupt war er gegen besiegte Feinde rachsüchtig und blutdürstig. Später drang er mit List in Mekka ein, und nun fällt er mit stürmender Hand über die Stadt her, vernichtet die Götzen, zwingt die Häupter der Koreischiten, ihn als Propheten anzuerkennen, besiegt nach und nach alle arabischen Stämme, richtet die Kaaba für den neuen Gottesdienst ein, entledigt sich auf jede mögliche Weise seiner Feinde und wird Prophet, Feldherr und Fürst der Araber, die also durch das gemeinsame Oberhaupt zu einem Volke vereinigt sind.

Nachdem dies geschehen war, sandte Muhamed Boten nach Alexandrien, Konstantinopel, Damaskus und Teheran,

von den Regenten dieser Reiche Anerkennung seines Prophetenthums fordernd. Der Perserkönig zerriß des Propheten Briefe, worauf dieser, als er es erfuhr, ausrief: „So wird auch das Perserreich zerrissen werden!“ Und als der Sultan von Damaskus die Glaubensboten verjagte, ward ihm prophezeihet: Dein Haus hat aufgehört zu regieren! Nun sandte Muhamed Glaubensheere aus, und der tapfere Chalid, das „Schwerdt Gottes“ zerhieb neun Schwerdter auf einem solchen Heerzuge. Während Muhamed sich gegen Syrien rüstete, überfiel ihn eine Krankheit. Da predigte und betete er noch viel, frug in der Moschee, ob er Jemand Unrecht gethan, und als sich Einer meldete, dem er drei Silberlinge schuldig sei, bezahlte er sie. Er starb, 63 Jahre alt. Wo er gestorben, ward er begraben, und über seiner Gruft später eine prächtige Moschee errichtet.

4.

Muhamed lehrte, es gebe nur einen Gott, und er sei dessen Prophet. Gebet, Almosen, Wallfahrt, Enthaltsamkeit, Waschungen und Kampf gegen die Ungläubigen waren Glaubensgebote. Der Koran, welcher seine Reden und Gebote enthält — gleichsam die Bibel der Türken ist — wurde erst nach seinem Todte geschrieben, indem die, welche Muhameds Reden behalten hatten, sie dictiren mußten. Er ist ohne Ordnung, voll Widersprüche, bald hoch dichterisch, bald matt prosaisch. Muhamed war sehr eitel: seinen Schnurrbart stutzte er sich jeden Freitag, vor dem Gebet, bürstete die Nägel, schminkte die Augen, so wie die Augbraunen, und trug stets Spiegel, Kamm und Pomadebüchse bei sich. In seinem Hause sah es ärmlich aus, oft hatte er nur trocken

Brod, ja 3 Tage lang mußte er einmal hungern. Hatte er etwas, so war er freigebig, gegen Thiere mitleidig, liebte die Katzen und hatte seinen weißen Lieblingshahn stets hinter sich auf dem Pferde. Er ging viel barfuß, trug erst spät Beinkleider, ein baumwollenes Hemd, schlief auf einem Sack Palmblätter, folgte jeder Leiche und gab jedem die Hand. Auf dem Markte kaufte er selbst ein, machte Speisen und Kleider selbst und molk auch seine Ziegen eigenhändig. Dabei war er furchtsam, oft verzagt und kleinmüthig, so daß sein Reich zerfallen wäre nach seinem Tode, hätten die nachfolgenden Eroberer es nicht gerettet. Honig, Zwiebel und Milchgerichte, Palmenkohl und Kürbisse, Wassermelonen, Trauben und Datteln aß er gerne. Wein trank er nie. Er war schweigsam, ließ sich gern Mährchen erzählen, und wenn er sprach, geschah es in singendem Tone. Kein Mittel war ihm zu schlecht, wenn es zum Ziele führte; dennoch hat seine Religion viel gewirkt, die Araber zu bessern und grausame Sitten abzuschaffen.

Als er gestorben war, folgte ihm Abu Bekr in der Regierung, der sich Chalif nennen ließ. Nach zwei Jahren folgte diesem der stattliche, rothbärtige Omar, unter dem die Eroberungen begannen. Verwüstend ergossen sich die Glaubensheere über Syrien, eroberten Jerusalem, Damaskus, das uralte Babilon, stürzten den Thron in Persien, belagerten mehreremal Konstantinopel, unterwarfen Aegypten und die Nordküste von Afrika, gingen über die Straße von Gibraltar und siegten 711 in Spanien bei Xerez de la Frontera, wo sie Karl Martell 732 schlugen, besetzten Sicilien und Unteritalien, wo sie den Hohenstaufen gegen den Pabst beistanden, gründeten in Vorderindien und im Gangesthale große Reiche und bekehrten fast alle Völker Vorderasiens bis an den Hindukusch.

In kurzer Zeit stand also ein neues Weltreich da! So hatte der träumerische Jüngling unter der Palme doch recht, wenn er zu Said sagte: „Mich überkommt oft der Gedanke, daß ich zu etwas Höherem berufen sei, als die dummen Schafe zu weiden.“ Ja, er war berufen, und wäre es auch nur, daß die wilden Schaaren, die sich durch die sinnlichen Verheißungen ihres Propheten zu solcher Tapferkeit und Tollkühnheit anspornen ließen, — wäre es auch nur, daß sie eine Geißel in der Hand Gottes sein sollten, um die entarteten, verweichlichten und sittenlosen Völker zu züchtigen.

Als die Araber übrigens das große Weltreich gegründet und ihren Eroberungsdurst gestillt hatten, fingen sie auch an, Künste und Wissenschaften zu treiben. Vor allen liebten sie Geographie, Astronomie, Naturwissenschaft und Philosophie. Sie wurden das gebildetste Volk der Welt. Die Christen empfingen durch die Vermittlung der Araber die ersten Nachrichten von den Schriftstellern des alten Griechenlands, mehr als ein deutscher Geistlicher wanderte nach Spanien, um sich dort unterrichten zu lassen. Der Perser Firdusi besang in einem schönen Heldengedichte die Helden des alten Persiens, Sadu und Hafis sangen ihre fröhlichen Trinklieder, Avicenna ward der Lehrmeister der Theologen des christlichen Mittelalters, Gaber schuf die Chemie, Lokmann die schönen Fabeln, und bis Copernikus konnte man Optik und Astronomie nur aus arabischen Schriften lernen. Auch in der Medicin waren sie Meister.

Am meisten haben sie sich in der Baukunst ausgezeichnet, denn sie waren die ersten, welche schlanke Thürme, runde Kuppeln und Spitzbogen zu bauen wußten. Berühmt war die Moschee in Cordova, die 350 Fuß tief und 450 Fuß

breit war. Sie bestand aus 19 Abtheilungen (Schiffen), die durch 1500 Säulen und Bogen getrennt wurden. Die 19 ehernen Thore waren mit Goldblech überzogen, der Boden der Kapelle von Gold und Silber und das Ganze durch zahllose prachtvolle Lampen erhellt. Das Königsschloß Alhambra ist zwar heute Ruine, wird aber noch als eines der prächtigsten Gebäude bewundert. Es war so zauberhaft gebaut, daß das Ganze wie ein Mährchentraum aussah.

Die Christen entlehnten von den Arabern den sogenannten Hufeisenbogen, welcher das charakteristische Kennzeichen des byzantinischen Baustyls ist, der sich z. B. noch am Dom zu Mainz findet. Mancherlei Kunstfertigkeiten und Geräthschaften lernten ihnen die Kreuzfahrer ab, z. B. die Mühlen, die Sand- und Wasseruhren, die Weberei. Ueberhaupt muß die Bedeutung der Araber für christliche Bildung, Wissenschaft, Kunst, Handel und Gewerbe sehr hoch angeschlagen werden.

Die Wüste Sahara.

Die Sahara ist ein Tiefland, das sich vom adriatischen Meere bis an Aegypten und Nubien erstreckt und ist die größte Wüste des Erdbodens, deren Flächeninhalt man auf 60,000 □M. schätzt. Sie ist das Bild des Todes, denn in ihr gibt es keine Bewegung, kein Leben, nichts Lebendiges. Keine Löwen und Gazellen durchstreifen sie, denn diese wohnen im Walde und an Quellen; kein Adler kreist über den regungslosen Sandflächen, denn hier findet er keine Beute, da selbst das gefallene Vieh sich sofort auflöst. Tagelang wandert die Caravane, ohne ein grünes, stachliches Pflänzchen

zu sehen; nur wo ein brakiges Wasser sich sammelt, findet man einige magere Palmen, auf denen auch wohl ein verirrter Vogel ein Lied des Heimwehs singt und dafür von den Caravanen mit einigen Getreidekörnern belohnt wird. Wandelnde Sandberge, von denen so viel gefabelt wird, gibt es nicht, denn der Sand liegt fest auf, daher weilt lautlose Stille, ewiges Einerlei über der Wüste und füllt das Herz mit allen Schrecken der tiefsten Einsamkeit. Wohl wechseln nach Tagereisen Felsenriffe, Kieselgeröll mit Flugsand, Hügeln und Thalsenkungen, aber selbst diese Abwechslung ist einförmig. Eine Ameise oder Eidechse, die von der Sonnengluth zu leben scheint, zu sehen, ist ein wichtiges Ereigniß für die Reisenden, von dem sie sich tagelang unterhalten. Die Klippen sind indeß oft sehr malerisch und grotesk geformt. Die Sommermittage sind entkräftend, die Nächte kühl, die Winter kalt. Mitten in der Einöde der Wüste findet man auf den Oasen Spuren uralter Kultur. Die Brunnen sind meist mit Sträuchen und etwas Erde verdeckt, um sie gegen die austrocknende Hitze zu schützen. Im Innern sind sie ausgemauert und haben hervorragende Steine als Tritte. Daher gehört Seiltänzerkunst dazu, mit einem Eimer hinab- und hinauf zu steigen, denn das Gedränge, Stoßen, Fluchen und Puffen ist fürchterlich, weil die Letzten gewöhnlich kein Wasser bekommen, da diese trüben Quellen nur wenig Wasser halten.

Die Ermordung der Eltern auf den Fidschi-Inseln.*)

Der Glaube an ein künftiges Leben ohne irgend eine religiöse oder sittliche Verpflichtung ist die Quelle vieler fürchterlichen Gebräuche. So gehört hieher, daß die Fidschi-Insulaner ihre Eltern umbringen, wenn sie in ein vorgerücktes Alter treten. Es ist ein ganz gewöhnliches Vorkommniß, daß ein Vater oder eine Mutter ihren Kindern anzeigen, es sei Zeit für sie zu sterben, oder daß ein Sohn seinen Eltern erklärt, sie fallen ihm zur Last. In beiden Fällen werden die Freunde zusammengerufen und von dem Falle unterrichtet. Alsdann findet eine Berathung statt, die gewöhnlich damit endet, daß dem Verlangen nachgegeben wird, worauf ein Tag festgesetzt wird, gewöhnlich auf eine Zeit, wo Tavo und Yomes reif sind, damit man gleich das Nöthige zu einem großen Feste hat, das Mburua heißt. Die betagte Person wird gefragt, ob sie vor dem Begräbniß erdrosselt oder lebendig begraben sein wolle. Wenn der festgesetzte Tag heranrückt, so bringen die Verwandten und Freunde Tapas, Matten und Oel als Geschenke. Die betagte Person bezeichnet sodann den Platz, wo das Grab gegraben werden soll, und während die Einen es machen, legen die Andern ein neues Maro und Turbane an. Ist das Grab, welches eine Tiefe von ungefähr vier Fuß hat, fertig, so wird das Opfer hineingehoben, während die Verwandten und Freunde ihre

*) Die Fidschi-Inseln in Australien, über 70 an der Zahl, gehören unter die Inselgruppen südlich dem Aequator und liegen östlich von den neuen Hebriden.

Klage beginnen, weinen und sich schneiden, wie sie es bei andern Leichenbegängnissen thun. Dann geben ihm alle einen Scheidekuß, worauf der lebende Körper zugedeckt wird, zuerst mit Matten und Taba, welche um den Kopf gewickelt werden, und dann mit Holz und Erde, welche man zusammenstampft.

In der nächstfolgenden Nacht begibt sich der Sohn allein zum Grabe, und legt ein Stück Ava-Wurzel darauf, was das vei-tala oder Lebewohl heißt. Ein Missionär, Herr Hunt, war Zeuge mehrerer solcher Handlungen gewesen. Bei einer Gelegenheit wurde er von einem jungen Manne aufgefordert, für den Geist seiner Mutter zu beten, welche todt sei. Hr. Hunt lebte zuerst der Hoffnung, daß sich eine Veranlassung bieten werde, seine große Sache zu fördern. Auf Befragen erzählte ihm der junge Mann, daß er und seine Brüder eben im Begriff seien, sie zu begraben. Hr. Hunt begleitete den jungen Mann, indem er sagte, daß er der Procession folgen und seinen Wunsch erfüllen wolle; wie sie aber die Procession erreichten, zeigte der junge Mann auf seine Mutter, welche so heiter und munter als irgend Jemand im Zug mitging und augenscheinlich sehr vergnügt war. Der Missionär drückte dem jungen Manne sein Erstaunen aus und fragte, wie er ihn so sehr täuschen könne, daß er seine Mutter für todt ausgebe, während sie doch am Leben und vollkommen wohl sei. Darauf wurde ihm die Erwiederung, daß sie ihr Todtenfest bereitet hätten, und jetzt im Begriff seien, sie zu begraben: sie sei alt; er und seine Brüder hätten gedacht, sie habe lange genug gelebt, es sei jetzt Zeit, sie zu begraben, worein sie auch gerne gewilligt, und sie wollten es jetzt thun. Er fügte bei, sie hätten aus Liebe zu ihrer Mutter so gehandelt; aus derselben Liebe wollten sie sie jetzt

begraben, und Niemand sonst als sie könne oder dürfe ein so heiliges Geschäft verrichten.

Hr. Hunt that alles, was in seiner Macht stand, um eine so teuflische Handlung zu verhindern, allein man gab ihm sonst keine Antwort, als: sie sei ihre Mutter, sie seien ihre Kinder, und sie müßten deßhalb sie tödten. Als man bei dem Graben ankam, setzte sich die Mutter nieder, worauf das ganze Gefolge, Kinder, Enkel, Verwandte und Freunde herzlichen und zärtlichen Abschied von ihr nahmen. Dann legten ihr ihre Söhne einen aus gedrehter Tapa verfertigten Strick zweimal um den Hals und erdrosselten sie damit, worauf sie mit den üblichen Ceremonien in das Grab gelegt wurde. Dann kehrten sie zum Trauerfest zurück, und nun war das Weib so ganz vergessen, als ob sie gar nie gelebt hätte. —

Einmal that ein alter Mann von Levuka etwas, das einen seiner Enkel ärgerte, worauf dieser Steine nach ihm warf. Der alte Mann that gar nichts, aber er entfernte sich und sagte, er habe nun lange genug gelebt, da seine Enkel ihn ungestraft mit Steinen werfen könnten. Dann bat er seine Kinder und Freunde, ihn zu begraben, worein diese auch willigten. Es wurde ein Fest bereitet, er in seine beste Tapa gekleidet und sein Gesicht geschwärzt. Darauf setzte man ihn in sein Grab, so daß sein Kopf zwei Fuß niederer war, als der Rand, umwickelte ihn mit Tapa und Matten, und stampfte die Erde fest. Während dieß geschah, hörte man ihn sich darüber beklagen, daß sie ihm wehe thäten und so hart drückten. — Auch der Selbstmord ist unter den Fidschi-Insulanern nicht selten, und sie glauben, daß sie so, wie sie das Leben verlassen, immer nachher bleiben werden, was auch ein

mächtiger Beweggrund ist, daß sie eher freiwillig sterben, als daß sie Krüppel oder schwach werden. Weiber werden gleichfalls bei dem Begräbnisse ihrer Männer häufig erdrosselt, oder lebendig begraben, gemeiniglich auf ihre eigene Bitte, weil sie glauben, daß sie nur auf diese Weise selig werden können. Dieses Opfer ist indeß manchmal auch nicht freiwillig. Aber wenn auch ein Weib sich weigert, sich erdrosseln zu lassen, so wird sie von ihren Verwandten oft dazu gezwungen. Dies geschieht aus eigennützigen Beweggründen, denn durch ihren Tod bekommen sie ein Recht auf die Verlassenschaft ihres Mannes.

Indeß bitten nicht blos viele Eingeborne ihre Freunde, sie zu ermorden, um der Altersschwäche zu entgehen, oder bringen sich aus diesem Grunde selbst ums Leben, sondern auch die Familien haben einen solchen Widerwillen davor, ungestaltete oder verstümmelte Personen unter sich zu haben, daß diejenigen, denen ein solches Mißgeschick begegnet ist, fast immer getödtet werden. So wurde ein Knabe, dem ein Haifisch das Bein weggebissen hatte, erdrosselt, obgleich Aussicht auf seine Rettung vorhanden war. Als Grund für seine Ermordung gab man weiter nichts an, als daß er, wenn er am Leben geblieben wäre, für seine Familie eine Schande gewesen sein würde, da er nur mehr ein Bein gehabt habe. Wird ein Eingeborner, sei es Mann, Weib oder Kind, von einer langwierigen Krankheit befallen, so drehen sie ihm den Kopf um, oder erdrosseln ihn. Hr. Hunt erzählt, daß dieß häufig vorkomme, und daß er nur mit Mühe einen seiner eigenen Dienstboten, der nachher wieder ganz gesund geworden sei, vor diesem Schicksal habe bewahren können.

Der Hahnenkampf.

Die Heimath der Hahnenkämpfe und ihre eifrigste Pflege ist auf Manilla, einer der philippinischen Inseln im indischen Archipel, welche man seit alten Zeiten die „Perle des Orients" nennt.

Von jeher diente es zum besonderen Vergnügen der Menschen, auf den verschiedensten Bildungsstufen, den Kämpfen der Thiere zuzuschauen, und sich daran zu ergötzen. Je gewaltiger die streitenden Kräfte, um so anziehender war das öffentliche Schauspiel. Man berichtet von einem großen Weltweisen, daß er sich in seiner Einsamkeit oft das Vergnügen gemacht habe, dem Kampfe zweier Spinnen zuzuschauen. Die Spinnen sind bekanntlich nicht sehr friedlich mit einander, und man sagt daher schon im gewöhnlichen Leben von Menschen, die sich heftig bekämpfen, sie seien sich spinnenfeind. Sonst stehen die meisten Thiere gleicher Gattung in friedlichem Verhältnisse mit einander. Nur die Hähne bekämpfen sich zeitweise mit ihren angebornen Seitengewehren, und in England, wo man sich gerne allerlei Zeitvertreib macht, hat man auch die Hahnenkämpfe aufgebracht und große Wetten dabei angestellt.

Dem Hauptstamme der Ureinwohner, den Tapalen auf Manilla, sind die Hahnenkämpfe noch die höchste Freude. Sie sind leidenschaftliche Freunde des Hahnenkampfes und pflegen die Kampfhähne mit ausnehmender Liebe und zartester Sorgfalt; stets tragen sie solche bei sich, wie man in frühern Zeiten die Schoßhündchen trug, und streicheln und liebkosen sie. Der Kampfhahn auf Manilla ist viel größer als unser Hahn und schreitet mit einer großthuerischen Würde einher,

als ob er wüßte, was es zu bedeuten hat, wenn sein Ehrentag kommt, an dem er einen Waffengang macht. Ein Anderer bringt an solch bestimmtem Tage seinen Hahn gleichfalls herbei, man wettet Stoffe, Geschirre und allerlei Schmuck, was Derjenige erhält, dessen Hahn den andern zuerst unterbringt. Die Gegenstände der Wette sind zur Seite gelegt, eine aufmerksame Gruppe sitzt auf dem Boden und verfolgt mit gespannten Mienen den Ausgang des Kampfes. Mit geschwollenem Kamm und aufgesträubten Federn schießen die Hähne aufeinander. Man setzt von beiden Seiten, der Sieg schwankt hin und her, bis endlich einer unterliegt, und mit dem eroberten Gewinne, seinen Hahn im Arme streichelnd, kehrt der Glückliche heim, wogegen der Andere traurig die ausgerissenen Federn betrachtet und den verlornen Preis bedauert.

So ist der Hahnenkampf in Zeiten der Ruhe auf Manilla ein Gegenstand des Vergnügens und Ergötzens.

Stiergefechte.

Nicht so unschuldiger Natur als die Hahnenkämpfe sind die Stiergefechte. Sie waren schon bei den Griechen üblich, besonders in Thessalien. Die Kämpfer ritten meist zu Pferde mit einem wüthenden Stiere im Kreise umher, doch so, daß dieser das Pferd nicht stoßen konnte, weßhalb sie sich mit dem Pferdekopfe dicht an den Stier hielten; dann faßte der Reiter die Hörner desselben und ließ sich vom Pferde reißen, blieb aber immer zur Seite des Stieres hängen. War der Nacken des Thieres durch die Last ermüdet, so umwickelte

jener mit den Füßen die Vorderschenkel des Stiers und brachte ihn dadurch zum Fallen und zwar so, daß er auf den Rücken zu liegen kam und die Beine in die Höhe standen, während die Hörner sich in den Sand einbohrten. Bei den Stiergefechten im Mittelalter waren vorzüglich die Hunde die Gegner der Stiere. Ein halb Dutzend magere, abgemattete Ochsen wurden von vier starken Burschen mit Knitteln geneckt, dann kamen Hunde an die Reihe, welche von den wüthenden Thieren oft zwanzig Fuß weit geschleudert wurden. Die vorzüglichsten und berühmtesten aller Stiergefechte finden jedoch in Spanien statt. Schon zu den Zeiten der Römer ergötzten sich die Iberier, die damaligen Bewohner Spaniens, an dergleichen Kämpfen, und diese grausame Volksbelustigung erhielt sich durch das ganze Mittelalter hindurch und ist noch heut zu Tage im Gange. Von Zeit zu Zeit verboten einzelne Monarchen dieselbe; vergebens schleuderten auch Päpste Bannstrahlen dagegen: immer brach sie sich wieder Bahn. Gewöhnlich wird in den größern Städten Spaniens, z. B. in Madrid, das Stiergefecht in eigens dazu erbauten halbrunden Schaubühnen (Amphitheater) abgehalten, wo sich die Sitze stufenmäßig erheben, denen sich oben eine Logenreihe anschließt. Um den Kampfplatz (Arena) herum zieht sich eine fünf Fuß hohe Barriere von starken Bohlen, die von einer Strecke zur andern acht bis zehn Zoll breite Oeffnungen hat, um die fliehenden Kämpfer durchzulassen. Oft genügen jedoch solche Schranken nicht und der Stier überspringt sie. Ein solches Amphitheater faßt 12,000 bis 15,000 Zuschauer. In andern Städten, wie Segovia, Victoria u. s w. werden die Hauptplätze der Stadt zu dergleichen Schauspielen eingerichtet, und kein Hausbesitzer darf sich weigern, zum Behufe derselben Anbaue an

seinem Hause anbringen zu lassen. Die Stiere werden mit großer Sorgfalt unter den halbwilden Heerden Andalusiens ausgesucht und die wildesten und unbändigsten gewählt. Den Tag vor dem Stiergefecht halten sie ihren feierlichen Einzug. Das Volk strömt in dichter Menge herbei, ruft den Stieren Viva's zu und ist durch ausgespannte Stricke von dem Zuge getrennt. Die Fenster sind mit Damen besetzt, die ihr Vergnügen an der Scene durch Grüßen und Winken an den Tag legen, und festlich gekleidete Reiter eilen den Stieren entgegen, um sie zu betrachten und zu beurtheilen. Sobald diese in dem Circus angelangt sind, wird jeder in ein besonderes Behältniß, dicht am Circus, der königlichen Loge gegenüber, gesperrt. Dieses Behältniß heißt „Toril" oder Zwinger. Die Nacht vergeht unter Zechen und Schmausen. Mit Tagesanbruch wird ein Stier de valde (gratis) losgelassen, und der Pöbel, zu arm um den Zutritt zum wirklichen Stiergefechte bezahlen zu können, betritt den Circus, theils um zu schauen, theils um selbst zu kämpfen, wobei Mancher verletzt wird, ja selbst sein Leben einbüßt. Ist der Stier getödtet, so muß der Haufe weichen und der Circus füllt sich mit den Reichern. Der König oder der Vornehmste des Adels hat den Vorsitz; ihm gegenüber ist die Municipalität (Stadtobrigkeit). Der „Alguazil" in schwarzer altspanischer Tracht reitet gravitätisch den Schranken entlang bis vor die Loge der Behörden und bittet um die Erlaubniß, den Kampf zu eröffnen, worauf ihm der Unterpräfekt die mit Bändern geschmückten Schlüssel des Torils zuwirft. Der Ehrenloge gegenüber öffnet sich nun ein Thor. Etliche „Picadores" reiten herein und stellen sich an den Schranken auf. Ihnen folgen sechs bis acht „Capeadores" zu Fuß in reichgesticktem,

andalusischem Gewand, weißseidnen Strümpfen und leichten Tanzschuhen, von der Schulter herunter wallt ihnen die „Capa," der weite und lange Mantel aus leichtem Seidenstoffe; sie bilden an verschiedenen Stellen der Arena malerische Gruppen.

Plötzliche Stille — gespannte Erwartung. — Da kommt in wilden Sprüngen der Stier. Mitten in der Arena steht er still, schaut sich um und scharrt zornig mit dem Fuße den Sand. — Die leichtbesohlten Capeadores beginnen ihr Spiel. Da, dort, von links, von rechts, tritt einer dem zornigen Thier in herausfordernder Stellung entgegen, schwingt den flatternden Mantel, und wenn der Stier auf ihn losstürzt, bringt jenen ein gewandter Sprung außer Bereich der gefährlichen Hörner, oder er flüchtet sich behend durch die Bretterschranken.

Unterdessen hat sich einer der Picadoren nach Produktion etwelcher Reitkünste inmitten der Arena aufgestellt. Der gereizte Stier faßt ihn ins Auge, senkt dann den Kopf und stürzt auf ihn los. Der Picador hat den Zügel kürzer gefaßt, den Speer, eine starke 6 — 8 Fuß lange Stange mit kurzer eiserner Spitze, nach Art der Ritter bei den Turnieren eingelegt, und erwartet um so unbeweglicher den Anlauf, als seinem Pferde eine Binde um die Augen gelegt ist. Der erste Angriff des Bullen wird siegreich abgewiesen; der Speerführer stößt ihm die Lanzenspitze in den Nacken und weist ihn mit kräftigem Ruck zur Seite. Dicke, schwarzrothe Tropfen rollen dem Thier über den Hals hinunter. Es ist das erste Blut, das fließt; in kurzem wird es reichlicher rieseln. Der Stier nimmt seinen Anlauf zum zweitenmal; diesmal gleitet die Lanzenspitze von seinem Halse ab — ein gewaltiger Stoß —

das lange scharfe Horn ist dem Pferde tief in den Leib gedrungen und Roß und Reiter stürzen über einander auf den Sand. — Die Aufmerksamkeit des immer toller werdenden Bullen abzulenken, umschwärmen ihn nun wieder gleich Bremsen die leichtfüßigen Männer mit der Capa. So gut es gehen mag, windet sich der Picador unter dem verendeten Pferde hervor und ein zweiter nimmt mit seinem geblendeten Pferde den Kamf auf. Aber auch dieser, ein dritter — vierter wird vom Stier geworfen. Drei — vier Gäule sind schon preisgegeben. Einer liegt todt auf dem Sand, einem andern ist die Brust aufgerissen und sein Herzblut rinnt wie ein Brunnen zur Erde, während des Thieres Kopf sich allmählig senkt, seine Beine zu schwanken beginnen und es schließlich leblos zu Boden stürzt. Selbst der Stier ist endlich des Kampfes überdrüssig geworden. Mit einem gewaltigen Anlauf sucht er über die Schranken zu setzen; aber er hat seine Rolle noch nicht ausgespielt. Einige der flinksten Capeadores haben ihre Mäntel über die Schranken gehängt und die „Banderillas“ ergriffen. Es sind dieß lange und dünne Schindeln, oben und unten zugespitzt, mit bunten Papierstreifen überklebt, an der untern Spitze mit einem stählernen Widerhaken, an der obern mit einem flatternden Seidenband versehen. Der Torero faßt in jede Hand eine Banderilla, stellt sich dem Stier gegenüber, springt im nämlichen Augenblick, da dieser sich auf ihn stürzen will, leichtfüßig dicht an ihm vorbei und stößt ihm beide Banderillas gleichzeitig in den Nacken. Der Bulle schüttelt sich und brüllt vor Wuth und Schmerz, daß es den Neulingen durch Mark und Knochen dringt. Schon hat der Stier vier Banderillas im Nacken, noch zwei — doch kaum hat jetzt der Torero den Widerhaken dem Thier durch das dicke Leder

gestoßen, so pufft's und knallt's: es sind Banderillas mit Feuerwerk gewesen. Außer sich, mit ohrzerreißendem Wuthgebrüll, rennt der Stier in der Arena umher, prallt gegen die Schranken, taucht die Hörner noch einmal in den Leib der getödteten Pferde und zerstampft sie mit den Füßen. Endlich der letzte Akt. Ein frischer Kämpe, der Matador, betritt den Schauplatz. Ein freudiges „Ah" und der Name „Cuchares" (sprich Kudschares) erschallt aus Aller Mund; Aller Augen sind nach ihm gerichtet, alle Hälse gereckt. Ein Mann von mittlerer Größe, von kräftigem Nacken, prallen Gliedern und eleganter Taille, gekleidet in eine mit Gold- und Silberstickereien überdeckte Jacke, mit dunkelbraunen Kniehosen und weißseidnen Strümpfen, die blauschwarzen krausen Haare auf dem Scheitel in einen Knoten gebunden, das volle, glattgeschorne Gesicht wie aus Goldbronze gegossen — das ist Cuchares, der berühmteste und gefeiertste von allen Stierkämpfern der Jetztzeit.

Ruhig lächelnd grüßt Cuchares die Menge, ruhig lächelnd geht er der zur äußersten Wuth gereizten Bestie entgegen, in der Linken die Muletta tragend, ein an einem Querstab befestigtes viereckes Stück scharlachrothen Tuchs, in der Rechten den zweischneidigen, dolchförmigen Degen. Eine Weile spielt er mit dem Thiere, wie die Katze mit der Maus; er hält ihm die Muletta entgegen, auf welche der Stier sich stürzt, während eine leichte, graziöse Bewegung ihn außer Bereich der auf ihn gerichteten Hörner bringt. Bald aber stellt sich der Matador dem Bullen zum letzten Kampfe gegenüber. Mit dem rechten Fuße ausfallend, den Oberkörper etwas vorgebogen, die Muletta gleich einem Schilde vorhaltend und in der erhobenen Rechten den Degen mit schief abwärts gekehrter

Spitze, so erwartet er den Stier. Dieser stürmt gesenkten Kopfes heran, kaum zwei Schritte trennen die Kämpfer, da stößt Euchares mit sicherem Blicke und fester Hand dem Thiere die Spitze des Degens in den Nacken; sie ist zwischen zwei Wirbeln in das Rückenmark gedrungen, und der Bulle stürzt, wie vom Blitze getroffen, leblos zur Erde.

Schmetternder Trompetentusch, tausendstimmiges Bravo! — Nun schleppen drei schellen- und quastenbehangene Maulthiere den todten Stier unter Halloh und Peitschengeknall erst rings um den Circus und dann zur Arena hinaus. Auch die ganz und halb verendeten Pferde werden erst jetzt fortgeschafft; denn es ist Regel, den Anblick der gespießten Gäule dem Publikum so lange zu gönnen, bis der Stier gefallen ist.

Ein Augenzeuge eines solchen Schauspiels, ein Nichtspanier, berichtet: vom Augenblicke, wo der Stier kampfentbrannt in gewaltigen Sprüngen den Toril verließ, bis da er von den Maulthieren hinausgeschleift wurde, mochte es ungefähr zwanzig Minuten gedauert haben. Sechsmal wiederholten sich mit geringer Abwechslung die aufeinanderfolgenden Scenen; sechs Stiere wurden in weniger denn drei Stunden gehetzt und getödtet, zehn bis zwölf Pferde gespießt, bevor es Abend wurde. Kaum vermochte der Sand das schwarze Blut mehr aufzufangen, das zur Augenweide der Menge vergossen wurde.

Dem Trauerspiel folgte die Posse; die Posse aber nach dem blutigen Drama des Stierkampfs ist die „Novilla.“ (Oft geht sie auch dem eigentlichen Stierkampfe voraus, wie wir Eingangs erwähnten!) — Nachdem der letzte der sechs Stiere todt aus der Arena geschleift worden war, öffneten sich die Schranken dem Publikum. Ein junger Bulle mit

faustgroßen hölzernen Kugeln an den Hörnern verließ in muthwilligen Sprüngen den Toril. Wer nun Lust und Liebe fühlte, sich mit dem Stier zu messen, dem stand die Gelegenheit und eine Capa aus buntem Pergal zu Gebot. Kein Wunder also, daß sich bald Dutzende angehender Matadors die baumwollene Capa malerisch über den Arm oder um die Schultern drapirt, im Circus drängten, Leute aus allen Schichten der Gesellschaft, vom Proletarier in zerfetzter Blouse bis hinauf zum Elegant, der dem Bullen in Glacéhandschuhen zu Leibe ging.

Ein baumlanger Bursche von athletischem Wuchs, seiner abgetragenen Blouse nach zu schließen ein Lastträger, war der erste, der seine Künste zeigte. Die Stellung Cuchares nachahmend, ging er ziemlich herzhaft dem Stier entgegen. Kaum sah er jedoch das Thier heranrennen, so entfiel ihm der Muth; er ergriff eilig das Hasenpanier, stolperte und fiel mitten in der Arena seiner ganzen Länge nach auf den Sand, worauf der Stier, ohne ihm weiter ein Leid zuzufügen, muthwillig über ihn weg galoppirte. Der zweite Dilletant war ein feingekleideter, sorgfältig gekräuselter Herr, der — nachdem der Paletot und die Cylinderuhr abgelegt waren — dem Bullen mit graziöser Keckheit entgegen trat. Von der Loge herunter angesehen hatten sich die Wendungen und Seitensprünge der Capeadores so leicht und selbstverständlich gemacht, aber auf dem Sande des Circus mußte die Sache größere Schwierigkeiten darbieten; wie man die Hand umdreht, so schnell hatte der Novillo seinen Gegner überrannt, der blaß und hinkend von seinen Freunden aus der Arena geführt werden mußte.

Die Sonne sank bereits. Den Novillo wieder in seinen

Stall zurückzubringen werden zwei besonders hiezu abgerichtete Kühe verwendet, welche den aufgeregten Stier in ihre Mitte nehmen und mit sanfter Gewalt zu der Doppelpforte hinausführen. Ziemlich unversehens traten die beiden Kühe als gehörnte Friedensstifter in den Circus. Bei ihrem unerwarteten Anblicke glaubten die in der Arena befindlichen Helden nicht anders, als es seien zwei wilde Stiere aus dem Toril entronnen. Da entsteht ein panischer Schreck und allgemeine Verwirrung und die Flucht beginnt nach allen Seiten. So endet das Schauspiel auf eine lächerliche Weise und die schmähliche Niederlage der Dilletanten hat die Gewandtheit und Kaltblütigkeit des Matadors erst recht ins Licht gestellt und den allzupeinlichen Eindruck des Anblicks der hingeopferten Pferde verwischt.

Soll ich nun — sagt unser Berichterstatter — in den eignen Busen greifen und von den Empfindungen Rechenschaft zu geben suchen, welche das Gemüth eines Zuschauers bewegen, dem zum ersten Mal ein solches Schauspiel geboten wird? Ich glaube, bei Allen wird nur ein Gefühl des Abscheus gegenüber dem niederträchtigen Hinopfern der armen wehrlosen Pferde, gegenüber dem grausamen Bespicken des gehetzten Stieres mit den marternden Banderillas vorherrschen. Ich muß auch zur Ehre der nichtspanischen Zuschauerschaft davon Zeugniß geben, daß die meisten mit Eckel und Abscheu sich von den gemarterten Thieren wegwandten, zur großen Verwunderung der Spanier, welche den Glanz des Festes nach der Zahl der gespießten Pferde taxiren und den Picador, der die Hörner des Bullen in den Eingeweiden seines Gaules wühlen und sich mit sammt dem Thiere auf den Plan werfen ließ, um dann mit Anstand und Eleganz auf dem halbtodten

Pferde noch einmal durch die Schranken zu reiten, mit begeistertem Beifall überschütten.

Es muß eben alles erst gelernt werden, sogar die Grausamkeit, ein wehrloses, geblendetes Roß einem zur Wuth gereizten Bullen preisgegeben zu sehen.

Die Guano-Inseln.

Andersson erzählt in seiner „Weltumseglung:" „Acht Tage nachdem wir Chile verlassen hatten, ankerten wir außerhalb der Chinchainseln, die vor der Stadt Pisco in Peru liegen. Schon ehe wir ihnen nahten, waren wir an einigen andern Inselgruppen, wie San Gallan u. s. w., vorbeigesegelt, deren höchst seltsame Formationen unsere ganze Aufmerksamkeit erregt hatten. Jeder Spur des Grünen beraubt, lagen sie da, bald weiß glänzend, bald wie große Sandhöhen in wunderlichen Formen; die felsigen Küsten waren in hohem Grade ausgewachsen und bildeten Grotten, ja sogar Durchgänge quer durch die Inseln, welche Pforten glichen. Die drei Guanoinseln schienen niedriger als die eben genannten und waren von Farbe röther wie ein abgebranntes Heideland. Die Gestade erhoben sich hin und wieder zu steilen Bergen empor, auf mannigfaltige Weise in Grotten zergliedert. Wir ankerten außerhalb der östlichen dieser Inseln, wo zwölf Handelsschiffe von verschiedenen Völkern lagen und eine peruanische Brigg stationirt war, welche unter den Schiffen und der Mannschaft Ordnung aufrecht erhielt. Die Schiffe, welche Guano von hier holen, und worauf die Fracht oft von Valparaiso nach England

und Nordamerika angewiesen ist, sind gezwungen, erst nach Cadao zu gehen, um ihre Papiere bescheinigen zu lassen, und von da geht die Fahrt nach Pisco, wo die theure Waare eingenommen wird.

Wir landeten am nördlichen Punkt der Insel bei einer steilen, niederstürzenden Felswand, stiegen eine mit großer Mühe angelegte Treppe hinan, und als wir die Höhe erreicht hatten, standen wir mitten unter den Häusern der Insel. Einige waren nothdürftig von Brettern zusammengenagelt, und hier hatten die Buchhalter und Aufseher der Arbeiter ihre Wohnungen. Die Arbeiter wohnten in einer Art Hütten von Rohrmatten und Bambusstäben, viereckig, vier Ellen hoch, bald größer, bald kleiner und in Räume getheilt. Es war nur Platz für die allernothwendigsten Geräthe; Dielung gab es nicht, und der Fußboden war ganz und gar im Naturzustande, man konnte kaum einsehen, wie Menschen es aushalten, in solchen Hütten zu leben. Die Menschen, welche zum Brechen des Guano verwendet werden, können freilich auf große Bequemlichkeit keinen Anspruch machen, denn der eine Theil mußte, nach den eisernen Fußschellen zu schließen, aus Verbrechern bestehen, und die andern waren sogenannte politische Gefangene aus Peru, arme Teufel, die sich bei einem der fast täglichen Aufstände in Peru als hurrahschreiende Miethlinge gebrauchen ließen. Außerdem gab es hier etwa hundert Chinesen, die freilich behaupteten, sie seien hieher gekommen, um Arbeit zu suchen, während ihnen ihr volksthümlicher Haarzopf jedoch abgeschnitten war, was verrieth, daß es mit ihrem Verhalten zur gesetzgebundenen Gesellschaft nicht durchgehends richtig war. Nichts kann trauriger sein, als der Anblick dieser Menschen. Im Gesicht und an den sämmt-

lichen Gliedern von dem stinkenden, bräunlichen Guanostaub bedeckt, mit zerrissenen Kleidern und mit Gesichtszügen, die mit wenigen Ausnahmen einen Ausdruck haben, der den Fußschellen entspricht, sehen sie im Ganzen so aus, daß man sich wundert, wenn man sicher unter ihnen umhergehen kann, und wenn man sie in der muntersten Stimmung den Chinesen „Chin, Chin," zurufen hört. Ich weiß nicht, ob es freie Arbeiter auf der Insel gibt; man sagte uns, daß die Gefangenen und die Chinesen vier bis fünf Jahre hier bleiben, daß sie 4 Piaster*) monatlichen Arbeitslohn oder etwa 6 Sgr. täglich, nebst Wasser und schlechter Kost bekommen. Sie sind verpflichtet, täglich 90 Karren Guano herunter zu schaffen; was sie über dieses Maß liefern, wird ihnen besonders bezahlt, wodurch sie sich einen Sparpfenning erwerben können.

Nach einer kurzen Wanderung kamen wir zu der Stelle, wo gegenwärtig Guano gebrochen wird. Es war ein hoher, steiler Hügel, auf dessen Seiten jeder Arbeiter einen länglichen Gürtel von etwa zwei Ellen Breite eingenommen hatte, von dem des Nachbarn durch aufrechtstehende, mauerähnliche Guanokämme getrennt. In dieser Rinne stand der Arbeiter und brach mit einer Hacke Guanostücke los, welche zu dem Fuß des Hügels niederrollten, wo sie auf eine hohe und weite Schubkarre geladen wurden. Von hier schaffte man sie auf ordentlichen festen, mit eisernen Schienen versehenen Wagen zur Küste hinunter, wo hohe Holzplanken in Form eines mit der Spitze herausgekehrten Dreiecks aufgerichtet waren. Von dieser Spitze, wo der Guano herausgewälzt

*) Ein spanischer Piaster ist 1 Thlr. 13 Sgr.

wird, gehen Schläuche aus Leinwand, bestimmt, mit dem untersten Ende in den Lastenraum eines unter der Klippe liegenden Schiffes auszumünden.

Die Insel selbst besteht aus einer Masse porphyrartigen Gneises, über welchem der Guano in gewaltiger Menge liegt. Man hat berechnet, daß die Insel, die eine Oberfläche von acht englischen Quadratmeilen hat, 495'616,000 Kubik-Yard*) Guano enthält, was, da jede Kubik-Yard auf vier englische Centner berechnet wird, 1,982'464,000 Centner oder 99'123,000 Tonnen**) gibt, woraus folgt, daß die Insel jährlich 50,000 Tonnen 2000 Jahre lang liefern könnte.

Der Guano enthält nicht allein den Dünger einer ungeheuren Masse von Seevögeln, diesen kostbaren Gegenstand, wovon die Tonne mit 1 Pfund Sterling bezahlt wird, sondern auch der Vögel Flügel, Gerippe und Beine, und man sieht diese Theile ziemlich unversehrt in der obersten Lage, dagegen ganz zerbröckelt in der untersteu. Hier bildet der Guano jenen hellbraunen Stoff, der gleich Staub in die Höhe wirbelt und überall durchdringt, denselben Geruch mit sich führend, den man in Hühnerställen antrifft, wo grade nicht überflüssige Reinlichkeit herrscht. Peru hat diese Inseln an eine englische Gesellschaft für eine bedeutende Summe verpachtet und wird, wenn die Goldminen seiner Gebirge erschöpft sind, auf lange Zeit Gold aus diesem Vogelmist graben.

Macht man, nachdem man die Insel durchwandert und sich müde gegangen hat, auf der nackten, ich will nicht sagen

---

*) Yard gleich 3 Fuß.

**) Tonne ist eine Schiffslast von 20 Ctr.

Flur, sondern Fläche, wo kein Hügel, kein Kraut, kein Grashalm, nicht einmal ein bischen Moos aus dem rothbraunen Grund hervorkeimt, und wo der Fuß jeden Augenblick in Vertiefungen tritt, worin Tausende von Vögeln hausen — macht man, sage ich, nach einer solchen Wanderung einen Ausflug zu den Küsten der Insel hinab, so trifft man dort ein nicht minder anziehendes Schauspiel. Lothrecht von einer fürchterlichen Höhe senken sich die Bergwände ins Meer hinab, welches unablässig seine Brandung daran bricht. Oben sieht man diese Guanomassen, welche mehr oder weniger die Klippe verzehrt und verursacht haben, daß große Stücke davon losgerissen und niedergerollt sind; diese Stücke liegen nun wie freistehende Klippen außerhalb der Insel, oft in höchst phantastischen Formen. Die Klippenwände sind selten glatt; große geräumige Grotten mit Durchgängen von der einen zur andern, ungeheure Aushöhlungen und heraustretende Klippenblöcke geben ihnen ein gebrochenes, oft großartiges und majestätisches Aussehen. In jedem Schlupfloch, auf jeder herausschießenden Zinne, selbst auf den glatten Klippenflächen sitzen Vögel zu Tausenden, bald kleine mit rothen Füßen und rothen Schnäbeln, schmucken, gewässerten Flügeln, bald große pelikanartige Raubvögel, alle in einem durchdringenden Konzert schreiend, oder auch über der Wasserfläche flatternd. Zahlreiche Seethiere leben unter den Tangarten, und wenn der Tod und die Reste des Todes oben in finsterer Einförmigkeit brüten, bewegt sich hier unten das mannigfaltigste Leben."

Brasilianische Städtebilder.

1. Rio de Janeiro.

Rio de Janeiro oder eigentlich San Sebastiao, gewöhnlich nur Rio genannt, liegt am Ufer der großen Bai, welche sich von der Stadt aus noch dreimal so tief in das Festland erstreckt, als man bis zum Ankerplatze rechnet. Es nimmt den nordöstlichen Theil einer unregelmäßig viereckigen, an dem westlichen Ufer gelegenen Erdzunge ein, welche sich nach Norden erstreckt und gegen Süden mit dem Festlande zusammenhängt. Der älteste und wichtigste Theil der Stadt ist längs dem Ufer in der Richtung von Nord-West nach Süd-Ost in der Gestalt eines länglichten Vierecks erbaut. Der Boden ist größtentheils eben, am nördlichen Ende aber erheben sich fünf längliche Hügel so nahe am Meere, daß sie nur für eine einzige Straße am Ufer Raum lassen. Gegen Süden und Süd-Osten wird die Stadt durch mehrere Hügel beherrscht. Der ältere, nordöstliche Theil der Stadt ist von acht geraden, ziemlich engen, parallelen Straßen durchschnitten und durch viele rechtwinklige Querstraßen in Vierecke abgetheilt. Ein großer Platz, im Westen der Altstadt, Campo de St. Anna, trennt diese von der Neustadt. Letztere, meistentheils erst seit der Ankunft des kaiserlichen Hofes entstanden, hängt mittelst einer über einen Meeresarm führenden Brücke mit dem südwestlichen Viertel und durch die ausgedehnte Vorstadt Catumbi mit dem nordwestlich gelegenen Kaiserlichen Lustschloß S. Cristovao zusammen. Wo die erwähnte südwestliche Hügelreihe am Meere endigt, prangt auf ihr die den südlichen Theil der Stadt beherrschende Kirche Nossa Senhora da

Gloria. Die Häuser von verhältnißmäßig geringerer Höhe und Breite als Tiefe, sind meistens aus Granittrümmern oder im obern Stocke aus Holz gebaut und mit Ziegeln gedeckt. Die Hügel längs dem nordöstlichen Ufer sind mit großen Klostergebäuden und Festungswerken gekrönt. In den neueren Stadttheilen ist die Bauart großartiger und geschmackvoller, als in den alten, welche nach dem Muster des ältern Theils von Lissabon gebaut sind. Die Kirchen sind arm an Kunstschätzen, welche sie durch den Glanz reicher Vergoldungen zu ersetzen suchen. Schon im Jahre 1740 wurde die Wasserleitung vollendet, welche in hochgewölbten Bogen vom Corcovadogebirge das Wasser in die Stadt führt und die Springbrunnen spendet, deren größter am Hafen beständig von Matrosen aller Länder umlagert ist. —

Wer zuerst diesen Theil der brasilischen Küste, wo jetzt Rio liegt, besucht habe, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen, doch scheint Johann von Solis der erste gewesen zu sein, der hier 1515 einlief. Auch Magellan, der Weltumsegler, ankerte hier 1519 und nannte die Bai Bahia de St. Lucia. Martin Alfons von Susa stieg auf seiner von Johann III. angeordneten Entdeckungsreise hier ans Land (im Januar 1531) und gab der Bai ihren jetzigen Namen, doch verließ er den Platz bald wieder, wahrscheinlich aus Furcht vor den zahlreichen und kriegerischen Ureinwohnern, den Tamoyas. Erst nach der Besitznahme der Bai durch den Franzosen Nicolaus Durant de Villegagnon, der, vom Admiral Coligny hieher gesendet, sich durch Anlegung eines Forts festgesetzt hatte, wurden die Portugiesen auf die Wichtigkeit dieses Orts aufmerksam, und nachdem sie 1560 die Franzosen vertrieben hatten, begannen sie die Anlage der Stadt; doch bedurfte es

der plötzlichen Einnahme derselben durch den französischen Admiral Duguay-Trouin im Jahr 1710, welcher sie um 800,000 fl. brandschatzte, um die portugiesische Regierung auch zur Befestigung dieses schönen und geräumigen Hafens zu veranlassen. Diese Befestigung wurde durch eine Reihe, theils an beiden Seiten der 5000′ breiten Einfahrt, theils auf Inseln im Grunde der Bai, theils auf den Höhen hinter der Stadt angelegter Kastelle ausgeführt. Die Bucht von Rio theilt mit dem Ozean Ebbe und Fluth. In den Voll- und Neumonden tritt das Hochwasser, welches eine Höhe von 14 — 15′ erreicht, um 4 Uhr 30 Minuten ein. Die Ebbe dauert bisweilen einen ganzen Tag an, ohne Unterbrechung, wobei die Strömung auf der Westseite der Bai stärker ist; dagegen wird mit Beginn der Fluth eine wirbelnde Strömung auf der Ostseite bemerkt. Die Fluth dauert kürzere Zeit als die Ebbe und pflegt mit einer Geschwindigkeit von 3—4 Seemeilen in der Stunde zu rinnen. Durch diese mächtige Fluth haben sich schon einigemal Schiffer verleiten lassen, zu nahe am Ufer zu ankern, und litten bei eintretender Ebbe Schiffbruch, indem ihre Schiffe nicht mehr hinreichende Wasserhöhe hatten. 1850 liefen im Hafen von Rio 3652 Schiffe ein, mit einer Einfuhr im Werthe von 50,000,000 fl. Bei einem so ausgedehnten Handelsverkehr ist es natürlich, daß der Reisende überall rege Thätigkeit und Geschäftsgewühl bemerkt. Vorzüglich sind der Hafen, die Börse, die Märkte und die dem Meere nächsten, meistentheils mit europäischen Waarenlagern. versehenen Gassen stets mit einem Gewimmel von Kaufleuten, Matrosen und Negern angefüllt. Die verschiedenen Sprachen der sich durchkreuzenden Menschenmenge von allen Nationen und Trachten, das abgebrochene, immer wieder-

kehrende Geschrei, unter welchem die Neger die Lasten auf Stangen hin und her tragen, die dazwischen krächzenden Töne eines schwerfälligen Ochsenkarrens, auf welchem Waaren durch die Stadt geschleppt werden, der häufige Kanonendonner von den Kastellen und den aus allen Weltgegenden einlaufenden Schiffen, endlich das Geprassel der Raketen, mit welchen die Einwohner schon vom Morgen an fast täglich religiöse Feste feiern — das Alles vereinigt sich zu einem verworrenen, den Ankömmling betäubenden Getöse.

Den bei weitem größten Theil der Bevölkerung von Rio machen Portugiesen oder deren Abkömmlinge sowohl weißer als gemischter Farbe aus. Amerikanische Ureinwohner sind hier beinahe nie zu sehen; die nächsten sollen der Mission S. Lorenzo an der Bai von Rio angehören, welche Töpferwaaren feilbieten. Zu Anfang dieses Jahrhunderts bestand die Gesammtbevölkerung von Rio aus etwa 50,000 Seelen, unter denen die Weißen in der Minderzahl waren. Im Jahre 1817 dagegen zählte die Stadt 110,000 und 1850 — 260,000 Einwohner. In den ersten zehn Jahren nach der Uebersiedelung des Hofes, im Jahre 1808, kamen nicht weniger als 24,000 Portugiesen hinüber, und in Folge der Freigebung des Handels durch Königl. Dekret vom 18. Februar 1808 kamen eine Menge Franzosen, Engländer, Deutsche, Holländer und Italiener als Kaufleute hieher, so daß die weiße Bevölkerung jetzt bei weitem überwiegt. Eine Menge Ausländer, englische Schiffsbauer und Maschinisten, schwedische Eisenarbeiter, deutsche Ingenieurs, französische Künstler und Fabrikanten wurden auch von der Regierung berufen, um auf den jugendlichen Boden europäische Künste und Fertigkeiten zu verpflanzen, und das große Arsenal ward 1811 eigens dazu

gestiftet, um — wenn auch anfangs mit Opfern, die Bewohner an Verfertigung der Schiffsbedürfnisse im Lande selbst zu gewöhnen. Für das Schulwesen geschah viel, doch mehr für das höhere, als für den Volksunterricht. 1810 wurde eine Militärschule, und später eine Handelsschule eröffnet. Auch wurden eine chirurgische Schule, eine Ingenieurschule, eine Akademie der Baukunst, Kunstakademie, Marineschule ꝛc. und 1835 eine ärztliche Gesellschaft unter dem Titel: „Akademie der Medizin“ gegründet. Höhere Gymnasien gibt es zwei, außerdem befinden sich solche in Bahia, Fernambuco, Marannon und St. Paulo. Eine von dem König Johann IV. seiner neuen Residenz mitgebrachte Bibliothek von ursprünglich 70,000 Bänden ist dem Publikum zugänglich, wird aber wenig benützt. In der Hauptstadt leben 12 — 1500 Deutsche, welche zu den geachtetsten Einwohnern gehören. Sie haben einen Hilfsverein und eine deutsche Schule gegründet, bilden seit 1837 unter preußischem Schutz eine deutsch-evangelische Gemeinde mit einem Bethaus und einem geselligen Kreis, Germania, mit schönem Lokal am Hafen, deutschen Zeitungen und Büchern.

Unter den Wohlthätigkeitsanstalten von Rio steht die Casa di Misericordia voran, ein allgemeines Kranken- und Versorgungshaus mit einer Abtheilung für Fremde, welcher der deutsche Arzt Lallemand aus Lübek vorsteht. In Praya Vermelha besteht ein Irrenhaus. Außerdem gibt es in Rio mehrere Klosterspitäler, ein Findelhaus und ein Leprosenspital, ein Militär- und ein Marinen-Krankenhaus. Unter dem Namen „Haus der Barmherzigkeit“ bestehen auch in den größern Provinzialstädten solche aus Versorgungs- und Krankenhäusern gemischte Anstalten, welche auch Almosen

außer dem Hause spenden und das Begräbniß von Armen besorgen. In Rio gibt es auch mehrere Brüderschaften, deren größte die S. Antonio ist, welche bedeutende Reichthümer besitzt und daher für den geringen Einstand von 15 fl. und den jährlichen Beitrag von 3 fl. den kranken Mitgliedern Pflege, den Zurückgekommenen Unterstützung und den Alten ein Asyl gewähren kann.

2. Bahia.

Die zweite Stadt des Reiches, Bahia de Todos os Santos oder S. Salvador ist eine reine Handelsstadt. Der portugiesische Entdecker der schönen Bai von Bahia, welchen die Geschichte mit Zuverlässigkeit nennt, ist Christoval Jacques 1503; aber erst 1549 wurde durch eine von König Johann III. ausgerüstete Kolonie unter Thomas de Sonza die Stadt gegründet. Die fruchtbare Ebene, welche um die Stadt landeinwärts von der schönen Bai sich erstreckt, Reconcavo genannt, erschien schon damals zum Anbau von Zuckerrohr geeignet, dessen Ausfuhr, verbunden mit der günstigen Handelslage, die Stadt bald zu großer Blüthe gelangen ließ, so daß schon nach 30 Jahren die Stadt 800, das Reconcavo 2000 europäische Einwanderer zählte. Dem Reichthum der Stadt wurden tiefe Wunden geschlagen durch den Krieg Hollands mit Spanien, dem damals Portugal und seine Kolonien einverleibt waren. Im Jahr 1624 war die Stadt von den Holländern eingenommen und die Bevölkerung zog sich hinter den rothen Fluß, Rio Vermelho, 2 Stunden von der Stadt, zurück. Nach der Wiedereinnahme der Stadt durch die Portugiesen, 1625, hatte Bahia 1638 eine zweite Belagerung durch den Grafen Johann Moriz von Nassau auszuhalten,

und das Reconcavo ward 1640 und zweimal im Jahr 1646 verwüstet. Von jener Zeit an genoß die Stadt Ruhe, bis zum Ausbruch des Krieges zwischen Portugal und Brasilien 1822.

Die Bevölkerung von Bahia war schon 1816 auf 115,000 gestiegen, die des Reconcavo auf 200,000; die Zahl der einlaufenden Schiffe hatte von 1806 — 16 sich verdreifacht und betrug 2000. Der Werth der Einfuhr in Bahia beträgt jetzt 25,000,000 fl., wovon auf England über die Hälfte, auf Portugal und Frankreich je ein Zehntel, auf die Hansestädte ein Zwanzigstel u. s. w. kommt. Gegenwärtig zählt sie 200,000 Einwohner, worunter fünfmal mehr Neger als Weiße. Bahia theilt sich hinsichtlich seiner Bauart genau in zwei Stadttheile: Die untere und die obere Stadt. In der erstern sind die Straßen schmutzig, die Häuser enge zusammengebaut; in ihr wird Handel und Wandel im buntesten Gewühl betrieben, und den Tag über sieht man die Menschen ohne Rast und Ruhe ihren verschiedenen Geschäften nachgehen: lasttragende Neger füllen die Straßen an und betäuben das Ohr mit ihrem unharmonischen lauttönenden Gesange. Dieser Theil der Stadt liegt unmittelbar am Hafen, den Schiffen gegenüber, und ist reichlich versehen mit Kaufläden, Niederlagen und Speisewirthschaften jeden Ranges. Der dieses Treibens ungewohnte Fremde wird bald ganz verwirrt durch den unaufhörlichen Lärmen und dieß bunte Menschengewoge; dazu gesellt sich noch ein unbeschreiblich unangenehmer Geruch, der sich durch die ganze Unterstadt verbreitet und von den Ausdünstungen herrührt, welche unter der glühenden Sonne der Hafen ausstrahlt und die großen Zuckerniederlagen und die Läden, worin mit Käse, Oel,

Thran ꝛc. gehandelt wird. Durch sehr steile Wege ist die Unterstadt mit der Oberstadt verbunden. Hat man vermittelst einer Cadeira, einer von Negern getragenen Sänfte, der gewöhnlichsten Beförderungsart in Bahia, diese steilen und schlecht oder gar nicht gepflasterten Straßen zurückgelegt, so gelangt man in die Oberstadt, welche sich ganz anders darstellt. Auf einer weiten Hochebene liegt dieser Stadttheil ausgebreitet; hübsche Häuserreihen bilden breite, lange Straßen; man athmet da eine freie gesunde Luft, die übermäßige Hitze wird durch frische Seewinde gemäßigt, der Verkehr und das Gewühl der Unterstadt fehlt gänzlich, und demjenigen, der eben aus dieser herauskommt, ist es recht behaglich, sich an der hier herrschenden Ruhe und Stille zu erquicken. Eine Fortsetzung der Oberstadt ist die sogenannte Victoria, eine Art Vorstadt, aus einer Menge von Landhäusern nebst Gärten, schönen Anlagen und Spazierwegen bestehend; hier wohnen die meisten europäischen Kaufleute und Konsuln. War es in der Oberstadt schön, so ist es hier wahrhaft prachtvoll zu nennen: an Eleganz und Luxus ist weder im Aeußern, noch im Innern der Häuser etwas gespart; Palmen, Cactus, Orangen, Granatäpfel, prächtige Mangobäume ꝛc. bilden in reicher Fülle hübsche Gartenanlagen, und das Ganze krönt die herrliche Aussicht auf's Meer, sowie die Bequemlichkeit, von hier aus Seebäder nehmen zu können. Sehr unterhaltend ist es, von hier aus den Wallfischfang zu beobachten, welcher in der Bai vom April bis September lebhaft betrieben wird: kleine schnellsegelnde Boote, mit 10 — 12 Mann besetzt, setzen den in die Bai sich verirrenden Wallfischen nach, welche in der Winterzeit der südlichen Erdhalbkugel, die Kälte und Eismassen fliehend, in die Häfen gerathen sind. Sie werden

harpunirt, und wenn sie erlegt sind, an's Land gezogen, wo dem Thiere die Barten und der Thran entnommen werden, während das Gerippe am Ufer bleibt, den Vögeln und Insekten zur Beute.

Eigenthümlich sind ferner die Fischerfahrzeuge der Neger, gewöhnlich nur mit zwei Mann besetzt, eine Art Floß, bestehend aus sechs aneinander gereihten, durch mehrere Querstücke verbundene Balken aus sehr leichtem Holze. Vornen ist jeder einzelne Balken spitz behauen, nach unten etwas abgeschrägt zu leichterem Durchschneiden des Wassers; hinten befindet sich das sehr einfache Steuer; auf dem Floße ein Mast, woran ein im Verhältniß zum Fahrzeuge großes Segel befestigt ist; ferner eine hölzerne Bank und mehrere aufrecht stehende Stücke Holz zur Befestigung der Ruder und der Proviantbehälter. Mit diesem unvollkommenen Fahrzeuge wagen die Fischer sich oft mehrere Meilen in die freie See hinaus. Da die See immer das Floß bespült, so befindet es sich natürlich meist unter Wasser, und aus dem Grunde müssen die Flaschenkürbisse, in welchen die Lebensmittel mitgenommen werden, wasserdicht verschlossen und gut befestigt sein, damit nicht eine überstürzende Welle den ganzen kleinen Vorrath wegreißt oder durch sein Salz verdirbt. Zuweilen wird auch ein Neger selbst von seinem Floß ins Meer gerissen, aber mit großem Gleichmuth erklettert er lachend wieder sein leichtes Schiff. —

Das Geschäfts- und gesellige Leben ist im Ganzen in Bahia etwas verschieden von dem in Rio de Janeiro. Ein Jeder, sei er welchen Gewerbes er wolle, verfügt sich in Bahia des Morgens nach der Unterstadt; den Kaufmann erwartet dort sein Comptoir und die Börse, der Arzt besucht

Kranke in den Stadttheilen oder auf den im Hafen liegenden Schiffen, die Kapitäne fremder Schiffe schließen Frachten ab oder löschen ihre Ladung, der Handwerker, der Zollbediente, der Advokat, der Wechsler und wie alle diese verschiedenen Stände heißen —, jeder hat dort etwas zu besorgen oder zu kaufen. Früh schon finden sich da die Neger ein, um Lasten zu schleppen, die Negerinnen, welche Früchte, Hühner, Fische zum Verkauf ausstellen, oder auf offener Straße Speisen kochen für ihre schwarzen Landsleute, andere Neger, die mit Cadeiras an den Straßenecken halten und jeden Vorübergehenden mit dem Zurufe belästigen: „Eine Cadeira, mein Herr, die Sonne ist heute sehr heiß," oder — „gleich wird es regnen, nehmen der Herr eine Cadeira!" — Die Ship-Chandler-Shops*) sind dann die besuchtesten Orte und gewähren dem ruhigen Beobachter ein besonderes Interesse; dort sammeln sich die verschiedensten Menschen, theils um Geschäfte abzuschließen, theils nur um einander zu treffen oder eine müßige Stunde hinzubringen, nie aber wird vergessen, hier den durch die übergroße Hitze hervorgerufenen Durst mit einer Flasche Ale, Porter, Wein oder einem Glase Grog zu stillen. Im scheinbar harmonischen Zusammensein bei diesen Getränken, auf Tonnen oder Tischen sitzend, trifft man hier den Seeoffizier und den Kapitän eines Sclavenschiffes, sich mit unempfindlicher Ruhe betrachtend, aber wahrscheinlich mit Ingrimm im Herzen, und namentlich der letzte wünschend, dem Offiziere nicht auf der See so nahe gegenüber zu kommen, vorkommenden Falls jedoch bereit, mit ihm Leben gegen Leben in die Schanze zu schlagen. —

---

*) Läden, wo allerlei Bedürfnisse für Seefahrer verkauft werden.

Um 12 Uhr wird in den verschiedenen Speisewirthschaften der Unterstadt, da der Weg nach Hause zu weit und beschwerlich ist, ein Frühstück, bestehend aus Fisch, Beefsteak, Rostbeef, gekochten Eiern oder Omeletten eingenommen, dann begibt sich Jeder wieder an seine Arbeit, und um 5 Uhr eilt Alles der Wohnung in der Oberstadt oder der Viktoria zu; die Comtoire werden geschlossen, die Kaufläden gesperrt, die Gasthäuser leeren sich, und binnen ganz kurzer Zeit ist die eben noch so geräuschvolle Unterstadt in eine stille Oede umgewandelt, die erst des Abends wieder durch den dort sein Wesen treibenden Pöbel belebt wird. Im Hause angelangt, wird dann zum eigentlichen Mittagsmahle geschritten, und der übrige Theil des Tages der Erholung geweiht, bis sich am folgenden Morgen der gleiche Lebenslauf wiederholt. Die Abende werden gewöhnlich mit Kartenspiel, Spazierengehen in öffentlichen Gärten, wozu der schöne Mondschein häufig einladet, und Theaterbesuchen verbracht. Das Theater Bahias liegt in der Oberstadt und ist das einzige dieses Orts; es wird daselbst in der Landessprache gespielt; das Schauspiel beginnt spät und endet oft erst nach Mitternacht. So ist denn jeder Bewohner Bahias mit seinen Geschäften und Vergnügungen nur auf die Stadt beschränkt; das Leben ist demnach dort ein sehr einförmiges, denn Ausflüge in die Umgegend der Stadt werden selten unternommen, da dieselbe, trotz der mannigfaltigen Schönheiten, der gebahnten Wege entbehrt.

Der Sclavenhandel wird nach wie vor stark in Brasilien, und besonders von Bahia aus, betrieben. Bahia, schon in früherer Zeit als der Hauptsclavenmarkt dieses Landes bekannt, hat noch heutigen Tags die reichsten Sclaven=

händler, die alljährlich viele Sclavenschiffe ausrüsten, um von der Küste Guineas solche schwarze Ladung zu holen, welche dann während der Nacht in benachbarten kleinen Häfen gelandet und nach den verschiedenen Theilen der Provinz hin verkauft wird. Wenn gleich wegen der Nachstellung der Sclavenschiffe von Seite Englands dieser Handel als sehr gefährlich und äußerst mühsam betrachtet werden muß, so ist er doch zu einträglich, als daß sich nicht fortwährend Menschen finden sollten, die des ungeheuren Gewinnes halber ihr Leben an ein so gefahrvolles Unternehmen wagen. Der gewöhnliche Preis eines Negers in Brasilien, der nur zur rohen Feldarbeit gebraucht werden kann, ist 1250 fl.; wenn derselbe aber irgend eines Handwerks kundig ist, so steigt sein Werth bis zu 2500 fl. und darüber. Sehr zum Nachtheil der Neger hat sich bis jetzt noch die gesetzliche Abschaffung des Sclavenhandels und das Verfolgungsrecht der Sclavenschiffe, welches namentlich die Engländer bisweilen mit großer Strenge handhaben, gestaltet; — denn um so wenig Reisen als möglich nach Afrika machen zu müssen, werden von den Sclavenhändlern so viele Schwarze, als ein Schiff nur immer fassen kann, in dasselbe verpackt. Dadurch entstehen am Bord des Schiffes leicht Scorbut, ansteckende Krankheiten und bösartige Augenentzündungen, deren Opfer nicht wenige Neger werden. Viele sterben dann schon während der Ueberfahrt, viele werden krank, elend, erblindet in Brasilien gelandet, woselbst dann auch, da ihnen meistens jede Versorgung fehlt, das Grab oder ein schauderhaftes Elend bald ihr Loos wird. Einige Sclavenkapitäne, wenn sie von englischen Kriegsschiffen verfolgt und gejagt werden, versegeln ihr Schiff auf Untiefen oder zwischen Klippen, und da vermittelst der Böte nur die Be-

satzung des Schiffes und ein Theil der Sclaven gerettet werden kann, werden viele der Neger auf solche Weise eine Beute der Wellen und finden in ihnen ihren Tod. Des grausamen Verfahrens endlich, welches andere Sclavenkapitäne sich zu Schulden kommen lassen, daß sie nemlich, wenn Engländer auf sie Jagd machen, sämmtliche Neger vom Bord in's Meer werfen, um nur ihr Schiff zu retten, sei gar nicht ausführlich gedacht. —

Die Neger, der größeren Anzahl nach Sclaven, bilden in Bahia die niedern Stände der bürgerlichen Gesellschaft, d. h. ihnen liegen alle Pflichten der dienenden Klasse ab. Jede Führung eines Hausstandes erheischt einen oder einige Sclaven, welche den schwereren und gröberen Arbeiten vorstehen; demnach vertreten sie die Stelle der Knechte, Köche, Diener, Mägde, Wäscherinen u. s. w. unseres Landes. Die Weißen unterziehen sich nie einem derartigen Geschäfte, darum werden auf diese Weise eine bedeutende Menge Neger in Anspruch genommen. In nicht minder großer Zahl sind andere als Handwerker beschäftigt in den verschiedensten Zweigen. Weiße, die irgend eines Handwerks kundig sind, kaufen sich möglichst viele Neger, lehren dieselbe ihr Gewerbe, und lassen sie dann als Gesellen arbeiten, während die Herrn selbst die Oberaufsicht führen; auf diese Weise ersparen die letztern den hohen Arbeitslohn, welchen sie freien Arbeitern zahlen müßten; darum ist die gezwungene Arbeit der Sclaven für sie die beste Quelle des Erwerbs. Bei weitem die meisten Neger treiben kein Geschäft, sondern suchen durch Taglöhnerarbeit ihr Geld zu erwerben. Diese Neger sind es, welche überall die Straßen anfüllen, Lasten schleppen, Cadeiras tragen, die auf dem Hafen beständig Böte rudern, um Men=

schen oder Ladung an Bord der Schiffe zu bringen, oder wieder an's Land zu setzen. Das Geld, das sie auf solche Art verdienen, gereicht ihnen selbst aber nur zu geringem Nutzen, denn jeden Abend müssen sie ihren Herren eine bestimmte Summe abliefern: haben sie mehr verdient, als ihnen vorgeschrieben ist, so gehört der Ueberschuß ihnen, fehlt etwas an demselben, so bekommen sie Strafe und sind verpflichtet, am folgenden Tag den Rest nachzuzahlen. Dagegen erhalten die Sclaven von ihren Herrn nur Wohnung, eine einfache Kleidung und Speise. Dieß sind im Allgemeinen die Beschäftigungen der Negersclaven; die freien Neger betreiben meistens nur leichtere Geschäfte: sie handeln mit Geflügel, Früchten, gehen auf den Fischfang aus, und dieß gerade nur so viel, um ihren täglichen Unterhalt zu verdienen. Ist dafür gesorgt, so widmen sie die übrige Zeit des Tages dem süßen Nichtsthun, und rühren keine Hand weiter zu irgend einer Arbeit. Die Freiheit können die Neger erlangen entweder durch Geburt, oder durch Freilassung, oder Loskauf. Die Kinder freier Neger sind als solche frei. Freigelassen werden die Sclaven entweder durch eine besondere Gunst ihrer Herrn, indem dieselben ihnen für lange und treue Dienste die Freiheit schenken, oder sie in ihrem Testamente als frei erklären, welches nicht selten der Fall ist, wenn ein Sclavenbesitzer ohne Anverwandte und Erben stirbt ꝛc. — Hinsichtlich des Loskaufs der Negersclaven lauten die brasilianischen Gesetze sehr günstig: will ein Neger sich selbst oder ein Weißer einen solchen freikaufen, so müssen drei Arbeiter den Neger taxiren, dürfen den Preis aber nie über 2500 fl. stellen, wohl aber mäßiger, und so ist der Herr gezwungen, den Neger gegen Auszahlung der geschätzten Summe frei zu geben. Die

Schwarzen in Bahia könnten sich leicht die Summe zu ihrem Loskaufe in einigen Jahren erwerben, wenn sie den jedesmaligen Ueberschuß des Geldes, welches sie ihrem Herrn täglich abliefern müssen, ersparten; allein dieses ist nicht ihre Sache; sie verwenden dasselbe lieber für den Ankauf von Tabak und Rum, und ziehen es vor, in der Sclaverei zu verharren, anstatt durch Entsagung dieser Genüsse die Freiheit zu erkaufen. Die Neger in Bahia zeichnen sich durch ihre Größe, ihren kräftigen Körperbau und ihr wildes Aussehen vielfach aus von denjenigen anderer Städte Brasiliens. Der Grund hievon liegt in dem Umstande, daß die meisten derselben dem Stamme der Nagog-Neger angehören, welche durch die genannten Eigenschaften vor allen übrigen afrikanischen Negerstämmen sich charakterisiren sollen. Ihrer Gestalt jenen Ausdruck von Wildheit zu verleihen, trägt noch ganz vorzüglich ihre Kleidung bei (dieselbe besteht in der Regel nur aus einer ganz kurzen Hose, die von den Hüften nicht einmal bis an das Knie reicht), sowie die Sitte, sich alles Haar vom Kopfe vollständig wegzurasiren. Wer diese Menschen in dem genannten Anzuge, nebenher schreiend und brüllend, in kurzem Trabe, wie es ihre Gewohnheit ist, durch die Straßen laufen sieht, der kann sich im Anfang eines gewissen Unbehagens nicht erwehren, und wird wenigstens die Meinung vieler Brasilianer, welche die Nagog-Neger auf eine nicht viel höhere Stufe als die Affen stellt, in Etwas entschuldigt finden. Häufig begegnet man in den Straßen Bahias Schwarzen mit einer Maske von Blech vor dem Gesicht, und jeder Fremde staunt zuerst über diese wunderliche Verzierung. Der Nutzen einer solchen Maske aber ist ein gleich einfacher, wie praktischer: wenn nemlich ein Neger dem Trunke übermäßig

ergeben ist, oder die Gewohnheit hat, Erde zu essen, (welche eigenthümliche Begierde einige Schwarze von Afrika mitbringen, andere dagegen sie erst annehmen, um einen im Magen sich bildenden Säurenzustand zu dämpfen), dann legt der Herr ihnen jene Maske vor's Gesicht. Von ihr gehen drei Bügel ab, die im Nacken durch ein Schloß unter einander befestigt werden, zu welchem der Herr den Schlüssel bewahrt. Eine solche Maske hat nur zwei Ausschnitte für die Augen, ein mit kleinen Löchern versehenes Futteral für die Nase, und keine Oeffnung für den Mund, auf welche Weise den Negern die Möglichkeit abgeschnitten ist, den genannten Lüsten zu fröhnen. Dreimal des Tages, zur Zeit des Frühstücks, Mittags- und Abendessens, wird die Maske abgenommen, aber sogleich nach Beendigung der Mahlzeit wieder angelegt. Diese einfache Methode heilt fast immer die Neger von ihren üblen Gewohnheiten, denn vor der Maske haben sie erklärlicher Weise eine sehr große Scheu. —

Der Haupthandel Bahias besteht (außer dem geheimen Sclavenhandel!) in der Ausfuhr von Zucker, Rum, etwas Kaffee, Cacao, Baumwolle, einigen feinen Hölzern und Tabak. Die Einfuhr umfaßt die manchfachsten Manufaktur- und Fabrikwaaren aus England, Nordamerika, Frankreich und Deutschland. Alle europäischen und amerikanischen Nationen haben in Bahia ihre Konsuln. Eine regelmäßige Verbindung zur See unterhält Bahia mit den größeren Hafenstädten Brasiliens vermittelst Dampfschiffen, mit Frankreich durch regelmäßige Paketschiffe, welche zwischen Bahia und Havre de Grace gehen, und mit England durch schön ausgerüstete englische Kriegsschiffe, die zur Mitnahme von Passagieren eingerichtet sind.

Die Lappen und ihr Land.

Lappland ist ein menschenarmer Landstrich in Nordeuropa, voll von Schneebergen, unermeßlichen Wäldern, Sümpfen und Morästen. Es hat keine Stadt, sondern nur einige Dörfer als Hauptorte. Der Anblick eines Lappendorfes gehört, wenigstens während der Sommerzeit, nicht zu den angenehmsten Erscheinungen. Ringsum auf dem Felde erblickt man Gedärme, Schuppen von Fischen, verfaulte Fische und allerlei Unflath, der die Atmosphäre mit einem widerwärtigen Gestank verpestet. Kaum hat man mit Ekel diese Prüfung überstanden, als man eine noch schwerere aushalten muß. Durch den niedrigen Eingang des Zeltes, dessen oberer Theil in pyramidalischer Form aus Brettern zusammengefügt ist, drängt sich dem Reisenden eine Schaar Menschen entgegen, und zwar dermaßen mit Schmutz und Ungeziefer überhäuft, daß man bei ihrem Anblicke zurückschreckt. Sie selbst nehmen jedoch die Sache ganz ungenirt. Die Höflichkeit gebietet, daß jedes menschliche Wesen im ganzen Lager, die kleinen Kinder nicht ausgenommen, den Reisenden mit einem Handschlag bewillkommt. Nachdem diese peinliche Ceremonie in aller Stille begangen ist, muß man fast immer folgender Fragen gewärtig sein: Ist Friede im Lande? Wo befindet sich der Kaiser, der Bischof und der Kreishauptmann? In Juutua (einem Dorfe auf einer Insel in dem auf Finnlands Nordgrenze gelegenen Enaresee*) fragte man mich außerdem über meine Heimath aus, und

*) In diesen Gegenden leuchtet die Sonne im Sommer 50 Tage lang ununterbrochen fort.



Die Lappen und ihr Land.

als ich zur Antwort gab, daß dieselbe weit hinter den Bergen liege, fragte mich ein Lappe, ob ich aus dem Lande sei, wo der Tabak wachse. Während meines Gespräches mit den Lappen bemerkte ich eine außerordentliche Lebhaftigkeit unter dem weiblichen Personal des Dorfes. Es war erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit diese kleinen, kurzen und dem Anscheine nach schwerfälligen Wesen von einem Zelte zum andern liefen. Außer seiner elenden, zuckerhutförmigen Hütte, die ein Haus vorstellen soll, besitzt der Lappe immer noch eine oder mehrere kleine Fischbuden, die auf hohen Balken errichtet sind, damit ihr Inhalt um so besser gegen die Nachstellungen der Wölfe, Füchse, Bären und anderer Raubthiere geschützt sei. Die vermögenden Lappen besitzen außerdem noch Häuser, die jedoch während des Sommers nicht bewohnt sind.

Als wir in Juutua anlangten, erzählt der schwedische Reisende Castrén weiter, überraschten wir die Lappen in ihren täglichen Kleidern, aber während wir ausruhten, hatten sie ihre Sonntagsgewänder angelegt, d. h., sie hatten den im Sommer gebräuchlichen schwarzen Peski, einen Ueberwurf aus gegerbten Rennthierhäuten in der Form eines Hemdes mit einem ähnlichen aus Tuch vertauscht. Ueber demselben trugen die Frauen ein Leibchen und um den Hals einen leinenen Kragen, dessen lange Zipfel auf die Brust herabhingen und eine Art Tasche bildeten. Beide Geschlechter trugen um den Leib einen mit blanken silbernen oder messingenen Schnallen reich verzierten Gürtel. Besonders charakteristisch war die Kopfbedeckung der Frauen. Dieselbe zeichnete sich namentlich durch einen in der Form eines Hufeisens ungefähr 3 Zoll hohen Zierrath aus, der über dem Scheitel hervorsah. Die Kopfbedeckung der Männer hatte keine

allgemein bestimmte Form. Beide Geschlechter trugen Schuhe und Beinkleider von weichen Rennthierfellen, von welchen die Haare abgeschabt waren.

Die Lappen sind im Allgemeinen bekanntlich ziemlich klein und ihre Gesichtsform nähert sich dem Typus der mongolischen Raçe, d. h., sie haben eine niedrige Stirne, hervorstechende Backenknochen, kleine Augen u. s. w. Dabei sind sie ein schwerfälliges, schwermüthiges und sauertöpfisches Geschlecht. Man tadelt sie des Neides, der Unversöhnlichkeit, der Verschmitztheit und anderer mit diesen Untugenden zusammenhängenden Eigenschaften wegen. Hingegen lobt man an ihnen ihr frommes Gemüth, ihr Wohlwollen, ihre Dienstfertigkeit und Gastfreundschaft, ihre Gottesfurcht und ihren sittlichen Wandel. Sie theilen sich in Berg-, Fischer- und Waldlappen. Die ersteren nomadisiren und beschäftigen sich nur mit der Rennthierzucht. Die letzteren treiben während des Sommers Fischfang, während des Winters Rennthierzucht. Aber auch sie betrachten jene als ihren hauptsächlichsten Nahrungszweig und versäumen diese, daher denn auch die Rennthiere nach ihrer eigenen Aussage stark im Abnehmen sind. Im Allgemeinen sind die Lappen der ganzen finischen Lappenmarken bereits größtentheils über die zwei ersten Stadien der Wildheit, auf denen sich die Berg- und Waldlappen befinden, hinaus und befinden sich jetzt im Stadium der Fischer, und die Zeit dürfte nicht ferne sein, in welcher sie ganz und gar das wilde Leben aufgeben und Ansiedler werden.

Die wichtigste Epoche des einförmigen Lebens der Lappen bildet vor allen andern Jahreszeiten der Frühling. Da ziehen Fischerlappen von Enare, am gleichnamigen See, und andern

Punkten nach der norwegischen Meeresküste, um der Fischerei obzuliegen. Von dem Ergebnisse derselben muß der dortigen Priesterschaft der Zehnten entrichtet werden, der ihnen an Ort und Stelle von Handelsleuten abgefordert wird, die sich während des Sommers an den Buchten aufhalten und gegen Mehl die Ersparnisse der Fischer eintauschen. Um Johanni beginnt die Fischerei der finnischen Lappen in ihren eigenen Landseen, die alsdann vom Eise frei sind. Nun naht sich die goldene Zeit des Lappen — eine Zeit, nach der er sich im ganzen darauf folgenden Winter zurücksehnt, die Zeit nemlich, in seinem Zelte ungestört von Mücken, mit einem gesättigten Magen und ohne Sorgen für den nächsten Tag schlafen zu können. Ist der Sommer zu Ende, während dessen der Lappe je und je von einem der zahlreichen kleinen Binnengewässer zum andern dem Fischfange nachzieht, so suchen die Lappen ihre Winterhütten auf, um sich dort durch die Ersparnisse zu nähren, die sie während des Sommers gemacht haben, und die größtentheils in getrockneten Fischen bestehen. Doch diese Vorräthe genügen nicht für den Bedarf des langen Winters, auch reicht die Herbstfischerei unter dem Eise kaum für den Bedarf des Tages aus. Lohnender dagegen ist die Jagd und namentlich der Fang von wilden Rennthieren, welche im Herbste und im Frühjahr statt findet. Man fängt sie in Schlingen oder auf andere Weise, am häufigsten erlegt sie gegenwärtig der Lappe mit seiner Büchse, und ich habe Lappen erzählen hören, welche sowohl während des Fanges im Herbste, wie im Frühjahre oft 30 — 40 Rennthiere geschossen haben. Auch wird zwischen den Fischer- und den Berglappen mit den Thieren ein Tauschhandel getrieben, indem die ersteren ihr an der norwegischen Küste eingetauschtes

Mehl zuerst in Branntwein umsetzen, und dann von den Berglappen um eine Kanne dieses Getränkes einen Rennthierochsen, um eine halbe eine Rennthierkuh eintauschen. —

Man darf in Lappland im Sommer und Winter das Naturschöne nicht in einem reichen Wechsel der Gegenstände suchen, vielmehr ist es auf das ewige Einerlei beschränkt. Wir befinden uns jetzt auf dem See Irnaudra (zwischen Kola und dem westlichen Meerbusen des weißen Meeres, dem von Kandalaks); vor uns liegen seine unzähligen Buchten. Zur Linken erheben sich die finstern, nebelhaften Umrisse des Riesenfelsen Umptes. So einförmig dieser Anblick nun auch ist, so wirkt er doch mit wunderbarer Gewalt auf das menschliche Gemüth; weil der Mensch die Hand des Schöpfers deutlicher in dem Großen und Kolossalen erkennt, als im Kleinen und Zwerghaften. Sollte aber Jemand glauben, daß eine Natur, wie die lappländische, todt und drückend für das Gemüth sein müsse, so möge er nur nicht vergessen, daß der Wind über die weitgedehnten Buchten spielt, daß der Donner auf den himmelhohen Felsengipfeln ertönt — und er wird das Leben nicht mehr vermissen. Wem aber ein solches Leben nicht zusagt, der mag hier in einer schönen Winternacht reisen, wenn der Himmel in Sternenpracht und Nordlichtern flammt. So weit das Auge reicht, bemerkt man an jedem Punkte der unermeßlichen Schneedecke, eine eigenthümliche, unbedeutende Bewegung, ein feines Zittern, das so bezaubernd ist, daß unser Wesen bei dem Beschauen desselben dahinzuschmelzen droht. Richtet man wiederum den Blick auf die Felsengipfel, so findet man diese von einem flackernden Scheine umhüllt, der sich dem Auge darstellt, als erhebe er sich aus dem Felsen selbst, wie die Flammen aus dem Krater eines

feuerspeienden Berges. Dieser Schein verbreitet sich über den ganzen Himmel, flackert einige Zeit und verschwindet, um sich nach einer Weile wiederum auf dieselbe Weise zu erheben und — zu verschwinden.

So hat jedes Land seine Schönheiten, wenn man nur den rechten Sinn dafür hat und sein Gemüth ganz anspruchslos dem Eindrucke derselben hingibt.

Der Prinzenraub.

In früheren Zeiten hatten die Kurfürsten von Sachsen ihre Residenz in dem Schlosse zu Altenburg. Auch der Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige mit seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen Ernst und Albrecht wohnte dort. Dieser Kurfürst hatte trotz seiner sanftmüthigen Gesinnung einen langwierigen Krieg mit seinem eignen Bruder zu führen. In diesem Kriege hatte ihm ein tapfrer Ritter Namens Kunz von Kaufungen große Dienste geleistet. Aber als es Friede wurde, hatte ihn der Kurfürst nach seiner Meinung nicht hinreichend belohnt. Kunz beschwerte sich darüber, und als dieses nichts half, so drohte er. Der Kurfürst hielt es aber für leeren Zorn und sagte scherzend: „Mein Kunz, sieh zu, daß du mir die Fische im Teiche nicht verbrennest.“ Allein Kunz machte wirklich Ernst. Er entwarf einen Plan, die beiden jungen Prinzen vom Schlosse zu Altenburg zu entführen. So dachte er sich am empfindlichsten am Vater zu rächen und denselben wenigstens zur Bezahlung eines großen Lösegeldes zu zwingen. Die Anstalten waren gut getroffen, denn Kunz selbst war im Schlosse wohl bekannt; außerdem

verrieth ihm ein Küchenjunge Namens Hans Schwalbe alle Gelegenheit. —

Eines Tages war der Kurfürst abwesend und alle Hofleute des Abends in der Stadt Altenburg bei einem Feste. Da erschien mit einbrechender Dunkelheit Kunz von Kaufungen, begleitet von zwei verbündeten Rittern an der Hinterseite des Schlosses. Der Verräther Schwalbe ließ eine Strickleiter aus dem Fenster herab, und hurtig war Kunz hinaufgestiegen. Er drang in das Schlafzimmer der Prinzen, packte den ältesten, Ernst, noch im Schlafe und trug ihn mit starkem Arm zum Fenster und dann die Leiter hinunter. Ein anderer Ritter sollte den jüngern Prinzen Albert aus dem Bette holen, ergriff aber irrthümlich dessen Schlafkameraden, einen jungen Grafen; denn der Prinz hatte sich unter das Bett versteckt. Als jedoch Kunz den Irrthum gewahr wurde, kehrte er um und trug selbst den unrechten Knaben wieder hinauf und riß nun Albert aus seinem Verstecke hervor. Dadurch und durch das Sträuben der Knaben hatte es jedoch mehr Lärm gegeben, als den Räubern lieb war. Die Kurfürstin war an's Fenster gekommen und bat flehentlich um die Rückgabe ihrer Kinder, es solle ja Alles bewilligt werden, was Kunz begehre. Aber der boshafte Räuber blieb ungerührt und sprengte mit seiner Beute davon. Da schickte die Gräfin überall Boten aus, die Räuber einzufangen. Diese ließen in den Dörfern umher die Sturmglocken läuten und verfolgten die Räuber; aber aus Vorsicht hatten sich die Räuber in zwei Haufen getheilt, um leichter durchzukommen und im schlimmsten Falle wenigstens einen der beiden Prinzen in Sicherheit zu bringen. Kunz behielt den 12jährigen Albert bei sich; den 14jährigen Ernst überließ er seinem Gefährten.

Kunz hatte auch wirklich auf einsamen Pfaden durch einen dichten Wald schon beinahe die böhmische Grenze erreicht, wo er vor Verfolgung sicher gewesen wäre. Allein brennender Durst quälte die Reiter, ganz besonders den jungen Prinzen. Deßhalb stieg Kunz ab und erlaubte Albert und den Dienern, Erdbeeren zu pflücken. Während sie sich dabei etwas zerstreuten, kommt ein Hund bellend auf sie zu. Es war der Hund eines Köhlers, der in seiner Einsamkeit an Menschen wenig gewöhnt war. Bald eilt auch sein rußiger Herr herbei und fragt den Ritter: „wer er sei? und wohin er wollte?“ Dem Kunz gefielen diese Fragen aber nicht, darum gab er eine ausweichende Antwort und wollte eben nach dem Prinzen laufen, um denselben wieder auf's Pferd zu setzen. Aber mit seinen langen Sporen verwickelte er sich in's Gestrüppe und fiel zu Boden. Diesen Augenblick benützte der entschlossene Prinz und entdeckte sich dem Köhler. „Rette mich,“ sprach er leise, „mein Vater, der Kurfürst, wird es dir reichlich belohnen.“ Und sieh, der muthige Köhler nahm seinen Schürbaum und fing an auf den unbehilflich am Boden liegenden Ritter zu schlagen, daß er nicht aufzustehen vermochte. Der Hund stand ihm bei und seine Frau, die aus der Ferne den Kampf wahrnahm, gab den übrigen Köhlern ein Zeichen, daß sie zur Hilfe herbeieilten. Und ehe die Begleiter dem niederliegenden Ritter beistehen konnten, waren alle von den Köhlern überwältigt und entwaffnet. Im Triumphe wurde nun der Prinz nebst seinen gefangenen Räubern in die nächste Stadt geführt. Hier wurden die Menschenräuber natürlich in's Gefängniß geworfen, der gerettete Albert aber nach Altenburg zu seinen Eltern gebracht. Da war es nun, wo der wackere Köhler Schmidt dem erfreuten Kurfürsten die ganze

Begebenheit erzählte und immer wiederholte, er habe den Kunz mit seinem Schürbaum so getrillt, daß ihm das Aufstehen vergangen sei. Der Kurfürst lachte herzlich über die treuherzige Erzählung des Mannes und wollte sich nun dem Retter seines Sohnes dankbar erweisen. Er sprach daher zu ihm: „Bitte dir eine Belohnung aus und sie soll dir werden.“ Und siehe, der bescheidene Köhler wünschte sich weiter nichts, als die Erlaubniß, in dem Walde, wo er bisher sein Gewerbe getrieben hatte, frei Kohlen brennen zu dürfen. Das wurde ihm natürlich mit Freuden bewilligt. Außerdem schenkte ihm der Kurfürst ein Gut mit allerlei Einkünften und erhob sogar den armen Köhler in den Adelstand und zwar machte er ihn zum Andenken an jene Erzählung zu einem Herrn von Triller. Kunz von Kaufungen empfing einen andern Lohn. Er wurde mit dem Schwerdte hingerichtet und der Verräther Hans Schwalbe an den Galgen geknüpft. Die Räuber des Prinzen Ernst dagegen wurden begnadigt; denn nur unter dieser Bedingung lieferten sie den Prinzen aus, mit dem sie sich eine Zeitlang in einer Waldhöhle verborgen gehalten hatten.

Die Eisenerzgruben bei Aalen.*)

Wenn der Reisende die Eisenbahn in Göppingen im Königreich Württemberg verläßt, und seinen Weg nach Gmünd

*) Im Jartkreis des Königreichs Württemberg.

über den Hohenstaufen nimmt, so fällt ihm unter andern ausgezeichneten Punkten in dem weiten Rahmen der herrlichen Fernsicht von diesem Könige der schwäbischen Berge aus in nordöstlicher Richtung ein terassenförmig aufstrebender Gebirgsvorsprung auf; er setzt sich in den Gebirgszug fort, auf dessen weiter Hochebene das wasserarme, aber besonders in etwas feuchten Jahren fruchtreiche Härdtsfeld liegt. Der Gipfel dieses Gebirgsvorsprunges, des 2200 Fuß hohen Braunenbergs, ist mit einer Tanne gekrönt, welche unter dem Namen Braunenbäumchen als Landmarke weithin sichtbar ist. Der Braunenberg liegt nordöstlich vom Städtchen Aalen und eine kleine Stunde von ihm entfernt. Wohl ist es der Mühe werth, seinetwegen die Reise von Gmünd bis Aalen zu verlängern. Die einzig schöne Aussicht schon, die man von demselben genießt, wäre hinreichend, reichen Ersatz für die geringe Mühe des Ersteigens zu gewähren. Ein besonderes Interesse jedoch hat dieser Berg noch für den, der Sinn für die Natur und diejenigen Wissenschaften hat, welche einen Einblick in ihr geheimes Schaffen und Walten eröffnen; denn der Braunenberg bietet dem Botaniker eine reiche Ausbeute, dem Petrefaktenkenner viel Interessantes und ist für den Berg- und Hüttenmann eine Fundgrube reicher Erfahrung und reicher Schätze. Er birgt in seinem Innern endlose Eisenerzlager, welche ihn zu einem eben so kostbaren Besitzthum für den Staat, als zu einer segensreichen und wohl nie versiegenden Nahrungsquelle für Hunderte von Familien machen, die sich unmittelbar vom Bergbau nähren, oder ihr Brod in den vielen Eisenwerken, die der Bergbau im Gefolge hat, finden. — Nicht allein der Braunenberg führt Eisenerze, auch der in südlicher Richtung eine Viertel-

stunde von Aalen gelegene Langert, welcher in das Aalbuch übergeht, enthält einen außerordentlichen Erzreichthum, und beide werden deßhalb bergmännisch bebaut. — Wir führen unsere Leser vom Braunenberge und seiner entzückenden Aussicht herunter auf die auf einem Hügel am Fuße des Berges gelegene sogenannte Ellwanger Grube. Sie steht in stärkerem Betriebe als die in dem Langert eingetriebene Aalener Grube und hat für den Besucher auch ihrer herrlichen Aussicht wegen mehr Anziehendes als diese. Der Führer, ein Bergmann, sorgt für Lichter und wenn es gewünscht wird, für einen Ueberwurf zum Schutze der Kleidung. An der Bergschmiede, in welcher das „Gezähn" gefertigt und reparirt wird, und an dem Pulverthurm vorüber, kommt der Besucher auf einen höchst romantisch gelegenen Punkt, einen terassenförmig in den Berg eingetriebenen, freien Platz, auf welchem in einem Halbkreise die Stollen ausmünden, die theilweise an ihrem Eingange kellerförmig gewölbt sind. Buntes Getriebe herrscht hier. Die Karrenläufer mit ihrer Fracht aus dem Innern des Berges gehen ab und zu, Bergleute sind beschäftigt, das taube Gestein von dem guten zu sondern. Eine ganze Wagenburg von Fuhrleuten nimmt das letztere auf, um es seinem Bestimmungsorte, der königlichen Hauptgießerei Wasseralfingen, zuzuführen. An dem Stollen, durch welchen man „einfährt," zündet der Bergmann die Lichter an und geht voran in dem endlosen Gange. Rechts und links sieht der Besucher auf- und abwärts ziehende Gänge, verlassene und noch im Betrieb stehende „Oerter." Die Oeffnung des Stollens wird immer kleiner und erscheint am Ende nur noch als ein heller Punkt. Eine Einbiegung in einen der zahlreichen Gänge läßt auch diesen vollends ver-

schwinden und mit klopfendem Herzen steht der zum ersten Male Einfahrende von der Außenwelt abgeschnitten in dem Labyrinthe, welches der nimmer rastende Fleiß des Menschen in den Berg gebaut hat. Ihm graut vor der Möglichkeit, das in dem großen Raume ohnehin nur schwach leuchtende Licht erlöschen zu sehen und — den Führer zu verlieren. Plötzlich dringt es wie Kanonendonner in sein Ohr. Pulverdampf zieht durch die Gänge und bei weiterem Vordringen hallt ihm ein verworrenes Getöse von Menschenstimmen, Hammerschlägen und Wagengerassel entgegen. Endlich werden geisterhaft hin- und her wandelnde Gestalten mit Lichtern bemerkbar und bald gelangt der Besucher an einen „Ort,“ an welchem er die Bergleute, von denen er mit einem ernsten „Glück auf“ begrüßt wird, bei ihrer Arbeit findet. Der Kanonendonner, den er hörte, rührt von den Explosionen beim Sprengen des Erzes her. Der Bergmann vollzieht nämlich seinen schweren Beruf, indem er in sitzender Stellung den Felsen unterhöhlt, „schrämmt,“ außerdem noch zwei Schrammen in verschiedener Breite von Oben nach Unten zieht und das Dazwischenliegende mit Pulver lossprengt. Das Gestein wird schon in der Grube oberflächlich geschieden, das Taube zum Ausfüllen der leeren Räume verwendet, (wodurch zugleich im Vereine mit der Verzimmerung dem Hereinbrechen der Felsen vorgebeugt wird,) das Brauchbare zu Tage gefördert und wie oben angeführt, weiter sortirt. Trotz der eben angeführten Sicherheitsmaßregeln ist es doch nicht immer möglich, Unglück zu verhüten und nicht leicht vergeht ein Jahr, im Verlaufe dessen nicht ein solches Unglück zu beklagen wäre. Dennoch fühlt sich der Bergmann im Hinblick auf seinen schweren Beruf gehoben, und mit wenigen Ausnahmen sind

ernster, religiöser Sinn und nüchterner Lebenswandel Haupteigenschaften dieses ehrenwerthen Standes, der bei harter, gefahrvoller Arbeit auf ein nur höchst bescheidenes Einkommen angewiesen ist.

Den Berg durchziehen zwei Eisenerzlager in einer Mächtigkeit von 4—6 Fuß. Von diesen ist das höher gelegene schon längst im Betrieb und wird durch einen in drei Flügel eingeschnittenen Bergbau ausgebeutet. Das etwa 60 Fuß tiefer liegende wird erst neuerdings abgebaut und ist mit dem obern durch einen Treppenschacht verbunden, durch welchen der Besucher in dasselbe hinabsteigt. Zur Abkürzung des Weges sind auch Stollenschachte angebracht, durch welche das Erz von den höher gelegenen Theilen in den Stollen herabgestürzt und durch diesen ausgeführt wird, mit einem sogenannten Hundelauf, einer eisenbahnähnlichen Vorrichtung. Gewöhnlich hat der Besucher hier Gelegenheit auf den „Hund" zu kommen, d. h. auf dem leeren Erzwagen schnell wieder an's Tageslicht zu fahren. — Die Ausbeute an Erz beträgt auf der Ellwanger Grube ungefähr 180,000 Centner, auf der Aalener 80,000 Centner, welche 30 bis 31 Procente Metall geben und von denen das Erzeugniß der ersteren in Wasseralfingen, der letztern in Königsbronn verhüttet wird. Der Verbrauch an Pulver und Oel ist bedeutend und beträgt auf der Ellwanger Grube an Pulver ungefähr 3500, an Oel 3000 Pfund. Auf dieser Grube sind etliche und 70 Bergleute, auf der Aalener ungefähr 30 beschäftigt. Sie stehen unter der Oberleitung eines Hüttenverwalters. Auf jeder Grube funktionirt ein Obersteiger, auf der Ellwanger auch ein Untersteiger. Die Bergleute unterscheiden sich in Häuer, und Lehrhäuer, Zimmerhäuer, Karrenläufer und Gruben=

jungen. Die Arbeit auf beiden Gruben geht im „Geding" und wird in „Schichten" von je 10 Stunden vollzogen.

Das Leben auf dem Schiffe.

Das Leben auf einem Schiffe ist natürlicher Weise in mancher Hinsicht verschieden von demjenigen, das wir auf dem Lande zu führen gewohnt sind. Sehen wir daher, wie es am Bord zugeht! Der schwedische Reisende Andersson schildert es also: „Um 4 Uhr Morgens, wenn die Hundewache zu Ende ist, hört man den Ruf: „Raus, raus! Steuerbords= oder Backbordswache!" Und wenige Minuten darauf sieht man die leichtgekleideten Matrosen und Bootsmänner die Treppen und Leitern mit der sorglich zusammengerollten und umwickelten Koje auf den Schultern, die wie ein ungeheures Wickelkind aussieht, heraufklettern. Nun beginnt die Reinigung und in kurzer Zeit ist Alles, was sich in den drei Stockwerken an Holzsachen befindet, so glänzend und weiß, daß kein Puppenschrank netter sein kann; nur der, wer in einem Kriegsschiffe an Bord gewesen ist, kann sich einen Begriff davon machen. Alles dieses Scheuern kreischt Einem freilich ein wenig in die Ohren, wenn man in seinem stillen Morgenschlummer liegt; aber wenn man dann auf das Verdeck kommt, wird man reichlich für die Ergebung belohnt, womit man sein Schicksal ertragen hat. Wer am Bord lebte, hat mehr wie irgend Einer Veranlassung gehabt, sich davon zu überzeugen, daß das Wasser nicht blos Reinlichkeit und Gesundheit, sondern damit auch Zufriedenheit und

Sittlichkeit befördert. Wie sollte auf einem kleinen Raume, wo 420 Personen eingeschichtet sind, Krankheiten gesteuert werden können, wenn nicht diese Reinlichkeit in allen Richtungen, diese Entfernung alles Schmutzigen und Ungesunden unaufhörlich stattfände?

Doch still, jetzt wird geblasen: „Alle zum Blankputzen," und auf die Reinigung der Holzgegenstände folgt nun die der Metalle. Alle Beschläge, Eisenpflöcke der mannigfaltigsten Benennungen, Stangen und Kanonen werden strahlendblank geputzt; der Bootsmann streift die Hemdärmel auf und scheuert mit aller Macht die gewaltigen Kanonen, da er seine Ehre darein setzt, diese eben so „galant" wie schreckeinjagend zu sehen. Ist die Kanone blank wie ein Spiegel, so ist Alles in Ordnung. Chef und Offiziere zeigen sich nach und nach auf dem Deck, nachdem man gehörig „geweckt" worden ist und ein frisches Morgenbad unter der Gallionspumpe genommen hat. Wohlbekannte Flötentöne rufen zum Kaffeetisch, darauf genießt man in Ruhe seine Morgencigarre und endlich zieht sich Jeder in seine Kajüte zurück. Die Mannschaft hat inzwischen gefrühstückt und nun beginnen die Waffenübungen mit Gewehren, Kanonen und den Säbeln, die Märsche, Schwenkungen u. s. w., und da der Seemann weder in der Haltung, noch in der Richtung stark ist, so bieten diese Uebungen dem Zuschauer höchst ergötzliche Stellungen dar. Inzwischen spielt die Musik auf der Batterie.

Um 12 Uhr wird zum Mittagsessen geblasen und die Mannschaft bildet nun malerische Gruppen auf dem Verdeck zwischen den Batterien, und das Ganze trägt ein gewisses Gepräge des Feldlebens. Wenn man die gesunde Eßlust

dieser Söhne des Meergottes Neptun sieht, so begreift man, woher sie die üppigen und frischen Formen, die kräftigen, von Gesundheit und Zufriedenheit strahlenden Gesichter holen. Um diese Zeit ist das Schanzdeck voll von Spazierenden, bis die wohlbekannten Flötentöne zum Mittagstische rufen, um den man sich schnell schaart, um die Lebensgeister zu stärken. Da es sehr schädlich ist, sich unmittelbar nach einem guten Mittagessen anzustrengen, zündet man seine Cigarre an und Jeder sorgt für sein Wohlbefinden auf die Weise, die ihm am meisten zusagt. Die Meisten verschwinden in die Kajüten, um — wie es zur See heißt, „das Journal zu führen,“ oder eine Siesta zu halten, wie man in Spanien sagt — und kommen erst wieder hervor, wenn es zu dämmern beginnt; darauf macht man eine Abendpromenade auf dem Deck und schließt den Tag mit einer Tasse Thee. Doch nein, so schließt man ihn nicht. Jeder, dem es ein Genuß ist, die Sterne flimmern und den Mond schwermüthig traulich auf die Erde herab blicken zu sehen, geht aufs Verdeck und wirft noch einen Blick bald über das schäumende, tiefe Meer, bald auf die schwellenden Segel und die hohen Masten, welche zur dunkelblauen Himmelsfeste hinaufragen, oder man mischt sich auch in einen Haufen von Matrosen und hört sie Geschichten erzählen und Lieder singen. —

So ist wieder ein Tag unsres Lebens entschwunden, die Nacht steigt nieder und man schläft ruhig und vergnügt ein, während jede halbe Stunde der Wachthabenden Ruf: „Alles wohl!“ noch mehr in Sicherheit und Ruhe einlullt. Ein neuer Tag bricht an und man beginnt dasselbe Leben von Neuem, nur mit der Veränderung, welche Wind und Wetter mit sich führen. Man blickt wieder über jene blaue

Fläche hinaus, wo Woge auf Woge rollt, aber — Bewegung ist Leben, und es wird nie langweilig, nie einförmig über das Meer hinzuschauen. Man wird wieder vom Winde stärker oder schwächer geliebkost, die Wolken nehmen neue Gestalten an. Das ganze Seeleben ist ein einziges Thema mit tausend Variationen. Die merklichste Abweichung bildet der Sonntag und die Stunden, wo „Korum" (Gottesdienst) am Bord ist. Feierlich, wie die Andachtsstunden immer für die Menschen sein müssen, sind sie es noch mehr, wenn man wahrhaft „Gottes Geist über den Gewässern schweben sieht," wenn fromme Gesänge über die Wogen hinschallen und Gebete zum Himmel aufsteigen, der klar und hoch sich über dem zerbrechlichen Fahrzeuge wölbt, welches ohne dessen Schutz, der dem Sturm die Schwinge kürzt, ohnmächtig sein würde, der Wuth der Elemente zu trotzen. Des Seemanns Religiosität ist eine Wahrheit, die oft wiederholt worden ist, und wenn man Zeuge eines Gottesdienstes auf dem Meere war, so begreift man, daß dies nicht anders sein kann. — Einigemal haben wir auch Leichenbegängnisse am Bord gefeiert; wir haben einen Reisegefährten in die blaue Fluth versenkt, er war nicht so weit gelangt wie wir, doch ward seine Hoffnung, die Küsten der Heimath wieder zu sehen, plötzlich getäuscht. Versammelt auf dem Deck haben wir die Erinnerungen an unsre Sterblichkeit gehört und hier, umgeben von dem Tod in tausend Gestalten, kann man nicht leichtsinnig die Leiche in die Nationalflagge einhüllen, das hohle Rasseln der drei Schaufeln Erde hören, sie niedersenken sehen in die dunkle, schweigende, unendliche Tiefe und die Woge über der Stelle, wo sie ohne Andenken, ohne Raum niedersank, zusammenschlagen hören. —

Niemand kennt den Platz wieder, wo sich das Grab aufgethan! — Aber das Leben am Bord hat auch seine lustigen Auftritte, zumal wenn die Mannschaft Sonntag-Nachmittags Ball hält. Hinaufgeklettert an den Mastkörben, halbliegend kreuz und quer, ergötzen sich die zahlreichen Zuschauer an den schnellen, leichtfüßigen Tänzern, welche ihre Beine geschmeidiger als unsre Trommelschläger ihre Stöcke schwingen und deren Glückseligkeit zunimmt, je breiter die Ströme ihres Schweißes über Stirn und Wangen rollen. Bisweilen gibt es auch kleine Maskenaufzüge, bei denen es gutmüthig lustig zugeht. Befindet sich das Fahrzeug im Hafen, so bläst die Musik zu bestimmten Zeiten Retraite und die Mannschaft, welche ans Land entlassen war, kommt natürlicher Weise etwas aufgeräumter zurück, als gewöhnlich. Wenn der Seemann den Fuß auf das Land setzt, sucht er ein wenig Ersatz für das, was er auf der See entbehren muß; selbst der Matrose liebt es, bisweilen einmal ein „lustiges Leben" zu führen, das nur seine Schranken in den hohen Preisen findet, welche sehr häufig nicht ganz mit seiner Kasse übereinstimmen. In der Freude wohnt Kraft und nach einem kleinen Trinkgelage sehnt er sich wieder nach seinem Schiffe und nach dem Meere, die ihm dann doppelt lieb werden. Doch, wie viele Annehmlichkeiten auch eine Seereise haben mag, was mich betrifft, ich schließe mit dem Spruch: „Draußen ist es gut, aber daheim ist es besser!"

Ein Weihnachtsfest in Masuren.*)

An einem prächtigen Decembertage — erzählt uns ein Reisender — legte ich den 9 Meilen weiten Weg von Johannisburg nach Lözen über die funkelnde Krystallfläche des Spirdeig- und Löwentinsees in wenigen Stunden zurück und fuhr, angegriffen von der scharfen Winterluft in das letzte vor Lözen gelegene Kirchdorf ein. Schon war der Mond am Himmel aufgegangen und erfüllte mit seinem bleichen Scheine die malerische Winterlandschaft ringsum wahrhaft zauberisch. Während hinter mir die weite Eisfläche des Löwentinsees in glizernden Silberfunken brannte, hatten vor mir die den See umgebenden Berge ihre düsteren Schatten über das Dorf, das dazwischen lag, ausgebreitet; ihre schneebedeckten Kuppen aber, vom Mondlichte getroffen, leuchteten sanft wie mattglimmende Kerzen in das Dunkel der Nacht hinein. — Es war gerade der heilige Weihnachtsabend, als ich hier in einem Kruge übernachtete. Man räumte mir in der Schenkstube des ärmlichen Hauses ein Lager auf der Erde zur Schlafstelle ein; doch konnte ich die ganze Nacht hindurch kein Auge zumachen, denn bis 11 Uhr mußte ich den Lärm und die Witze der in der Stube befindlichen Knechte und Mägde anhören, und als es endlich leer im Zimmer geworden, störte mich die Wirthin auf eine Weise, die meine ganze Verwunderung auf sich zog. Sie schniegelte und bügelte nemlich ihre sieben schlaftrunkenen Kinder der Reihe nach und

*) Masuren oder Mazuren heißen die Bewohner des ehemaligen Gouvernements Mazowien in Polen.

erinnerte sie wiederholt, daß sie Morgen, als am ersten Weihnachtsfeiertage, doch nur ja recht frühe aufstehen möchten, und die Kleinen baten wiederum, die liebe Mutter wolle sie doch nur selbst recht zeitig wecken. Hierauf liefen sie nach einem Winkel der Stube, wo neue Kleider lagen, welche die Mutter ihnen eben fertig gemacht hatte, und jubelten vor Freude; sie zogen über ihre Hauskleidung noch lange weiße Hemden, setzten hohe, mit Goldschaum beklebte Papiermützen auf, nahmen Tannenzweige, deren Enden mit Wachslichtern beklebt waren, in die Hand, legten dann Alles aber fein säuberlich wieder bei Seite und sprangen alle Sieben zur Mutter in's breite Himmelbett. Ich fragte die Wirthin, was jener Ausputz der Kinder zu bedeuten habe, und sie entgegnete: „Ei, Morgen ist ja Frühmesse; da gehen die Kindlein als Engel zur Kirche; es wird dann auch gepredigt, und unser Herr Rector macht's wunderschön." — Somit wünschte sie mir eine gute Nacht, und ich versuchte es einzuschlafen, trotz des schnarchenden Fuhrmanns, der neben mir auf einer Ofenbank schlief. Es ging damit aber schlechterdings nicht. Schon um zwei Uhr fanden sich wieder Leute im Kruge ein, welche aus den benachbarten Dörfern hieher zur Frühpredigt kamen. Die Hausfrau mußte aus ihrem Himmel steigen, ein paar Kienspähne anzünden und jedem der nächtlichen Gäste einen Humpen Schnaps vorsetzen, worauf diese ihre kurzen hölzernen Pfeifen anzündeten und unter lebhaftem Gespräch ihren Fuseltabak verpafften. Ihr Gespräch und Gelächter machte bald alle Thiere lebendig, die hinter einem Ofen geschlafen hatten, und so statteten mir Hühner, Gänse und Ferkel, eines nach dem andern, auf meinem Lager ihren Besuch ab. „Nun guten Morgen!" rief ich, „das wird mir

am Ende denn doch zu bunt! da ist's wohlgethan man steht auf," — und ich erhob mich.

Bald war die Stube dicht voll Menschen. Um 4 Uhr gab die Kirchthurmsglocke das Signal zum Aufbruch. Alle Männer lüfteten beim Klange des Geläutes ihre Hüte. Die Mutter weckte ihre Kinder; diese sprangen schnell in ihre Kleider und zogen über dieselben ein weißes Hemde an, mit einem rothen Bande um den Leib gebunden; auf den Kopf setzte ein jedes die bunte Papiermütze und nahm in die Hand einen Tannenbusch. Hierauf trat die Mutter heran, färbte mit Ziegelmehl eines jeden Kindes Wangen gluthroth und strich alsdann noch einem jeden mit einer Kohle die Augenbraunen dunkelschwarz, und einen tüchtigen Schnurr- und Backenbart an, und — die Engel waren fertig. Also ausstaffirt liefen sie zur Schule, die Landsleute aber eilten zur Kirche, deren Feiergeläute nun auch erscholl.

Auch ich begab mich voll Neugierde dorthin und fand hier einen solchen Zudrang von Menschen, daß ich mich durch die Hauptthüre der Kirche nicht mehr durchdrängen konnte; ich mußte den Eingang durch die Sacristei nehmen, wo am Altar noch ein Stehplätzchen für mich offen war. Ueberall auf Kanzel, Altar und auf den Kronleuchtern des Schiffes brannten bunte Wachskerzen. Auf den Seitenchören und auch in den Sitzbänken hatte fast jeder ein brennendes Licht vor sich. Nun stimmte die ganze Menschenmasse aus voller Kehle ein einstimmiges Weihnachtslied auf polnisch an, unter Begleitung einer kleinen schreienden Orgel. Beim letzten Verse aber erschienen die Schaaren der Engel mit brennenden Tannenzweigen in der Kirche, bei deren Eintritt sich die ganze Gemeinde erhob. Die größere Abtheilung von Kindern stellte

sich vorn um den Altar hin in Doppelreihen; vier kleinere Abtheilungen nahmen ihre Plätze auf den Chören und unten in den Kirchgängen ein. Ehe das Lied beendigt war, war Alles in bester Ordnung, und sofort begann ein Wechselgesang der schreienden Engel. Jede Gruppe sang eine Strophe und verneigte sich dabei jedesmal gegen den Altar; dann trat der Lehrer des Dorfes vor und hielt eine kurze Anrede vom Altare, worauf wieder ein Lied gesungen wurde, und nun erst trat der Geistliche auf die Kanzel.

Diese gottesdienstliche Handlung soll die Erscheinung der Engel bei der Geburt des Heilandes dem Volke sinnbildlich darstellen, und je umständlicher dieß geschieht, desto mehr gefällt es. So soll es früher hier Sitte gewesen sein, daß ein weißgekleideter Knabe als Engel durch eine besondere Lucke in der Kirchendecke an einem Seile herabgelassen wurde, der dabei singen mußte: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her." Weil nun einmal einer dieser Engel sein brennendes Wachslicht dem Seile, an welchem er hing, so nahe gebracht hatte, daß dasselbe Feuer faßte und riß, und der arme Junge auf die Köpfe der Andächtigen niederfiel, so soll seit jener Zeit das Herabsenken der Himmelsbewohner eingestellt worden sein. Derlei Mißbräuche gaben dann auch Anlaß, daß schon seit mehr als 50 Jahren diese Feier in der Art zu halten von der Regierung verboten wurde. Dennoch haben die dortigen Geistlichen aus Liebe zu ihren Gemeinden diese sonderbare Weihnachtsfeier in der Hauptsache noch beibehalten; ja es ist in masurischen Städten sogar noch Sitte, daß am heiligen Abend als Engel gekleidete Kinder herumgehen, und zwar mit einer Wiege, worin das Christkind liegt, oder mit einem goldenen Stern, der an einer langen Stange befestigt

ist, und von Haus zu Haus gehend ihren Weihnachtswunsch singen. Wunderlich großartige Züge kommen noch vor: Adam erscheint mit einem Feigenbaume, ihm folgt Eva mit dem verhängnißvollen Apfel, Abraham mit einem Küchenmesser, Moses mit seinem Zauberstabe, Aron mit Schaubroden, und Simson — umgeben von Philistern — mit einem Eselskinnbacken, in dessen Ermanglung ein Kalbskopf dient. Auch König Salomo darf nicht fehlen.

„Ländlich — sittlich!"

Ein Wallfischfang.

Wir befinden uns in dem Theile des stillen Meeres, der zwischen den Georgsinseln und Chili liegt. Hierher, von Valparaiso bis an den Südpol, haben sich die vom Nordpol verjagten Wallfische geflüchtet, und schon schützt diese letzte Freistätte die zerstreuten Trümmer ihres Riesengeschlechtes nicht mehr vor der Harpune. Zwei Wallfischfänger stehen sich gegenüber, ein englischer und ein amerikanischer. Auf dem erstern, dem Stratford, befindet sich der Erzähler. An Bord dieser Schiffe ist Alles bereit, und die Boote können ausgesetzt werden, sobald der Wallfisch signalisirt wird. — Es herrscht feierliches Schweigen und man hört nur das Anschlagen der Wellen an den Fahrzeugen. Um die Wachsamkeit seiner Leute anzufeuern, verspricht der englische Kapitän dem Ersten, welcher die Beute erspähen wird, Jacke und Beinkleider. Die Wirkung dieses Versprechens ist augenblicklich: das Takelwerk bedeckt sich mit Matrosen. Sieh dort! —

ein kaum merklich schwarzer Punkt erhebt sich am Horizont, ein Schrei wird in einem der Mastkörbe des englischen Schiffes ausgestoßen: es ist ein othaheitischer Matrose, dessen scharfes Auge das Fernrohr des Kapitäns übertroffen hat; in der That bewegt sich ein ungeheurer Wallfisch gegen das Fahrzeug. Ein allgemeines Hurrah erschallt an Bord des Stratford. Während die Boote in's Meer gelassen werden, während die Mannschaft sich mit Eifer, aber ohne Verwirrung bereit macht, kömmt das Ungethüm näher und näher, und hinter ihm zeigen Wolken von Segeln die Verfolgung des Amerikaners an. Endlich berühren die Boote plätschernd die Oberfläche des Wassers, die Ruder sind besetzt und die Jagd beginnt, die für die Zuschauer um so anziehender ist, da die Engländer und Amerikaner sowohl aus Nationalstolz, als auch aus Habgier, die Beute zu gewinnen streben. Daher streiten die amerikanischen Fahrzeuge mit den englischen Ruderern um die Wette. Es ist ein Moment lebhafter Angst. Während die Harpunirer sich vorsichtig mit erhobener Waffe nähern, verfolgt das Seeungeheuer seinen Weg, dem Anscheine nach gleichgültig gegen die Anstrengungen seiner Feinde; — dann in einer Entfernung, wo die Harpune es erreichen kann, taucht es plötzlich den Kopf unter die Wogen, peitscht mit seinem furchtbaren Schweif in das Wasser und verschwindet in dem Schaume.

Die kühnen Fischer lassen sich nicht entmuthigen. Sie wissen, daß das Untertauchen eines Wallfisches nicht länger als eine halbe Stunde, höchstens dreiviertel dauert und er oft unter dem Meere denselben Weg verfolgt, wie an seiner Oberfläche. Da aber jede Regel ihre Ausnahme hat, so blickten sie unruhig nach allen Weltgegenden umher; die

Boote werden von Neuem aufgezogen oder an's Schlepptau genommen. Die beiden Schiffe segeln um die Wette in derselben Richtung hin, wie zwei Rennpferde. Der englische Kapitän schreitet auf dem Verdecke mit fieberhafter Heftigkeit auf und nieder, und während er seiner Mannschaft empfiehlt, jeden Zoll Wassers auszuspähen, verlangt er von seinem Schaffner ein Glas Grog, um zu versuchen, ob ihm diese Vorsichtsmaßregel Glück bringen werde. Die beiden Schiffe durchschneiden mit gleicher Schnelligkeit die schäumenden Wellen. Da zeigt sich der Wallfisch auf's neue in der Ferne, schwarz und riesenhaft wie ein umgestürztes Wrak. Die Boote fliegen ihm nach; Engländer, Amerikaner, Wallfisch — Alles verwirrt sich vor den Blicken des athemlosen Zuschauers. In drei verschiedenen Fahrzeugen stehen die Harpunire unbeweglich mit erhobenem Arme; zwei Harpunen durchfliegen zugleich die Luft, der Wallfisch taucht abermals in die Schaumwolke, aber diesesmal schleppt er die Harpune mit und aus dem Dunstschleier kömmt ein Canot hervor, dessen Bewegung an Schnelligkeit einer Locomotive in vollem Laufe gleicht; der Offizier, welcher es befehligt, gehört dem Stratford an, er schwenkt während seiner schwindelnden Fahrt die Mütze und verschwindet in der Weite unter dreifachem Beifallruf.

Der Wallfisch hat durch einen gewaltigen Ruck seine Richtung gewechselt: plötzlich erblaßt der englische Kapitän, denn das Ungethier stürzt wie der Blitz gegen das Schiff und zieht eine Furche von Schaum und Blut so nahe an demselben hin, daß das Heft der Harpune am Bugspriet anstreift. Indeß zieht der Harpunirer das Tau immer straffer an, woran das Eisen befestigt ist und nähert sich dem Wallfische. Verdoppelte Schläge färben die Fluthen rings

umher mit seinem Blute, das Wasser spritzt er in seinem Todeskampfe hoch auf; er taucht abermals unter, das Boot läßt auf's neue die Leine los und dann beginnt der letzte furchtbare Kampf. Das Ungeheuer dreht sich nach allen Seiten, ein Schlag seines Schweifes zertrümmert eines der Canots, dann — nach dieser Anstrengung, nach dieser letzten Rache öffnet es seine ungeheuren Kiefer, rollt schwerfällig auf die Seite und stirbt.

Ein Abenteuer Dr. Barths in Centralafrika.

In dem Lande der Ghât-Tuariks, bei einem Thermometerstand von 33° R. saßen die beiden Gelehrten Dr. Barth und Dr. Overweg unter dem Zelt. Vor ihren Blicken lag das berüchtigte Kasr Dschanûn, der Palast der Geister. Kriegsunruhen haben den Bergen umher eine kastellartige Gestalt gegeben, und über alle steigt der Kasr Dschanûn, der Palast der Dschinns oder Geister, empor. Er ist eine gewaltige, viereckige Felsmasse, welche im Umfang eine Tagreise und thurmartige Zinnen hat, von denen einige wohl 700 Fuß hoch sein müssen. Nur die Größe des Ganzen kann das Auge in der Entfernung überzeugen, daß es kein Werk menschlicher Hände und etwa von Zeit oder Krieg gleich einer Ruine zerstört ist. Die gewaltigen, zerklüfteten Wände ragen riesenartig in der Ebene empor. Hier — so ist der Glaube der Wüstenbewohner — kommen die Geister der Wüste aus Tausende von Meilen entfernten Orten zu Berathschlagungen oder zum Gebet zusammen. So ist der Ort eine Moschee, sowie ein Rathhaussaal und eine Schatz-

kammer zugleich, denn unermeßliche Schätze liegen in den Höhlen. Kein Tuarik wagt es, diese Titanenwohnungen zu erforschen, und einem alten Vertrage zufolge haben die Stämme in der Gegend beschlossen, sich aller unnützen Neugier zu entschlagen, unter der Bedingung, daß sie von den Geisterbewohnern ihres Landes Rath und Beistand erhalten. An diesen Vertrag hielten sich die beiden Reisenden jedoch nicht gebunden, sondern hatten beschlossen, den Kasr Dschanûn zu untersuchen. Eben waren sie im Begriffe, aufzubrechen, als ihr englischer Reisegefährte Richardson aus seinem Zelte trat. Der Engländer rieth seinen Gefährten von ihrem Unternehmen ab und erzählte ihnen, wie er bei einem früheren derartigen Versuche beinahe das Leben eingebüßt hätte. Dr. Barth ging jedoch ab. Overweg aber fragte erst Amankî, den Bedienten Richardsons, nach dem Quell in der Nähe des Kasr und sagte zu Richardson: „Ich werde das Wasser auf dem höchsten Punkt zum Kochen bringen, und dann den Gipfel entlang nach dem andern Ende gehen.“ Er nahm einige Punkte des Kasr mit dem Kompaß auf und Richardson sagte zu ihm: „Nehmen Sie auch den östlichen Punkt auf.“ Dann ging Overweg fort. Jussuff aber rief ihm nach: „Nehmen Sie doch ein Kameel mit, es ist sehr weit!“

Richardson that es Leid, sie allein so gehen zu sehen und er sagte zu Amankî, dem Bedienten: „Ich will dir ein Geschenk machen, wenn du sie begleiten willst.“ Amankî willigte unter der Bedingung ein, daß er nicht den Kasr besteigen müßte, denn er fürchtete sich vor den Geistern. Da erhielt er Datteln, Zwieback und einen Schlauch mit Wasser, und er und Richardson folgten nun dem Dr. Overweg. In der Nähe des Quells, wohin sie nach einem dreistündigen

Ritt gelangten, schlugen sie ihr Zelt auf. Der Tag rückte weiter und weiter vor. Kein Deutscher war zu sehen. Gegen 5 Uhr erschien jedoch Overweg. Er hatte großen Durst und Mühseligkeiten ausgestanden, da er indeß Amanki bei sich hatte, so war er glücklich zurückgekommen. Er äußerte große Besorgniß wegen Barth, und Richardson fing an zu glauben, daß Barth entweder nach Ghât zurückgegangen sei, oder daß ihm ein Unglück zugestoßen sein müsse, und es wurde von einer Nachsuchung die Rede. Overweg und mehrere andere Leute machten sich auch kurz vor Sonnenuntergang auf, den Doctor zu suchen; aber die Nacht brach ein und er hatte noch keine Spur von seinem Freunde entdeckt. Richardson zündete eine Lampe auf dem Gipfel des Berges Ethel und große Feuer bei Sonnenuntergang an, in der Hoffnung, ihr Schein würde in einiger Entfernung vom Kasr gesehen werden. Endlich um Mitternacht kehrte Overweg zurück. Er hatte mehrere Papierzettel in der Wüste umhergestreut, auf welche die Richtung des Lagers, vom Kasr aus, geschrieben war. Barths Freunde waren ungemein besorgt, und schliefen, wie man sich denken kann, sehr wenig. Am nächsten Morgen stellten sie eine allgemeine Nachsuchung an. Man nahm zwei Kameele, um die Umgebungen der Wüste zu durchreiten. Overweg begleitete eine der Abtheilungen, kam aber am Mittag ohne Nachricht von Barth zurück. Amanki hatte indeß mit der andern Abtheilung die Fußstapfen des Vermißten gegen Norden gefunden. Dieser Umstand war sehr wichtig, denn er gab die Richtung an, und der Gedanke, daß Barth nach Ghât zurückgegangen sei, wurden nun aufgegeben. Die Gesellschaft berechnete nun erschrocken, daß ihr Reisegefährte seit 24 Stunden nicht einen Tropfen Wasser·

über die Zunge gebracht haben könne, während die ganze Zeit über ein heißer Wind geweht hatte! — Dr. Overweg schlug nun als letzten Versuch vor, eine bedeutende Belohnung für Barths Auffindung auszusetzen und bestimmte 20 Dollars. Richardson erhöhte jedoch diese Summe auf 30. Dieß brachte sogleich Alle auf die Beine, und ein Tuarik mit einem Mahari (Kameel) erbot sich, nachzuforschen. Außer der bestimmten Belohnung wurden ihm von Richardson noch 2 Dollar zur Reise gegeben. Er brach um 2 Uhr Nachmittags auf, und sämmtliche Leute wurden ihm ein paar Stunden später nachgesandt. Es war ein gewaltig angreifender Tag und Richardson sagt darüber: „Als der Nachmittag immer weiter vorrückte, hatte ich fast alle Hoffnung aufgegeben und nahm nur noch aus Pflichtgefühl an den Nachforschungen Theil. Wenige Leute können sich die Angst denken, die ich empfand, einen Freund unter diesen Umständen in der Wüste zu verlieren, wo es ungewiß blieb, wie er seinen Tod gefunden habe, entweder durch den Speer eines Räubers, die Klauen eines wilden Thieres, oder durch den noch schrecklicheren Feind — den Durst.

Unmittelbar vor Sonnenuntergang zündete Richardson nochmal ein Feuer als letzte Zuflucht an. Da stürzte ein Schwarzer, der kleine Mahî, auf sein Lager zu und brachte die erfreuliche Nachricht, daß Barth gefunden sei, und zwar noch lebend und selbst im Stande zu reden! Der Tuarik, der auf seinem Mahari ausgezogen war, um die Gegend zu erforschen, hatte ihn 8 englische Meilen von dem Lager, unbeweglich auf dem Boden liegend, gefunden. Er hatte 24 Stunden lang in derselben Stellung gelegen, vollkommen erschöpft von Hitze und Anstrengung. Er hatte die Feuer

wohl bemerkt, aber sie hatten ihm nur die Ueberzeugung geben können, daß ihn seine Freunde suchten. Als er seine Befreier erblickte, hatte er gerade noch Kraft genug, um zu sagen: „Wasser, Wasser!“ Er hatte den kleinen Vorrath, den er vor wenigen Tagen mitgenommen hatte, ausgetrunken und seit dieser Zeit die entsetzlichsten Qualen durch den Durst gelitten. Sogar sein eigenes Blut hatte er getrunken! — —

Richardson und Overweg sind indeß gestorben, während Barth allein noch seine Wanderungen in Afrika fortsetzt. Möge es ihm vergönnt sein, glücklich in sein Vaterland wieder zurückzukehren; denn es hat Ursuche, stolz auf ihn zu sein: in hoher Begeisterung für sein Unternehmen, in unerschütterlichem Muthe, in kräftigem, mit bewunderungswürdiger Umsicht gepaartem Auftreten, womit er bisher alle Gefahren zu bekämpfen wußte, in wahrhaft großem Eifer und unablässiger Thätigkeit ist er sicherlich noch von keinem Reisenden übertroffen worden. Barth selber sehnt sich nach seinen vielen Mühsalen auch nach der Heimath zurück und schreibt unterm 14. Dezb. 1853 an seine Angehörigen in Hamburg: „So gerne möchte ich Weihnachten 1855 mit Euch feiern, aber ich verzweifle nun fast, daß es möglich sein wird; mein Weg ist ein langer und mühseliger, der Aufenthalte sind gar zu viele, und noch weiß ich nicht, wann ich von hier fortkommen werde. Wir haben jetzt Winter, zuweilen recht empfindlich, und die ganze Welt hustet, denn Timbuktu empfängt in dieser Jahreszeit nicht, wie andere Orte dieses Welttheils, reine gesunde Luft, da der mächtige Niger gerade jetzt erst seinen höchsten Stand erreicht und das Land auf ungeheure Strecken hin überschwemmt, was einen bösen Einfluß auf die Luft ausübt. Ich, Gott sei Dank, befinde mich sonst recht

wohl, huste aber mit den Andern um die Wette, denn mein Wohnzimmer, das zugleich mein Schlafzimmer ausmacht, ist ein Bischen luftig, eine halboffne Halle, wo ich aus Rücksicht auf die Sicherheit meines Gepäcks, das in einem Raum dahinter liegt, gezwungen bin, zu verweilen. Im vorigen Briefe habe ich vergessen, etwas Angenehmes, was diese Stadt hat, zu erwähnen, das ist die Billigkeit des Geflügels und überhaupt des Fleisches. Eine Taube z. B. kaufe ich hier für 10 Woda, und wenn sehr theuer, für 15 Woda. Woda aber — oder kleine Seemuscheln gehen 3000 auf einen öftreichischen harten Thaler, also an 300 Tauben für 1 Thlr. Theurer im Verhältniß ist Durra, Reis und Korn, das meist weit herkommt, und das ist's zum Theil, was die Bewohner Timbuktus jetzt einschüchtert, daß die Fellatas in Hamd-Allahi ihnen die Zufuhr von Durra abschneiden."

Barth nennt diese Fulhe oder Fellatas auch seine persönlichen Feinde, deren Einer wiederholt den strengsten Befehl nach Timbuktu geschickt habe, ihn ohne Verzug lebend oder todt nach Hamd Allahi zu bringen, hofft aber, daß ihnen seine Ermordung nicht gelingen werde. Gott schütze den kühnen Mann!

Napoleon in Moskau.

1.

Moskau ist eine uralte Stadt, deren Name im Jahr 1147 das erste Mal in der Chronik vorkommt. Im Laufe der Zeit wuchs sie zu einer der ersten Handelsstädte und war



Napoleon in Moskau.

bis auf Peter den Großen die alleinige Hauptstadt Rußlands. Da beschloß Peter, näher am Meere eine neue Hauptstadt zu gründen, und von da an lief **Petersburg**, als die Residenz der Kaiser und Kaiserinnen, Moskau den Rang ab, und es blieb ihm nur die Bedeutung einer zweiten Hauptstadt. Doch das hohe Alter Moskau's, seine Menge von Kirchen und Heiligthümern, seine Bedeutung als Krönungsstadt — verschaffen ihm in den Augen der Russen immer noch ein großes Ansehen und sie nannten darum auch Moskau **die heilige Stadt**. Wie gesagt, war Moskau bis zu den Zeiten Peters des Großen die Residenz der Czaare von Rußland, d. h. es war der Sammelplatz des hohen Adels, der sich um den Kaiser schaarte. Was Rußland Herrliches hatte, das war in Moskau zu finden. Ganz besonders zeichnet es sich durch seinen Kreml (Festung) mit seinen Prachtbauwerken aus, und die ungeheure Zahl seiner Kirchen mit ihren vergoldeten Kuppeln bieten, im strahlenden Lichte der Sonne betrachtet, einen zauberhaften Anblick dar.

Auf einem Flächenraum von 36 Wersten oder fünf deutschen Meilen dehnt sich die ungeheure Stadt aus. Dieser ungeheure Raum ist jedoch nicht ganz mit Gebäuden bedeckt: große und schöne Gärten, weite, mit Bäumen bepflanzte Spaziergänge, Exerzierplätze, Gottesäcker, Märkte, ja sogar große Flächen Ackerlands und Sandsteppen liegen im Raume der Stadt.

Moskau liegt am Flusse Moskwa im Herzen Rußlands, etwa 97 Meilen von Petersburg, mit dem es in neuester Zeit durch eine vortreffliche Eisenbahn verbunden ist. Die Gegend ist hügelig und sehr gut angebaut. Die ansehnlichen Bäche Jausa und Neglinna durchfließen die Stadt und er-

gießen sich in derselben in die Moskwa. Die Stadt besteht aus 5 Haupttheilen, mit etwa 35,000 Seelen, von denen die Mehrzahl Russen sind, obgleich alle Völker Europas und Asiens sich darunter befinden, die durch ihre eigenthümliche Kleidung, Lebensweise, Sitten und Sprachen ein wundersames Gemisch bilden, deren Thätigkeit aber hauptsächlich im Handel besteht. Ueberdies hat Moskau stets eine zahlreiche Garnison. Die 5 Haupttheile der Stadt sind größtentheils von einander abgesondert und theilweise mit Mauern, Thürmen und Wällen umgeben. Ehemals waren sie es alle. Erst in neuerer Zeit sind die Erdwälle in Spaziergänge, mit Bäumen bepflanzt, umgewandelt worden, wodurch die Stadt an Gesundheit und Schönheit gewonnen hat.

Diese 5 Theile der Stadt sind: 1) der Kreml, 2) Kitaigorod, 3) Beloigorod, 4) Semlaenoigorod, 5) die Sloboden.

Beschreiben wir diese einzelnen Theile der merkwürdigen Stadt etwas näher:

1. Der Kreml ist der älteste Theil der Stadt. Er ist mit einer sehr dicken, hohen Mauer mit Thürmen und besonderen Thoren umgeben und liegt auf einem Hügel, etwa 100 Fuß höher als die Stadt. Die Moskwa umfließt diesen Hügel zum Theil, so daß die Mauern senkrecht und schroff über dem Flusse stehen. Innerhalb der Mauern des Kremls befanden sich nur sogenannte Krongebäude, zu welchen das Kaiserliche Schloß, das Arsenal oder Zeughaus gehören. Um das Letztere ist eine Menge von den in verschiedenen Kriegen eroberten Geschützen aufgestellt. Ferner befand sich da die Schatzkammer des Reiches mit ungeheuren Schätzen an gemünztem und ungemünztem Gold und Silber. Zu dem

Schlosse gehört ein großer Garten und eine prachtvolle Kapelle. Dabei liegt die sehr große Kathedralkirche, der Himmelfahrt Mariä geweiht, in welcher die Salbung und Krönung der Kaiser (Czaare) statt zu finden pflegt. Mitten in der Kirche hängt ein Leuchter in Form einer Krone für achtundvierzig Kerzen, der ganz aus Silber besteht und 2,800 Pfund schwer ist. Alle heiligen Gefäße der Kirche sind aus massivem Golde und der Schmuck derselben ist unschätzbar. Außer dieser Kirche und der vorerwähnten Kapelle befinden sich im Kreml noch zehn andere Kirchen, deren Halbkugeldächer alle aus Metall, meist aus Kupfer bestehen, das schwer vergoldet ist. In der Kirche des Erzengels Michael ist das Begräbniß der Kaiser. Der Glockenthurm Iwan Weliki ist der höchste der ganzen Stadt und sein Kuppeldach mit Dukatengold vergoldet. An seinem Fuße ruht auf eigenem Gestell die bekannte ungeheure Glocke, zu deren Guß 400,000 Pfund Erz verwendet wurden, und unter seinem Kuppeldache eine zweite, die 120,000 Pfund wiegt. Außer diesen Gebäuden enthält der Kreml noch zwei Klöster, das Haus des Patriarchen und die Wohnungen der höchsten Beamten mit den nöthigen Nebengebäuden. Fast die ganze Fläche des Kreml ist mit Gewölben unterbaut.

2. Kitaigorod oder die Chinesenstadt enthält den großen Bazar oder bedeckten Marktplatz, in welchem die kostbarsten Waaren China's, Thibets, Persiens, Armeniens, der Bucharei und Tartarei aufgestappelt sind und was der reiche Osten Asiens, und an Pelzwerk der hohe Norden bringt. Kitaigorod liegt zunächst am Kreml und steht durch zwei Thore desselben mit ihm in Verbindung. Hier ist das regste Leben, der lebhafteste Handel; hier begegnen sich die Völker

zweier Welttheile im lebendigsten Handelsverkehre und das Auge wird, wie von den Schätzen der Natur, des Gewerbfleißes und der Kunst in eben dem Grade gefesselt, als von dem eigenthümlichen Wesen dieser Völker in Kleidung, Sitte und Sprache.

In diesem Stadttheile befindet sich eine wunderbare Kirche, welche bei ihrer Erbauung (1559) die eigenthümliche Einrichtung erhielt, daß sie aus 9 einzelnen Kirchen unter einem Dach besteht. Im Laufe der Zeit kamen noch 11 andere hinzu, so daß zu gleicher Zeit in zwanzig Kirchen Gottesdienst ist, die doch alle nur ein Ganzes bilden. Ausserdem sind noch 4 Klöster in diesem Stadttheile; die Gebäude der Kaiserlichen Münze, die große Universitätsbuchdruckerei; die Bildungsanstalten für die griechisch-katholische Geistlichkeit; das Kaufhaus mit 6000 gemauerten und gewölbten Buden und Verkaufsläden; der große Markt; andere öffentliche sehr umfangreiche Gebäude, und eine große Zahl herrlicher Paläste des reichen russischen Adels. Kitaigorod ist wieder ein für sich bestehendes Ganze, mit Mauern umgeben, aber der reichste und schönste Stadttheil.

3. Beloigorod oder die weiße Stadt, also genannt vom weißen Anstrich der Mauern in früheren Zeiten, ist wieder ein sehr schöner Stadttheil und umfaßt allein 76 Kirchen, 11 Klöster, die Gebäude der Universität, zwei Gymnasien und eine Menge der stattlichsten Wohnsitze des Adels. Auch das Gouvernementshaus und ein großes Findelhaus sind hier. Es hat besonders weite und schöne Straßen.

4. Semlaenoigorod (Erdstadt) hat statt der Mauern nur Erdwälle. Hier befinden sich allein 100 Kirchen, zwei Klöster, eine Sternwarte, das Kriminalgericht, der Artillerie-

hof, die Kaiserlichen Marstallgebäude, viele Fabriken und Paläste, und eine Menge kleinerer Wohngebäude für den ärmeren Theil der Bevölkerung, nebst großen Kasernen 2c. Die Gräben und Wälle sind seit neuerer Zeit zu herrlichen Spaziergängen umgewandelt worden.

5. Als den fünften Stadttheil bezeichnet man die Sloboden oder die Vorstädte. Es sind deren dreißig, von größerem oder geringerem Umfange. Sie gehören sämmtlich zur Stadt und schließen sich unmittelbar an sie an. Zu ihnen gehören 60 Kirchen und zehn Klöster, sonst enthalten sie meistens Privatwohnungen, die wenig Ausgezeichnetes haben. Sie sind größtentheils mit Gräben umgeben. —

Bedenkt man diese Menge von Kirchen, Palästen, Klöstern und dem Staate gehörigen Gebäude, so kann man sich kaum einen Begriff machen von dem Anblicke dieser Stadt.

2.

Moskau hatte seit seiner Gründung durch den Großfürsten Kiew Jurge Dolgoruki (1147 n. Ch.) herbe Schicksale durchgemacht. Schon im Jahr 1280 wurde die damals freilich bedeutend geringer bevölkerte Stadt von den Mongolen von Grund aus zerstört.

Der Großfürst Daniel Alexandrowitsch baute sie wieder auf, wählte sie zu seiner Residenz und machte sie zur Hauptstadt des Großfürstenthums Moskwa. Er legte somit den Grund zu der Größe und Bedeutung der Stadt. Seitdem blühte sie immer rascher auf und wuchs nach allen Seiten hin; allein schon im 14. Jahrhundert wurde sie abermals von den Tartaren von Grund aus zerstört und niedergebrannt. Als sie aus diesem Unglücke wieder erstanden war, wurde

sie im Jahr 1547 durch einen schrecklichen Brand zum großen Theil in Asche verwandelt.

Kaum war dieser Schaden ausgeheilt, so belagerte sie im Jahr 1571 der Khan von Astrachan und brannte wieder den bedeutendsten Theil der Stadt nieder, — und im Laufe des 17. Jahrhunderts erfuhr sie noch einmal das gleiche Schicksal, als die Polen sie belagerten und nach blutigem Kampfe einnahmen. —

Nach solchen wiederholten und schrecklichen Niederlagen, sollte man wohl denken, hätte es der Stadt schwer werden sollen, sich wieder zu erholen; allein die günstige Lage derselben für den Mittelpunkt des asiatischen und europäischen Handels; die Residenz der Czaare; die Vorliebe des Adels für den Aufenthalt in Moskau und am Kaiserhofe zogen immer neue Hilfsquellen heran; entfalteten so viele Kräfte und Mittel, daß die Stadt immer schöner und stattlicher sich aus der Asche erhob. Wenn auch der Hof seit 1752 in Petersburg war, so blieb Moskau dennoch im Glanze wenig hinter Petersburg zurück.

Wie schön und reich war die Stadt nach der Verbrennung durch die Polen wieder aufgebaut worden! Viele neue Anstalten waren hinzugekommen, und der Handel hatte eine herrliche Blüthe erreicht: — da kam eine Begebenheit, über die ein Schrei des Entsetzens ganz Euopa durchhallte!

3.

Es war im Jahre 1811, als sich Rußland und Frankreich zu einem gegenseitigen Kriege rüsteten. Lange war Kaiser Alexander ein treuer Freund Napoleons gewesen; allein die unersättliche Eroberungssucht Napoleons wollte dem

russischen Czaaren nimmer gefallen, und er machte mit den Türken, die er damals bekriegte, Frieden, und verbündete sich mit England, Schweden und der Regentschaft in Spanien gegen den Kaiser der Franzosen. Frankreich brachte nur Dänemark auf seine Seite, und versuchte umsonst, den Frieden mit England zu schließen. Napoleon mochte auch glauben, er bedürfe keiner neuen Bundesgenossen; denn Holländer, Schweizer, Deutsche, Italiener, Spanier und Portugiesen folgten den siegreichen Adlern der Franzosen. Im Mai 1812 zog er daher aus Frankreich ab und erreichte in der Mitte des Junius Polen mit seinem Heere. Dieses unterjochte Volk empfing ihn mit hoher Begeisterung und stellte sich gleichfalls unter seine Adler, so daß das französische Heer jetzt fast eine Million betrug. Aber Rußland erbebte nicht und ließ den Eroberer ruhig über die Grenze setzen und vorrücken. Erst bei Borodino an der Moskwa kam es den 7. Septbr. zu einer bedeutenden Schlacht, die 10,000 Menschen von beiden Seiten zusammen das Leben kostete. Die Russen räumten in guter Ordnung das Schlachtfeld und zogen sich zurück, Alles weit umher verwüstend, damit die Franzosen im Lande sich nicht lange halten könnten.

Dennoch drang der tollkühne Napoleon immer weiter vor, und es war an einem herrlichen klaren Sommertage, kurz nach Mittag, als die Vorhut des französischen Heeres von einem Hügel herab tausend vergoldete Thürme vor sich liegen sah, die in der Ferne goldenen Luftballons glichen.

Solch ein fremdartiger, überraschender Anblick machte sie anfangs starr vor Erstaunen; dann aber brachen sie in den Jubelruf aus: Moskau! Moskau!

Bedenkt man, daß die Soldaten von Noth, Leiden und

Anstrengung ganz erschöpft waren, so kann man sich denken, daß dieser Jubel aus vollem Herzen kam. Hier sollte ja aller Mangel, alles Elend, das das große Heer bisher zu erdulden hatte, ein Ende nehmen. Hier unter diesen goldnen Thürmen wartete Ueberfluß, Ruhe und Bequemlichkeit auf die erschöpften Krieger! Napoleon selbst hegte solche Hoffnungen; wer wollte es den armen Soldaten verargen, die so viel erduldet hatten, daß sie dasselbe thaten.

Napoleon war in der Nähe der Vorhut, und als er den Jubelruf hörte, sprengte er rasch die Anhöhe hinauf, um den ersehnten Anblick zu genießen. Auch seinen sonst so schweigsamen Lippen entströmte ein freudiger Ausruf bei dem herrlichen Anblick. Er ertheilte die Befehle, die nöthig waren, dann richtete er den Blick wieder auf Moskau. Er sah, wie die Vorhut nun schon die Vorstädte erreichte; aber er konnte keinen Abgesandten des Kaisers Alexander erblicken. Nur ein Offizier, den der General Miloradowitsch sandte, nahte dem Kaiser. Seine Botschaft lautete dahin, daß Miloradowitsch die Stadt anzünden würde, wenn ihm Napoleon nicht gestatte, mit der Nachhut des russischen Heeres unbelästigt Moskau zu räumen. Das war eine schlimme Drohung!

Napoleon bewilligte augenblicklich eine Waffenruhe von zwei Stunden. Er hegt noch immer die Hoffnung, die Friedensgesellschaft des russischen Kaisers zu empfangen; aber der Tag neigt zum Abend, und es bleibt stille. Napoleons Unruhe steigt und auch die Ungeduld seiner Soldaten wächst mit jeder Minute. Da naht sich ein Offizier der Stadt, reitet hinein — immer weiter — kehrt dann im Galoppe wieder und meldet — bleich vor Entsetzen: „Moskau ist stille, wie ein Grab! Es ist leer, wie eine Wüste, wie eine Todten-

stadt! Ich habe Häuser, Paläste, Straßen, ungeheure Plätze gesehen, aber keine menschliche Gestalt, kein lebendes Wesen ist mir begegnet!“ —

Einen Augenblick ist Napoleon betroffen; dann aber weist er den Offizier und seine Meldung mit Unwillen zurück. Es klingt ihm fabelhaft, unglaublich. Er wendet sein Pferd und jagt gegen Moskau zu, gegen das Thor von Dorogomiloff, um sich selber zu überzeugen.

Am Thore hält er stille, Mürrat, sein Schwager, drängt ihn, die Armee einrücken zu lassen, da die zwei Stunden um seien. Wohlan, ruft er aus, es sei! — Aber — als die Franzosen in die prächtige Stadt, durch die breiten, schönen Straßen zogen, da zeigte sich kein lebendes Wesen ihren Blicken. Die Thüren und Läden der Häuser waren fest geschlossen. Es hallte ihr Tritt hohl und eigenthümlich, ja schauerlich in dieser völlig menschenleeren Stadt. Noch furchtbarer klang das Gerassel der Wagen und Kanonen. In allen Theilen der Stadt war dieselbe Erscheinung bemerkbar. — Man kann es sich vorstellen, wie bitter diese Entdeckung, wie peinvoll diese Ueberraschung war. Allen drängten sich jetzt die Fragen auf: wo sollen wir Nahrungsmittel hernehmen? was soll aus uns werden in dieser Wüste? Noch mehr schlug die Täuschung den Muth der gemeinen Soldaten nieder, als sie entdeckten, daß die Fliehenden Alles mitgenommen, was irgend Werth hatte; also war auch nicht einmal auf eine einträgliche Plünderung zu hoffen. In trüber Stimmung zogen sie daher die langen Straßen hin und näherten sich bekümmert dem hohen Kreml. Zum ersten Male sahen sie hier Menschen; aber es waren Auswürfe der Menschheit, Sträflinge, die die abziehenden Russen aus den

Gefängnissen entlassen hatten. Sie waren bis zur Thierheit betrunken von Branntwein, hatten die Thore des Kreml geschlossen und schoßen blind auf die Ankommenden. Da blieb nichts übrig, als die Thore zu sprengen und diese Rasenden nieder zu schießen.

Napoleon zog erst während der Nacht in den Kreml ein. Er ernannte einen Commandanten der Stadt, befahl die strengste Ordnung und Mannszucht und glaubte an die pünktliche Befolgung dieser Befehle. Kaum aber gingen die Glieder auseinander, als die gräulichste Plünderung begann. unter dem Vorwand, sich Obdach zu verschaffen. Wie wäre es auch möglich gewesen, diese Soldaten in Ordnung zu halten, wo Hunger sie quälte, wo nach so langem Bivouac (Nacht-Rast unter freiem Himmel) endlich die Hoffnung nahe war, wieder einmal unter einem Obdach, vielleicht in einem Bett, zu schlafen?! Denkt man sich in die Stelle dieser Soldaten, so ist es begreiflich, daß das Bedürfniß des Leibes, das sich so heftig geltend machte, jetzt Alles überwog und sie antrieb, so schnell als möglich Erquickung und Ruhe zu suchen. Vergebens waren die Bitten, die Befehle, die Drohungen der Offiziere. Ueberall hin zerstreuten sie sich; zerbrachen Läden und Thüren; durchwühlten die Häuser, und priesen sich glücklich, daß die Russen doch nicht gar Alles mitgenommen hatten, daß sie Manches in der Hast der Flucht verborgen, was man leicht fand und sich zueignen konnte. Nur die Garde allein war in Ordnung zu halten, doch schlichen auch aus ihren Reihen Viele hinweg, und nur mit Mühe waren die Wachen vollzählig zu erhalten.

Kaum hatte Napoleon von der Stadt Besitz genommen, als französische Kaufleute, die sich beim Auszuge der Russen

verborgen hatten, herbeieilten und ihren Landsleuten verkündeten, daß die Stadt in Flammen über ihnen aufgehen sollte. Napoleon schauderte bei dieser Nachricht; er wollte es nicht glauben, doch ordnete er Vorsichtsmaßregeln an. Aber kaum ist die Nacht gekommen, so erhebt sich mitten in der Stadt, in dem palastähnlichen Hause eines Kaufmanns, plötzlich eine zischende Flamme, ein dunkler Qualm folgt, und alsbald stand das ganze Gebäude in lichter Lohe. Mit einer Gewalt und Schnelligkeit wie der Blitz, wie der Gedanke ist, wird das Nachbarhaus ergriffen — und mit fast unglaublicher Schnelle stehen die Häuser rechts und links der Straße in hellem Brande, der fortwirbelt und Alles auf seinem Wege erfaßt, was ihm entgegensteht. Aber nicht genug — in dem Augenblicke, wo dieß hier geschieht, wiederholt sich dasselbe grause Schauspiel in andern Stadttheilen. Von allen Seiten dringen die Ordonanzoffiziere in den Kreml ein und bringen die Nachrichten von neu entstandenen Feuersbrünsten, und das drängt sich von Stunde zu Stunde mehr.

Das war das Willkommen in Moskau! Das die Erfüllung der hochtrabenden Wünsche in Napoleon's Herzen! Kein Wunder, daß kein Schlaf in seine Augen kam, daß eine unaussprechliche Unruhe ihn umhertrieb, daß er bald die Fenster des Kreml aufriß und hinausstarrte in die dunkle Nacht, welche nur die Flammensäulen röthete, die zum Himmel emporzüngelten und mit jedem Augenblick wuchsen; daß er endlich in fieberhafter Aufregung nach Nachrichten verlangte! Dann und wann sank er in düsteres Nachsinnen und Hinbrüten, aber jeder Hufschlag den er vernahm, schreckte ihn wieder empor. Es war eine schreckliche Nacht, die er im Kreml zubrachte, wo er sich stolzer Siegesfreude hatte hingeben wollen! —

Er ertheilte Befehle, wie gelöscht werden, was Alles geschehen solle — Befehle, die Niemand ausführte, weil es unmöglich war, dem entfesselten Elemente Einhalt zu thun, das zudem noch von einem heftigen Winde geschürt wurde. Löschte man hier, so ging wo anders der Flamme Wuth von neuem los und der Wind erhob sich am zweiten Abende zum Sturme. Weithin war der Himmel grauenvoll erhellt und geröthet, und der Brand wüthete ungehemmt fort, indeß in der Stadt die furchtbarste Unordnung herrschte. Man mußte die Munition und Bagage bald hier, bald da in Sicherheit vor den Flammen bringen; die Regimenter wurden durch das herannahende Feuer genöthigt, ihre Stellung zu wechseln; da rasselten die Trommeln, um die Plünderer herbei zu rufen; dort schmetterten zu gleichem Zwecke die Trompeten.

Napoleon war ungeheuer erschöpft, da er in der letzten Nacht kein Auge geschlossen hatte. Er legte sich zur Ruhe. Wie groß aber die Unordnung und Sorglosigkeit war, mag die einzige Thatsache kund thun, daß unter den Fenstern, wo der Kaiser schlief, ein ganzer Artilleriepark mit seiner Munition aufgestellt war, und daß in den Gewölben des Kreml, wo der Kaiser, die Generale, die ganze alte Garde ihr Unterkommen gefunden hatten, eine solche Menge Pulver in dieser Nacht aufgehäuft war, daß — wenn nur ein Funke es erreicht hätte, sicher der ganze Kreml in die Luft geflogen wäre. Und die Gefahr kam plötzlich sehr nahe!

Der herrliche Bazar mit seinen unzähligen Waaren ging plötzlich wie mit einem Zauberschlage in Flammen auf. Und der Kreml lag nahe genug, um ergriffen zu werden, wäre nur der Wind in dieser Richtung umgesprungen. Zum Glück aber wehrte er die Flammen vom Kreml ab, und

dennoch flogen brennende Büschel bis zu ihm, und die Soldaten der alten Garde standen auf den Dächern und wehrten mit Macht die Funken und Feuerballen ab, welche der heftige Sturm in den Lüften trillte und dann auf die Dächer warf. Der Sturm wurde mit jeder Minute wilder. So kam die Nacht mit ihren Schrecken. Vergebens flehten die Generale den Kaiser, den Kreml zu verlassen. Er wollte nicht.

Da schrieen plötzlich Hunderte von Stimmen: „Der Kreml brennt!“ — Zugleich wurde ein Russe ergriffen, der das Feuer angelegt hatte und der es gestand, er habe es auf Befehl gethan.

Alle standen wie betäubt da. Schrecken, Wuth und Verzweiflung ergreift die Herzen — und der russische Mordbrenner endet unter den Bajonetten der alten Garde.

Jetzt, wo Napoleon sieht, daß er mitten in der gewaltigen Umgebung seiner alten Garde nicht mehr sicher ist, jetzt eilt er hinaus und will nach dem Schlosse Petrowsky, das dem Kaiser Alexander gehört und hoch und schön vor Moskaus Thoren liegt. Aber — es ist zu spät! — Wohin soll man sich wenden? Ueberall Flammen, Qualm, zusammenstürzende Gebäude! Tod und Gefahr, wohin man sich wendet! Der Sturm raset; das Flammenmeer in Kitaigorod wächst mit jeder Minute und — dorthin ist nur noch der Ausweg offen. Finden sie ihn nicht, so ist der Kreml ihr Grab!

Jetzt rufen Einige: Noch eine Straße ist offen! Die dort! — Dorthin wendet sich Napoleon mit seinem Gefolge, aber auch hier ist die Gefahr schon sehr groß: brennende Balken, glühende Dachziegel fallen herab vor Napoleon's Füße. Die Flammen schlagen oft über den Köpfen zusam-

men; die Augen brennen heftig, die Luft, die man einathmet, ist wie Gluth! Plötzlich bleibt der Führer mitten in dieser Hölle rathlos stehen. Er weiß nicht mehr wo aus, wo an. Schon haben die Flammen alle Kennzeichen verwischt, die ihn leiten sollen. Da kommen französische Plünderer, die den Kaiser erkennen; sie retten Alle; aber es geht über brennende Trümmer, durch Flammen und Rauch geht es, und als sie endlich der Gefahr entronnen zu sein glaubten, nahte eine neue, größere, schauderhaftere! — Eine lange Reihe Pulverwagen jagten durch die brennenden Straßen, einen Ausgang suchend, wie ihr flüchtiges Heer! Jede Minute war es zu befürchten, daß einer gezündet würde, daß einer umstürzte. Und dennoch mußte man eine gute Weile neben ihnen hergehen und reiten, ehe es möglich war, einen Durchgang zu finden. Es war ein rascher Entschluß nöthig. Napoleon sprengt unter sie hinein und bald ist er mit seinen Begleitern gerettet, und sicher erreichen sie das Lustschloß Petrowsky.

Als nach 5 Tagen der furchtbare Brand, den der Gouverneur von Moskau, Rostopschin, zur Vernichtung der Feinde selbst anschüren ließ, aufhörte, kehrte Napoleon zu dem Aschenhaufen zurück. Nur etwa der 10. Theil der Häuser stand noch, der Kreml war noch wenig beschädigt, aber viele seiner Soldaten waren beim Plündern im Feuer umgekommen. War auch die Beute, die das plündernde Heer in Moskau gewonnen hatte, nicht unbedeutend, so fehlte es doch stets an Nahrung. Man schickte also große Schaaren aus, die nahen Dörfer zu plündern; aber hier schwärmten Kosacken und reguläre Truppen und stachen manchen Franzosen nieder. Da bot endlich Napoleon dem Kaiser Alexander

den Frieden an und schrieb ihm eigenhändig; allein dieser ließ ihm spöttisch sagen, daß für die Russen der Krieg jetzt erst beginne.

So verließ der gedemüthigte Feldherr den 19. October 1812 Moskau wieder, ahnend, daß der Stern seines Unglücks aus diesem Brande aufgestiegen sei. Sein Nachtrab mußte noch den Kreml in die Luft sprengen; ein Theil davon blieb jedoch stehen, trotzend dieser ohnmächtigen Rache.

Sankt Helena.

St. Helena ist ein einziger Felsen in des Wortes vollster Bedeutung und sieht von Ferne wie eine gewaltige Festung aus mit Bastionen und Thürmen, als ob sie aus keinem andern Grunde in den Ocean hingestellt wären, als um die Raserei der Meereswogen zu zügeln. Hohe, steile Felsenmauern erheben sich von allen Seiten; der eine Bergklumpen steht neben dem andern, getrennt durch tiefe, enge Thäler. Alles sieht kalt und unfreundlich aus. Man sieht auf diesem harten Gestein keinen Grashalm, keinen grünen Fleck, und der weiße Schaum der Brandung unten in der Tiefe ist die einzige Unterbrechung des graubraunen finstern Farbentons, in welchen Alles sich einhüllt. Nur zufällig kann das Auge auf einigen wenigen Spuren einer lebenden Natur und lebender Menschen ausruhen, welche weithin in den tiefen Thälern zum Vorschein kommen; und oben auf dem Felsenscheitel, der gewöhnlich von Wolken verschleiert ist, stehen, einer Krone gleich, einige Tannenwälder.

So schildert der Weltumsegler Andersson den Anblick

der weltbekannten Insel, auf der sich ehemals das Gefängniß und die Grabstätte des Kaisers Napoleon befand. Er fährt folgendermaßen weiter: „Von dem Punkt, wo wir lagen, trat die Gestalt der Insel am eigenthümlichsten hervor. Mitten vor uns eröffnete sich eines von jenen schmalen, aber mehrere hundert Ellen tiefen Thälern, oder richtiger einer der Schlünde, welche in vielen Krümmungen sich nach der Küste zu schlängeln, und dort sich etwas erweitern. Längs dem Abhange dieser Thäler lag die kleine, hübsche Stadt Jamestown, die einzige der Insel, mit ihren weißen Gebäuden und kleinen grünen Gärten, die wohlthuend gegen den häßlichen, nackten Felsen abstechen. Zahlreiche Befestigungen erinnern an die Zeit, wo die Insel ein einziges, großes Gefängniß war und von wo man mit Kanonenschüssen jeden neugierigen Fremden abwies. Man passirt durch ein hohes Thor, bewacht von Posten und einer Hauptwache, und befindet sich auf dem einzigen offenen Platze der Stadt, der von einem netten Garten, einer hübschen Kirche, einem Hotel und verschiedenen andern wohlerhaltenen Privatgebäuden umgeben ist. Eine, von hübschen, dreistöckigten Seitenhäusern besetzte kurze Straße führt von hier eine Strecke aufwärts und theilt sich bald in zweie, von welchen die zur Linken sich den Berg hinanschlängelt nach der nördlichen Seite der Insel, die zur Rechten, welche besonders lang ist, zur äußersten Grenze der Stadt in das Thal und dann zum entgegengesetzten südlichen Ende der Insel läuft. In dieser Straße liegen die militärischen Baracken. Der oberste Theil der Straße ist mit einer Allee von starken indischen Feigenbäumen bepflanzt. Bei den Baracken eröffnet sich ein ziemlich ausgedehnter Garten, aber übrigens lassen die Berge so

wenig Platz, daß man in den noch engern obersten Theil der Stadt hinaufgehen muß, um die grünen mit guten Fruchtbäumen bestandenen Gärten zu sehen. Die Häuser in dem niedrigsten Theil der Stadt haben ein gut wohnliches Aussehen, nach englischer Art, in dem östlichen Theil dagegen haben sie ganz den Charakter elender Hütten, wo Armuth und Laster so gut gedeihen und frei herrschen. Die Läden sind mit Waaren wohl versehen, aber die Preise unverschämt. Jamestown ist also eine wenig interessante Stadt, von der man eben nicht anders sagen kann, als daß sie ein starker Garnisonsplatz ist. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 3000. Man findet hier viele Neger, welche durch englische Kriegsschiffe von Sclavenhändlern befreit und hieher geschickt wurden, um ein zwar freies, aber doch jämmerliches Leben zu führen. Bei meiner Wanderung nach dem wohlbekannten Longwood, wo Napoleon gefangen gehalten wurde, nahm ich den Weg zur Linken. Er ist größtentheils ausgehauen in den steilen Lavaklippen; auf der einen Seite durch eine Steinmauer von der darunter liegenden Tiefe abgesperrt, schlingt er sich im Zickzack längs der scharfen Seite des Berges. Als ich mich die schlimmste Strecke hinaufgearbeitet hatte, wo die grünen Flecke sich zu zeigen beginnen, war es ein angenehmer Ersatz für die gehabte Mühe, sich niederzusetzen und einen Blick auf das zurückgelegte Stück Wegs zu werfen. Ich schaute aus einer Höhe von beinahe 2000 Fuß über den Hafen, über die Schiffe und über die häßlichen, abschreckenden Berge hin, von deren Spitzen und Absätzen die vielen Festungswerke ihre beschützenden und drohenden Kanonen hervorreckten. Um die Festungswerke sah ich in allen Richtungen sich Wege schlingen, gleich schmalen, weißen

Bändern, und in der Tiefe lag die Stadt eingeklemmt, mit ihren weißen Häusern und ihren gleich Ameisen kriechenden Menschen; auch über die Gärten im tiefen Abgrunde sah ich hinweg, die so freundlich gegen die grauschwarzen, harten Klippenwände abstachen, worauf blos einige stachlichte Cactus hervorragten. Es war keineswegs ein schöner, aber doch ein eigenthümlicher Anblick.

Ganz unerwartet erhielt ich hier einen kleinen, freundlichen Neger zum Wegweiser, der seine Esel von der Stadt nach Hause trieb, wohin er Morgens von einer Besitzung in Longwoods Nähe Früchte gebracht hatte. Wir kamen natürlich bald in ein Gespräch: ich diente ihm mit der Erzählung von unserm großen Schiff, und er vergalt es mir durch einen Bericht von seiner Kindheit auf der afrikanischen Küste, wo er von seinem eignen Stamm verkauft ward. Er erzählte, wie er die gräßlichste Behandlung auf dem Sclavenschiffe erlitten, wie ein englischer Kreuzer ihn aufgebracht und befreit, und wie er sich nun hier niedergelassen, verheirathet und eine kleine Familie habe. —

Wir hatten nun die Höhe erreicht. Die Hitze, welche in der Tiefe drückend gewesen war, ging hier in eine milde erfrischende Kühle über, und mit wahrer Freude wanderte ich hier oben umher, wo nicht allein Tannenwälder, sondern eine Menge anderer Gewächse an europäische Vegetation lebhaft erinnern. Man sollte es kaum für möglich halten, daß dasselbe St. Helena, das von der Seeseite so rauh und abschreckend aussieht, so reizende Plätze umschließen könne, wie dieser hier oben. Vor mir ragten die wolkenhohen Berggipfel empor, nicht nackt und grauschwarz wie die Strandklippen, sondern in üppiges Grün gekleidet. Freundliche, weiße

Häuser lagen gruppirt auf den Höhen wie kecke Vorposten, und zwischen den weiterhin nackten, röthlichen Bergrücken schlangen sich tiefe Thäler, durchkreuzt von kleinen Bächen, wo Trauerweiden mit ihren niederhängenden Zweigen standen, als ob sie noch heute über St. Helena's Bestimmung wehklagten.

Gerade auf dem Fleck, von wo ich dieses schöne Gemälde überschaute, öffnete sich das napoleonische Grabthal in der Tiefe unter meinen Füßen, jenes weltberühmte Longwood, wo der große Aar, dessen gewaltiger Flügelschlag von einer ganzen Welt gehört ward, in einen Käfig gesperrt, gepeinigt wurde und starb. Der Ort hat seinen Namen bekommen von einer kleinen Waldstrecke, welche sich hier ehmals vorfand, jetzt ist alles eine einzige unfruchtbare, einförmige Ebene, nur kümmerlich mit einer kleinen Reihe von Nadelholz, einigen andern zerstreut stehenden Bäumen von der Ordnung der Syngenisten und einem dürftigen Rasen bedeckt. Auf dem Abhang gen Westen breiteten sich einige bebaute Aecker aus, eingehegt von Aloe- und stachlichten Cactushecken; in den Thälern liegen einige vereinzelte Gärten, und gegen das Meer erheben sich zwei hohe Bergspitzen, der Flaggstaff und der Barn, die erste spitz und hoch, die andere ähnlich einem gewaltigen Bienenkorbe, aber beide völlig nackt und graugelb. Das Ganze hat einen trostlosen Charakter.

Longwood besteht aus einer Anzahl unbedeutender Häuser, größtentheils von einer ziemlich hohen Steinmauer eingeschlossen. Das Gebäude, das Napoleon zur Wohnung angewiesen wurde, ist ein einstockiges Steinhaus, mit fünf Fenstern auf der einen Seite, woran ein anderes sich in rechtem Winkel mit der Rückwand schließt. Man tritt hinein

durch eine Veranda, befindet sich in dem sogenannten Billardzimmer und geht von hier in das Zimmer, wo Napoleons Leiche auf dem Paradebett lag. Dann kommt man in den Speisesaal, wo der Kaiser starb, und woran die kleine Bibliothek stößt: von da geht man in das anstoßende Haus, wo seine Schlafkammer, Bade- und Ankleidezimmer liegen, und hat dann Alles durchwandert, was von dem außerordentlichen Manne benutzt wurde. Das Haus, welches der Arzt bewohnte, liegt auf der andern Seite des Hofplatzes und das, welches das Dienerpersonal einnahm, stößt an das, worin sich das Schlafgemach befindet.

Wie sieht nun dieses Alles jetzt aus? Kaum eine Scheibe ist in den Fenstern, der Kalk auf den äußersten Wänden ist abgefallen, die Tapeten auf den innern sind nicht mehr, selbst die Steine in den Mauern sind zu Schutt geworden, die Fußböden mit Schmutz bedeckt, die Dächer eingefallen. Das Zimmer, worin Napoleons Leiche lag, ward seit Kurzem von einer Dreschmaschine eingenommen; in dem, wo er seinen letzten Seufzer ausstieß, hat man ein Gerüst aufgeführt, um Korn zu trocknen. Das Bibliothekzimmer ist voll von Korn und Rumpelei; das Schlafgemach ist gepflastert und zu vier Stallständen eingerichtet, worin einige magere Pferde kauen und stampfen. Widerliche Zerstörung grinzt aus jedem Winkel und schreit laut über eine Nation, die sich rühmt, groß und edel zu sein, die sich aber erniedrigt hat, eine solche Rache zu nehmen. Nebenan liegt der sogenannte neue Palast, welchen man für den Gefangenen bauen ließ, in welchen aber Napoleon niemals ziehen wollte und welchen er nur ein einziges Mal betrat. Es ist eine recht wohnliche Villa mit vielen hübschen Gemächern, umgeben von einem ganz geschmackvollen

Garten, der gegen die Ostwinde geschützt liegt, welche auf der nackten Ebene gewaltig über das Feld fahren und Kälte und Regen mit sich führen. Draußen auf der Ebene campirten die Truppen, welche den eigentlichen Sicherheitscordon um den Gefangenen in Longwood bildeten, und die Flaggenstange, die jeden Besuch hier oben der Stadt genau meldete, thut noch dieselben Dienste.

Auf der andern Seite des Hauses, welches von Napoleon bewohnt wurde, ist eine kleine Ebene, auf welcher jetzt einige verwachsene Cypressen und ein hoher Tannenbaum stehen. Am Fuße des letztern ist eine halbmondförmige Vertiefung von einigen Ellen Umfang, ehemals als Teich benutzt, in welchem Fische aufbewahrt wurden. An dessen Rande pflegte der Kaiser, in ungestörte Träume versunken, auf einem Stuhl zu sitzen und Fische zu füttern. Hier streute er, der Mächtige, Brodkrumen für seine Fische aus, wie er ehemals Kronen und Reiche an seine Verwandten und Freunde austheilte!! — Nachdem ich zu allen diesen Stätten gewallfahrtet, wanderte ich in's Thal hinunter, wo die Gärten lagen, und begab mich so zum Thal des Grabes. Hier steht ein kleines schwarzes Hofgebäude, wo die Hüter der Stätte wohnen und wo man in ein Buch seinen Namen schreibt. Der Platz, wo sie ihn niedergelegt haben, ist ein kleiner, runder, grüner Fleck von ungefähr 12 Ellen im Durchmesser, umhegt von einem grauschwarzen Holzgeländer. Dem innern Rand entlang stehen acht oder neun Cypressen, und weiter hinein an der einen Seite die beiden weltbekannten Trauerweiden. Unter ihrem Schatten liegt das Grab. Es ist jetzt leer, und man steigt darin hinab auf einer Leiter, beschattet gegen die Strahlen der Sonne durch ein Zeltdach, das darüber gespannt

ist. Am Rande des äußern Geländers liegt die kühle, erfrischende Quelle, und in der Weiden dunklere Schatten mischen sich die lächelnden Farben eines rothblühenden Hibiscus. Das ist Alles — einfach und doch majestätisch! Die Veranlassung, weßhalb Napoleon gerade hier begraben wurde, soll folgende sein: gleich nach seiner Ankunft bewohnte der Kaiser das Haus oberhalb des Thales auf dem Abhange des Hügels, einen schönen und für ein aufgeregtes Gemüth heilsamen Ort. Die frische Quelle im Thal und der Schatten der Weiden zogen ihn manche einsame Stunde hieher, um seinem Herzen und seinen Gedanken Erholung zu gönnen. So saß er einst hier. Das Buch fiel ihm aus der Hand, er schlummerte ein, und der Gott der Träume führte der Kaiserin Josephinens Bild vor sein inneres Auge, das sich zu erheben und gerade von dieser Stelle aus ihn zu sich zu rufen schien. Von dieser Zeit an war der Platz zu seinem Grabe gewählt.

Brasilianische Wälder.

Diese Wälder sind größtentheils noch Urwälder und stehen noch in ihrer ganzen Schönheit und Kraft da, welche sie von Anbeginn hatten, unangetastet von Menschenhänden, warum sie auch jungfräuliche (Mato - Virgem) heißen. Sie ergreifen das Auge des Wanderers mit großem Erstaunen, und zeigen das Schönste und Lieblichste, was man je erblicken konnte. Stämme von riesenhafter Größe breiten hoch in der Luft, die einen lichte, die andern dunkle Blattkronen aus, voll von großen schimmernden Blüthen, denen die Menschen=

hand niemals naht. Die Zweige und Aeste sind mit Schmarozerpflanzen, Lilien und andern Gewächsen besäet. Von einem Baum zum andern laufen eine zahllose Menge von Schlingpflanzen mit seltsam gekrümmten Stämmen, die bald wie Kabeltaue zusammengedreht, bald wie Degenscheiden ausgehöhlt sind. Zwischen diesem Netz von Lianen erheben sich unglaublich hohe Büsche mit dicht verschlungenen Zweigen, so daß der Blick, welcher tief in den Wald dringen möchte, schon von den nächsten Gegenständen aufgehalten wird. Hin und wieder bricht die Sonne durch das dichte Laubgewölbe und wirft ihr Gold über die großen in den herrlichsten Farben stehenden Blüthen. Tausende von Schmetterlingen, geschmückt mit einer Farbenpracht, wie sie nur die Einbildungskraft erdenken kann, fliegen umher in dieser Wildniß der Schönheit, leuchtende Käfer summen, und hoch oben in den Zweigen der Bäume frohlockt ein Chor von flimmernden Vögeln mit kleinen, nie rastenden Zungen. Wir sind gewohnt, uns einen Wald aus einer einzigen oder nur wenigen Baumarten bestehend zu denken, mit grünen Laubkronen, aber mit keinen oder nur unansehnlichen Blüthen. Hier aber ist nicht einmal Raum für alle die Arten, welche hervor wollen und einander verdrängen, und in tausend Formen neben einander in der wunderlichsten Mischung auftreten. In einiger Entfernung betrachtet, spielt das bald lichte, bald dunkle Grün der Blätter in allen Regenbogenfarben; ein Wiederschein der prachtvollsten Blüthen. Man athmet einen balsamischen Wohlgeruch ein, man sieht ein Farbenspiel, das keine Phantasie träumen kann. Und doch ist dieses Alles nicht das, was am meisten staunen macht. Was die höchste Bewunderung erregt, sind die Formen, die Gestalten der Gegenstände.

Die Stämme sind seltsam gewunden, bald mit dichtsitzenden Zacken wie ein Reibeisen, bald mit regelmäßigen gezackten Flügeln versehen. Die Blätter sind groß, flimmernd und lederartig, auf der Außenseite dunkelgrün, auf der Rückseite gelb, braun oder roth, und die Blüthen sind noch mehr abwechselnd an Farben und an Farbenpracht.

Und doch — man geht in diesen Wäldern, man ist von namenloser Freude erfüllt, man verschlingt mit äußerem und innerem Sinn alles Wunderbare, alles Prachtvolle, das sich bei jedem neuen Schritt in neuer Gestalt darbietet, man wird ermüdet von den vielen überraschenden Eindrücken, man genießt bis zum Uebermaß, bis zur Erschlaffung — und doch — fliegt der Gedanke zurück zu unserer armen, einförmigen Natur; aber nicht mit Bedauern, nicht mit Abneigung. Man vermißt doch das Rauschen und die Frische der Tannenwälder, die Sommerstille der Birkenhaine, der Wiesen und Grasplätze einladendes: „Komm' und ruhe aus!" — Mit einem Worte: das ferne, das liebe Vaterland taucht auf, und nimmt bei dem Vergleich mit diesen Urwäldern ꝛc. eine so stolze, eine so theuerwerthe Gestalt an, daß das Herz bei der Erinnerung an seinen Namen und seine Natur vor Wonne schlägt.

Ein Neger-Kaiser.

Westindien besteht aus einer unzählbaren Menge von großen und kleinen Inseln, welche zwischen Nord- und Süd-Amerika im atlantischen Ocean liegen. Sie bestehen aus 3 Hauptgruppen, den Antillen-, Bahama- und Bermudas-Inseln. Zu den Antillen gehört auch die Insel St. Do-

mingo, früher Hispaniola, jetzt Hayti. Die östliche Hälfte dieser fruchtbaren und reichsten Insel Westindiens gehört den Spaniern. In dem westlichen Theile, der den Franzosen gehörte, brach 1791 eine furchtbare Empörung der Neger aus, die mit der Ermordung aller Weißen, die nicht durch die Flucht sich retten konnten, endigte. So bildeten sich zwei Negerstaaten, der eine wurde eine Republik, der andere ein Kaiserthum unter einem Neger, Namens Christoph, der sich Kaiser Heinrich I. nannte und ganz das französische Kaiserthum zum Muster nahm.

Der jetzige Kaiser von Hayti ist Faustin I., ein schöner, etwas zur Dicke sich neigender Neger von 58 Jahren. Seine Gesichtsbildung ist angenehm, und er lächelt voll Milde, selbst wenn er einen Mord anbefiehlt. Der Luxus, namentlich in der Toilette, ist seine Leidenschaft: mehrmals im Tage wechselt er die Kleider oder die Uniform. Seine Epauletten und Nestelschnüre sind von fabelhafter Größe, und zu Paris für seinen besondern Gebrauch gefertigt. Er ist ein vollkommener Reiter und liebt die schönen amerikanischen Pferde, auf denen er gern Parade macht. Lesen und schreiben kann er nicht und die Leute, welche es können, beobachtet er fortwährend mit Argwohn. In dieser Beziehung wiederholt er oft, daß er nichts mit der verfluchten Feder zu thun haben will, welche die Weißen so mächtig macht, und womit sie — wie er sagt — die armen Neger betrügen. Der einflußreichste Mensch bei ihm ist ein gewisser Papulot, ein Hexenmeister seines Handwerks.

Der Generalstab der Armee ist sehr zahlreich. Man sieht Obersten, die sich nicht entblöden, den Pfriemen und den Knieriemen neben dem Säbel zu handhaben, und Generale,

die in großer Uniform den Koch machen. Pohopo, der Commandant des Geniecorps, ist ein alter Neger aus Martinique, ein Schuhflicker seines Handwerks, den ein junger Farbiger, Namens Richard, buchstabiren und addiren gelehrt hat. Der Soldat ist undisciplinirt und bildet mehr eine Horde, als eine Armee, ist fast stets in Lumpen gekleidet, hat keine Kaserne und logirt wo er kann. Man gibt ihm jährlich eine Uniform, die aber wegen der schlechten Beschaffenheit des Stoffes nur einen Monat dauert. Sein Sold beträgt einen Viertelpiaster monatlich, und weit öfter erhält er ihn auf die Schultern ausbezahlt, als in die Tasche. Diese sonderbaren Soldaten machen den lächerlichsten Eindruck auf jeden Fremden.

Die Leibwache des Kaisers besteht in einem Corps von Mörderveteranen; man nennt sie die großen Stiefel, obgleich sie buchstäblich barfuß gehen.

So kann Alles, selbst die erhabene Würde eines Kaisers nach unsern Begriffen, in's Komische und Widerliche gezogen werden.

Ein Klapperschlangenjäger.

Bekanntlich finden sich in der Nähe der Niagarafälle Klapperschlangen in sehr großer Anzahl und außerordentlich giftig. Ein Reisender, Sir J. Alexander erzählt hierüber Folgendes: „Mein ehrenwerther alter Freund, T. Mac Connell, der Biberfänger, sagt uns, er besuche gewöhnlich den Niagara, um die Klapperschlangen ihres Fettes willen zu tödten, und er habe manchmal 300 in einer günstigen Jahreszeit zusammengebracht.

Die Jagd führte er in folgender Weise aus: er stellte sich vor dem Felsenkamm, wo ihre Löcher waren, hinter einen Baum, mit der Keule in der Hand, und die Beine in Schafsfelle mit der Wolle nach innen gehüllt, um sich gegen die Bisse zu schützen. Die Schlangen kamen aus Besorgniß vor ihren Feinden, den Schweinen, vorsichtig aus ihren Löchern hervor, um Nahrung zu suchen oder sich zu sonnen. Sobald er sie bemerkte, stürzte er vorwärts und streckte sie mit seiner Keule nieder. Die welche nach ihren Löchern entkamen, ergriff er beim Schweife, und wenn sie sich umwandten und ihn in die Hand bissen, spuckte er etwas von der Schlangenwurzel, die er im Munde kaute, auf die Wunde. Diese schäumte auf und die Gefahr ging vorüber. Die todten Schlangen wurden dann geröstet, am Schweife über einem langsamen Feuer aufgehängt und ihr Fett gesammelt, jedoch Sorge getragen, daß kein Blut darein kam. Das Fett verkaufte er für 12 Dollars die Flasche, denn die Landleute halten es für heilsam in Fällen von Rheumatismus und steifen Gliedern.

Die Jagd auf Eiderdunen.

Die Felsen und Küsten von Norwegen, die schroffen Gestade und schauerlichen Abstürze der schottländischen Inseln, der Orkadan, der Faröer, und die wilden Bezirke der Hebriden dienen zahlreichen Geschlechtern von Wasservögeln, z. B. dem Taucher, dem Reiher, dem Seeraben und der Eidergans zur Zufluchtsstätte. Diese Schwimmvögel sind für Nahrung und Kleidung der ländlichen Bewohner dieser See-

striche von großer Bedeutung. Das Fleisch von einigen ißt man frisch, das von andern wird zum Aufbewahren eingesalzen. Die Eier gelten für ein treffliches Gericht, wiewohl sie einen sehr starken Geschmack haben, der einem Gaumen, welcher an solche Leckerbissen nicht gewöhnt ist, schlecht behagt. Die Häute der Eidergänse dienen zur Verfertigung von Unterkleidern, welche unter diesem rauhen Himmelsstrich wunderbar gegen die Kälte schützen. Dieselben Vögel liefern jedes Jahr eine Menge des feinsten Flaumes. Dieser köstliche Stoff ist so fest und zugleich so elastisch, daß zwei Hände voll davon hinreichen, eine Decke damit zu wattiren, welche bei einer ungemeinen Leichtigkeit eine größere Wärme gibt, als die beste Wolldecke. Man kann sich die Wichtigkeit eines solchen Produktes in so eisigen Gegenden vorstellen; darum ist auch die Hauptbeschäftigung der dortigen Einwohner die Einsammlung dieses unentbehrlichen Artikels. Dabei sind die kühnen Jäger jedoch vielen Gefahren ausgesetzt, denen sie nur in Folge der Gewohnheit unerschrocken entgegen gehen. Doch ist diese Gefahr nicht überall gleich groß, was z. B. an den Küsten von Norwegen der Fall ist: diese sind nemlich von niedern und flachen Inseln begrenzt, auf welche während der Legezeit die Eidergänse in großer Anzahl kommen, um daselbst ihre Eier niederzulegen. Die Nester hiefür sind unmittelbar auf dem Boden aus Meerkräutern errichtet und ganz von einem ungemein feinen Flaum umgeben, welchen das Weibchen sich von der Gegend des Magens ausreißt. Jedes Nest enthält gewöhnlich vier Eier von einer blaßgrünen Farbe und etwas länger, als die unserer Enten. Der mit seinem Fahrzeuge dort landende Jäger entfernt nun mit der größtmöglichen Vorsicht das Weibchen von seinem Neste, um

sich des Flaumes und der Eier zu bemächtigen, mit Ausnahme jedoch eines einzigen Eies, das er sorgfältig zurückläßt, aus Furcht, die arme Mutter möchte das Brüten sonst ganz aufgeben. Diese schickt sich auch alsbald wieder an, den Verlust durch neue Eier und neuen Flaum zu ersetzen, bei welch letzterem Opfer das Männchen ihr treulich an die Hand geht. Man versichert, diese Vögel, so wohlwollend gegenüber von Menschen, an die sie gewöhnt sind, daß sie z. B. auf Irland fast zahm, ihre Nester ganz nahe den Wohnungen der Insulaner bauen — zeigen sich gegen Fremde nicht so sanftmüthig und erheben ein entsetzliches Geschrei, wenn Unbekannte ihren Nestern nahe kommen.

Wie gesagt ist aber die Jagd auf Eiderdunen nicht überall so gefahrlos, sondern oft mit den größten Gefahren und Schwierigkeiten verbunden, da der Vogel oft die unzugänglichsten Felsen zu seinem Aufenthaltsorte wählt. So setzt das Inselchen Noß, ein ungeheurer Felsenabriß von einer der gleichnamigen shetländischen Inseln, den Jägern der Eidergänse gewaltige Schwierigkeiten entgegen. Seine Seiten sind nemlich senkrecht abgerissen; seine Entfernung vom Festland beträgt beinahe 16 Toisen, und das Meer brandet wüthend in diesem Engpasse. Aber alle diese Schwierigkeiten wurden überwunden. Lange Zeit war dieser Felsen unzugänglich, bis ein Abenteurer, tollkühner oder gewandter als die andern, sich einen Weg auf seinen Gipfel bahnte. Seine Gefährten warfen ihm ein Tau zu, das er sodann an Pfählen, die er zuvor in den Boden eingerammt hatte, befestigte, was jene ebenfalls thaten. Nun wurde am Taue ein Korb oder eine Art Wiege aufgehängt, welcher durch Stricke vor- und rückwärts bewegbar war. In diesen

Korb setzte sich der Jäger und bewerkstelligte auf diese Art seinen Rückzug. Einmal jedoch wollte er tollkühner Weise auf demselben Wege hinabsteigen, den er herauf eingeschlagen hatte, da glitt er aus und zerschellte jämmerlich am Fuße des Felsen.

Oefters muß man sich auf den steilsten Punkten dieser Felsen von einer höhern Stelle herunterlassen, da ein Hinaufsteigen von dieser Seite wegen der Glätte der Felsen nicht möglich ist. Dieß geschieht nun wieder mittelst eines Seiles, das man, um sein Abreißen zu vermeiden, über ein Stück Holz gleiten läßt. Dieses Stück Holz ist unmittelbar über dem Rande des Abgrundes angebracht. Mit Hilfe eines Bindfadens zeigt dann der Jäger seinen Gefährten an, ob man ihn herablassen oder hinaufziehen soll. Erreicht er die Felsbank, wo die Gänse ihre Nester haben, so knüpft er das Seil los, welches ihn festhält, und macht sich an die Jagd. Manchmal stellt er sich auf einen Felsenvorsprung, und indem er sich seines Fadens mit seltener Gewandtheit bedient, fängt er die Vögel im Fluge, wenn sie in seine Nähe kommen. Diese Art, die Vögel zu fangen, wird sogar öfters von den Jägern angewendet, wenn sie am Seile hängen. Findet sich endlich ein Vorsprung zwischen dem Jäger und dem Orte, wo die Nester sind, so schaukelt er sich so lange hin und her, bis die Schwingungen seines Körpers ihn so weit zurückschleudern, um das Hinderniß umgehen zu können. Von den Seilen, deren man sich bedient, gibt es zwei Arten: die eine besteht aus Leder und wird wegen ihrer größeren Dauerhaftigkeit derjenigen, welche aus den Haaren von Küheschweifen geflochten wird, vorgezogen. Ihre Länge wechselt zwischen 90 und 200 Fuß. Sie sind so gesucht, daß auf der Insel

St. Kilda ein einziges solches Seil die Mitgift eines Mädchens ausmacht. Ein neuerer Reisender sah auf dieser Insel sehr junge Kinder an den äußersten Rand eines Felsen von ungeheurer Höhe klettern. Diese Kinder nehmen mit Ruhe Eier oder Gänse aus, und zwar vermittelst einer langen biegsamen Ruthe, an deren Ende sich ein Garn aus Schweifhaaren, mit Gansfedern zusammengehalten, befindet. Endlich wendet man auf diesen Inseln noch ein anderes Jagdmittel an: man legt bei Nacht an diejenigen Stellen, welche zumeist von jenen Vögeln bewohnt sind, Fallen oder Schlaufen, die dem Jäger am folgenden Morgen oft eine reiche Erndte gewähren.

Abenteuer des Doctors Coulter.

1.

Am Vorgebirge Blanco, am nördlichsten Punkte von Peru und dem südlichsten des Meerbusens von Guayaquil, entschloß sich der Kapitän des englischen Schiffes Stratford an der Stadt Tacamas die Anker auszuwerfen, um sein Schiff ausbessern zu lassen. Die Bauart dieser Stadt ist sehr seltsam. Die 15 oder 20 Häuser, woraus Tacamas besteht, sind von einem undurchdringlichen Gürtel von Wald und Dschungeln*) umgeben. Die Häuser, etwa 12 Schuh über dem Boden stehend, ruhen auf starken Pfosten, die in die Erde befestigt sind. Die Wände bildet übereinanderliegender

*) Dschungeln sind Ebenen, auf denen Gesträuch, hohes Gras und Röhricht mit einander abwechseln.

Bambus, und eine Leiter, welche Nachts sorgfältig heraufgezogen wird, dient diesen luftigen Wohnungen als Treppe. Ohne diese Vorsichtsmaßregel würden die nächtlichen Besuche des Panthers und Jaguars oder die Ueberfälle einer großen Affenart zu befürchten sein. Dagegen können die auf solche Weise geschützten Bewohner ruhig einschlafen und das Tosen der Meereswogen und das Geheul der wilden Thiere, diese unheilvolle und schreckliche Nachtmusik, wiegt sie noch in süßen Schlummer ein. — Die Ruhr grassirte in Tacamas, als der Stratford dort ankerte. Auf Ersuchen der Einwohner schickte der Kapitän den Doctor Coulter in die Stadt, der seinen Wohnsitz dort aufschlug. Nach einigen Tagen schon brachten seine Mittel Hilfe und der Doctor erntete nun die Früchte seines Wohlthuns, theils in Leckerbissen aller Art, theils in einer guten Anzahl von Quadrupeln. Der Doctor war ein großer Jagdliebhaber, sobald er sich daher die Freundschaft der Indianer erworben und seine Quadrupel auf dem Schiffe in Sicherheit gebracht hatte, miethete er einen Indianer, und rüstete sich, auf die Jagd zu ziehen. Er versieht die Jagdtasche mit einigem Mundvorrath, hängt die Büchse über die Schultern und macht sich mit Jack (so wird der Indianer von den Weißen genannt) auf den Weg. Die beiden Wanderer folgen einem breiten Querpfade, der zu den Seiten mit dichtem Gebüsch besetzt ist, das die Ranken des Weinstocks fast undurchdringlich machen. Auf den Baumgipfeln welche hereinhängen, grinsen riesenhafte Affen: bisweilen strecken sie ihre langen Arme aus, um bald den Flintenlauf des Doctors, bald seine Mütze zu fassen. Dieser erbost sich über diese Versuche, aber Jack, der Führer, lacht und versichert, daß diese Spässe der Pa-



Abentheuer des Dr. Coulter.

viane nur ihre Freude ausdrücken sollen über das Erscheinen eines Fremden. Der dichte Pflanzenwuchs verschwindet allmälig; ein ungeheurer Wald folgt auf den Fußpfad, hier schlingen sich nicht mehr die Lianen um das Gebüsch, aber es erhebt sich ein undurchdringliches Gewölke, das den Himmel verbirgt und auf das Moos nur einzelne Sonnenstrahlen durchfallen läßt, schmal und spitz, wie das Eisen eines Pfeiles. Schlangen von allen Farben und Größen rollen sich nachlässig unter dem Grase zusammen und auseinander und knistern in dem dürren Laube. Jack versichert abermals, daß sie nur zu ihrem Vergnügen da seien, und der Doctor trägt nur Sorge, sie nicht zu zertreten. Plötzlich am Eingange einer dichten Dschungel hält der Indianer an. Das Echo wiederholt das Gebrüll des amerikanischen Löwen; diese Töne, denen sich ein klägliches Gewimmer vermischt, kommen näher. Dießmal sagt der Indianer: „Schauet auf mich!" und spricht dann nur noch durch Zeichen. Der Augenblick ist furchtbar; die Genossen schreiten vorwärts. Ein tiefer Graben zeigt sich, in dessen Grunde Wasser steht. Die Jäger halten an seiner Böschung und lauschen der Harmonie der Wälder, wenn man ein wildes Durcheinander von Gebell, Geheul und durchdringendem Schreien so nennen kann. Nach diesem kurzen Halt steigen sie entschlossen in die Tiefe hinab, aber kaum sind sie am Abhang, als ein furchtbares Gebrüll ganz nahe bei ihnen ertönt. Der Indianer legt sich platt auf die Erde nieder, der Doctor thut ein Gleiches. Einige Augenblicke der Erwartung gehen vorüber. Endlich sehen die Jäger am Ende der Schlucht ein wildes Füllen erscheinen, das wie der Wind flieht. Zwei prächtige Tiger setzen ihm nach. Das arme Thier, von Müdigkeit und

Schreck erschöpft, fällt ganz nahe bei dem Versteck der Jäger auf die Vorderfüße nieder. Einer der Tiger schleicht sich vor, dann — mit einem Sprung von 20 Fuß schwingt er sich auf den Rücken des Pferdes und faßt es am Halse mit einem schrecklichen Miauen; der andere dreht sich im Kreise und peitscht die Seiten mit seinem Schweife unter dumpfem Murren. Die beiden Raubthiere sind zu sehr um ihre Beute geschäftig, als daß sie die nahen Jäger witterten.

„Seid Ihr fertig?“

„„Ja!““

Dieß ist das kurze Zwiegespräch der Jäger. Jeder spannt seine Büchse und zwei Schüsse wiederhallen aus dem Dickicht der Schlucht. Von den beiden Tigern rollt der eine krampfhaft im Sande und bleibt unbeweglich, die Kugel des Engländers hat ihn getroffen. Der Indianer war minder glücklich — oder minder geschickt: der Tiger, den er getroffen, ist noch voll Kraft und Wildheit — obgleich schwer verwundet. Ungeachtet der Abmahnung seines Gefährten, zieht Jack sein langes Messer aus der Scheide und nähert sich dem Thiere, das wüthend über seine Wunde den Boden mit seiner Tatze zerwühlt und Wolken von Staub aufregt. Der Indianer stürzt sich kühn in dieses Gewölk, in welchem nur noch ein von Blut geröthheter Arm, das Blinken eines Messers, die Blitze fahler Augen und zwei Körper sichtbar werden, die sich übereinander wälzen. Jedes Geheul des Tigers kündet eine neue Wunde an, welche Jacks Messer ihm geschlagen, bis endlich das überwundene Thier niederfällt, röchelt, zusammenschauert und stirbt.

„Ein Teufel!“ sagt Jack, indem er aufsteht.

Und ruhig machen sich nun die Jäger daran, den

beiden schrecklichen Thieren ihre prächtigen Felle abzustreifen.

2.

Nach seiner Ausbesserung wandte sich der Stratford Californien zu. Die Küste von Californien ist in der Umgegend von San Franzisko mit prächtigen, sehr wildreichen Wäldern eingefaßt. Im Schatten der großen Tannen, unter den Haselnüssen und den duftenden Magnolien flattern die grauen Papageien, die Birkhähne und das Guineahuhn. Die Fläche der Seen ist ganz bedeckt mit Schwänen, Gänsen und wilden Enten. Die nahen Berge haben auch ihre Bewohner und das ferne Geheul des Jaguars, Pumas, der grauen Bären ertönt dem Ohre allnächtlich.

Bei so vielen Reizen für einen Jagdliebhaber konnte Doctor Coulter natürlich nicht unthätig bleiben. Der Zufall führte ihm einen der berühmtesten Jäger Californiens zu. Es war einer jener Männer, welche das Aufsuchen und der Handel mit kostbarem Pelzwerk zu einem Leben voll Mühsal und Gefahren verlockt. Nach ganzen in den Wüsten verlebten Monaten verkaufen diese amerikanischen oder canadischen Jäger ihren Vorrath von Rauchwerk in einem der Häfen von Californien. In ihren beständigen Wanderungen müssen sie sich bald gegen Bären und Tiger, bald gegen umherstreifende Indianer und besonders gegen Banditen vertheidigen, die nach allen Theilen Mexikos zahlreich sind. Der canadische Jäger, mit welchem Doctor Coulter bekannt wurde, kam mehrmals mit diesen Buschkleppern ins Handgemenge und wußte manches von ihnen zu erzählen.

Mit diesem neuen Führer nun macht sich der kühne Doctor auf, um in den Wäldern und Bergen um San Fran=

zisko zu jagen. Dießmal ist der graue Bär der Prairien das furchtbare Wild, welchem die Jäger nachgehen. Der graue Bär übertrifft den Bison an Stärke und den Tiger an Grausamkeit. Die geschicktesten Schützen zweifeln an ihrer Gewandheit und Kaltblütigkeit vor diesem ungeheuren Gegner, der nach einer dreifachen Ladung oft um so furchtbarere Sätze macht und die Kugeln wie Schneeflocken abschüttelt. Einen grauen Bären bewältigen, ist die schönste Heldenthat, deren sich ein Indianer rühmen kann, und die Tatzen dieses Thieres, als Schmuck angehängt, sind die beneidetsten Siegeszeichen.

Doctor Coulter und sein Führer sind am Fuße des Berges San-Bernardino angelangt. Die Nacht kömmt herbei, sie schicken sich zur Beiwacht an, allein ihre nächtliche Ruhe wird rasch unterbrochen. Beim Scheine ihres noch brennenden Feuers, an dem sie ein Viertel von einem Wild geröstet, sehen sie plötzlich einen grauen Bären gegen sie herankommen, die furchtbare Schnauze zwischen zwei Felsen gezwängt. Die erste Bewegung ist, sich zurückzuziehen. Der Bär kömmt langsam aus seinem Verstecke und trabt gegen das Feuer, denn man muß bemerken, daß diese Gattung, ganz verschieden von andern wilden Thieren, das Feuer nicht scheut. Diesen treibt ohnedieß ungewöhnlicher Hunger und die Reste des Wildprets, welche er neben der Gluth findet, sind ihm nicht zureichend. Darum schreitet er auf die Jäger zu, welche sich in einiger Entfernung halten.

„Ich schieße zuerst,“ sagt der amerikanische Jäger.

Und der Schuß trifft das gewaltige Thier irgendwo am Kopfe, denn es schüttelt mit einem Brummen, daß die Wälder erdröhnen, das Blut von seiner Wunde ab. Der Doctor

reibt sich die Hände und hofft schon voll Vergnügen, der Feind werde nun fallen.

„Auf was wartet Ihr denn, um loszudrücken?" sagt der Amerikaner ungeduldig. „Vorwärts mit fester Hand!"

Der Doctor läßt sich auf das Knie nieder, um sicherer zu zielen.

Der Amerikaner zuckt die Achseln, denn die Kugel seines Gefährten erreicht nur den Leib. Das Feuer dauert fort. Die beiden Jäger lösen sich ab, und während der eine ladet, schießt der andere.

So durchlaufen sie ungefähr eine Meile und der Bär, von Kugeln durchlöchert, schleppt sich beständig vor ihnen her. Endlich stößt er ein letztes Geheul aus und fällt unter der fünfzehnten Kugel. Ein Schlag mit dem Tomahawk endet seinen Todeskampf.

„Nach meiner Meinung, grauer Bär," sagte der canadische Jäger, indem er dem Unthier den Schädel zerschmetterte, „nach meiner Meinung bist du der rauheste und gröbste Geselle deiner Art, nach dem ich je gezielt habe.

3.

Neu-Guinea ist eine Insel von beträchtlicher Ausdehnung, nördlich von Australien gelegen und von diesem nur durch die Meerenge von Torres getrennt. Vor dieser Insel langt das Schiff an, auf dem sich unser Doctor Coulter befindet und wirft in einer weiten Bay den Anker aus am Fuße von Vulcanen, die allnächtlich in rothem bedrohlichem Scheine auf das Meer leuchten. Nahe am Ankerplatze sieht man die Mündung eines breiten Flusses, dessen Ufer unter üppigem Pflanzenwuchs verschwinden. Längs der Küste steigt eine

Klippenreihe aus den Schaumgarben, welche die Brandung aufspritzt. Dieser Boden scheint verödet, wie am Morgen nach der Schöpfung. Der Kapitän, der Doctor und vier Mann bewaffnen sich bis an die Zähne und wollen die Inseln auskundschaften. Sie wenden sich vorerst nach einer Hügelkette, einige Meilen vom Flusse. Die Gegenwart des Menschen gibt sich nirgends kund. Schlangenmassen, Züge von ungeheuern Ratten, welche die Erscheinung der Besucher nicht stört, wilde Katzen, die von den Bäumen herab sie mit Gluthaugen anblitzen; riesenhafte Eidechsen, sich in der Sonne spiegelnd, schwarze gefiederte Enten, die auf den stehenden Wassern sich umhertreiben, braune Falken, Papageien in tausend Farben, Paradiesvögel in Schwärmen, die wie Goldfunken am blauen Himmel schweben — das sind die einzigen Bilder einer prächtigen und ruhigen Landschaft. Bald folgte zerrissener Boden, herabgerollte Felsstücke, erkaltete Lavaströme auf die vegetabilischen Ablagerungen, welche in der Nähe der Küste die Flußufer anfüllen.

In dieser trostlosen Oede wird Halt gemacht: die Sonne sinkt und die Beiwacht beginnt unter dem kläglichen Geschrei der Nachtvögel, unter dem Fächeln der Flügel von Fledermäusen, die in ihrem schrägen, schweren Flug sich mit Wolken und Moskitos kreuzen. Mit Anbruch des Tages bricht die kleine Colonne wieder auf, allein mit mehr Vorsicht als des Abends zuvor, denn nun treffen sie auf zahlreiche Fußstapfen, welche beweisen, daß die Insel bewohnt ist. Kurz nach dieser Entdeckung, ja — im Augenblick als der Kapitän und seine Gefährten sich zu einem Mahle niederlassen wollen, kömmt ein unerwarteter Gast und läßt sich an ihrer Seite nieder. Es ist ein Mann von riesenhaftem

Wuchse, der statt aller andern Bekleidung von einer Neger-schürze umgürtet ist. Zwei ungeheure Doggen folgen ihm und er trägt eine Lanze. Dieser Mann hat seltsamerweise eine weiße Haut und ungeachtet seines wunderlichen Anzuges, ungeachtet der langen, struppigen Haare, die um seine Schultern flattern, erkennt man in seinen Zügen doch die europäische Bildung.

Unsre Wanderer greifen bei diesem Anblick sogleich nach den Waffen, allein einige Worte des Fremden, in schlechtem Englisch ausgesprochen, halten sie von jeder Gewalt zurück.

„Ich bin ein Irländer von Geburt," ruft dieser Mann, „und das Schicksal hat mich zum König eines der Hauptstämme der Horaforas gemacht. Dankt dem Himmel, daß ihr mir begegnet seid, meine Krieger sind in meiner Nähe und eine Meile weiter wäret ihr von ihren Pfeilen durchbohrt worden; allein ihr steht jetzt unter meinem Schutze und meine Unterthanen werden euch ehren als die Freunde ihres Königs. Erlaubt nur, daß ich etwas von diesem Wildschweinbraten koste, dann wollen wir aufbrechen und ich werde euch meine Geschichte erzählen."

Nachdem der König der Horaforas also gesprochen, legte er sich ein ungeheures Stück von dem Wildbraten vor, während seine Gastfreunde es willig geschehen lassen, bis die Stunde kömmt, seine Geschichte anzuhören. Nachdem der Mann sich satt gegessen, erzählt er: „Ich bin Terence Connel, in der Grafschaft Kerry geboren, war zuerst Soldat, dann Deserteur und bald darauf stand ich in den Reihen jener furchtbaren „Ritter der Mitternacht," die eine zeitlang Irlands Schrecken waren. Da wurde ich gefangen und nach Botany-Bay deportirt, von wo ich jedoch mit eilfen meiner

Genossen glücklich entfloh. In Neu-Guinea suchte ich eine Zufluchtstätte. Zuerst war ich der Sclave der Horaforas, als sie aber meine Ueberlegenheit erkannten, ernannten sie mich zu ihrem Könige."

So sprach der Mann, welcher der kleinen Gesellschaft Schutz anbot. Aber die Engländer wollten diesem seinem Berichte kaum glauben und warfen mißtrauische Blicke auf ihn. Als ihnen Terence Connel indeß sagt, daß das Land nichts weniger als sicher sei und man einen Ueberfall feindlicher Papuas zu gewarten habe, lassen sich die Seeleute doch bestimmen, seinen Schutz anzunehmen und sie folgen ihm in sein Lager.

Schon wird es Nacht; die letzten Sonnenstrahlen werfen nur noch ein unsicheres Licht durch die Blätter. Man kömmt durch ein Gehölz und sieht bald, wie genau Connels Angaben sind. Da und dort treten Krieger hinter den Bäumen hervor und wechseln einige Worte mit ihrem Häuptling. Connel zeigt seinen Gefährten andere Wachen, welche in den Baumgipfeln versteckt umherspähen und nach der Umgegend schauen, so lange die Sonne noch am Horizont ist. Der Weg der Engländer ist gerade der, den sie zu verfolgen gedachten, und ihre Flinten wären ihnen unnütz gewesen gegen Feinde, die wie Schlangen unter dem Grase verborgen lagen.

Die Nacht wird immer dunkler und nach einem Marsch von einer Stunde gelangen die Engländer mit ihrem Führer an einen kleinen Fluß. Eine plumpe Fähre, aus Stämmen zusammengefügt, bringt sie hinüber. Diese Fähre ist eine Erfindung des Irländers, die ihm in den Augen seiner Un-

terthanen zu großer Ehre gereicht. In geringer Entfernung von dem Flusse erhebt sich ein breiter Hügel aus dem Dunkel, dessen platter Gipfel mit schirmartigen Bäumen besetzt ist. Hier lagert die Horde des weißen Häuptlings. Am Wege angezündete Feuer führen die Wanderer, und bei diesem unsichern Lichte sehen die Engländer bald, daß die Hütten der Horaforas gleich Vogelnestern in die Aeste der Bäume eingebaut sind. Am Fuß des gewaltigsten Stammes hält Connel an und sagt zu seinen Gefährten: „Ihr seid in meinem Hause!"

Dann läßt er ein gellendes Pfeifen vernehmen, dem ein anderes antwortet, und bald flackern brennende Fackeln von allen Baumgipfeln und bilden mitten im Walde eine herrliche Beleuchtung. Die sechs Engländer werden nach dem Befehle des Häuptlings in zwei Häusern untergebracht, woraus die Geräthschaften der Bewohner weggeschafft werden, und nach einem reichlichen Mahle überläßt der irländische Anführer seine Gäste dem Schlummer, dessen sie sehr bedürfen.

Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch sahen sich die Engländer das seltsame Dorf an. An dem Rande der Hochebene, auf dem Hügel, erheben sich die Hütten der Horaforas. Eine Gruppe von Kriegern mit ihrem Kopfschmucke bemalt, scheint in lebhaftem Gespräche begriffen. Beim Herannahen des Häuptlings mit seinen Gästen öffnet sich der Kreis ehrerbietig und man wird die Leiche eines dem Stamme Connels fremden Kriegers gewahr. Sein Körper, von vier Pfeilen durchbohrt, ist an einer langen Stange befestigt, an welcher man ihn hergebracht und die einem ungeheuern Bratspieße gleicht. Connel fragt die Männer, die den Leichnam umgeben, aus, und erzählt dann seinen neuen

Freunden, daß der todte Krieger ein feindlicher Späher sei, den man getödtet habe. Er ersucht zugleich die Engländer, sich zu entfernen, um nicht Zeugen eines schrecklichen Schauspiels zu sein. Der todte Körper wird nun an einem Spieß befestigt und ein Scheiterhaufen, den man anzündet, verkündet nur allzudeutlich, daß es sich darum handle, den Leichnam zu braten und zu verspeisen. Die Europäer ziehen sich schaudernd zurück und Connel muß gestehen, daß er bei seinen Unterthanen den Cannibalismus nur duldet, um seiner Gewalt nichts zu vergeben.

Die Nachsicht Connels gegen einen so empörenden Gebrauch dient nicht zur Beruhigung der Reisenden, denn sie glauben, Connel habe auch nicht die besten Absichten mit ihnen. Indeß zeigen des Königs Späher an, daß eine furchtbare Feindesschaar die Gegend durchziehe, in der Hoffnung, die Weißen zu ergreifen, wenn sie das Dorf ihrer Freunde verlassen würden. Der Kapitän spricht davon, sich wieder an Bord zu begeben, aber Connel beweist ihm bald, daß es sein Vortheil sei, mit seinem kleinen Trupp in dem Horaforasdorfe zu bleiben. Von der Höhe eines Baumes, von wo man die Gegend überschaut, zeigt er den Engländern das feindliche Lager. Flöße aus Bambus können die Paguas in einigen Minuten von einem Ufer des Flusses zum andern übersetzen und an den Eingang des Dorfes bringen. Man muß sich ergeben, was war anders zu thun? Zwischen zweifelhaften Freunden und offenen Feinden gibt es keine Wahl. Die Engländer entschließen sich daher, bei den Horaforas zu bleiben und machen sich trübe Vorstellungen über die Gefahr, die ihnen droht.

Um den Trübsinn seiner Gäste zu zerstreuen, nimmt

sich Connel vor, ihnen ein Fest zu geben. Ein Schlag auf ein chinesisches Gong, das am Eingang seiner Hütte aufgehängt ist, bringt eine Menge Krieger, Weiber und Kinder zum Vorschein, die sich auf der Lichtung, welche dem Dorfe als Hauptplatz dient, sammeln. Krieger führen vor den europäischen Zuschauern Nationaltänze, Scheinkämpfe und Jagdspiele auf. Als die Unterhaltung zu Ende ist, zeigt Connel seinen Gästen die Kufen, in denen das tödtliche Gift, worein sie ihre Pfeile tauchen, gährt und kocht. Endlich schließt eine Riesenmahlzeit, die aus Pyramiden von gebratenem Schweinefleisch, aus Bergen von Ignamen, Bananen und der Frucht des Brodbaumes besteht, den festlichen Tag, der dem Kampfe vorangeht. Mit Ausnahme der Vedetten, die am Rande des Plateau's oder auf den Baumwipfeln wachen, ist bald das ganze Dorf in Schlummer versenkt. Der Himmel ist dunkel, der Donner rollt, Blitze erleuchten die Wüste mit ihrem fahlen Lichte; fernes Geheul mischt sich mit dem Pfeifen des Sturms, der auf den Baumgipfeln einen ganzen Stamm schlafender Krieger schaukelt. Während die feindlichen Feuer allmälig erlöschen und der Donner nur noch in der Ferne grollt, macht Connel seinen Gästen einen letzten Besuch. Die Nacht war nicht ohne Ereignisse gewesen. Zwei Späher wurden getödtet; ein gefangener feindlicher Krieger hat ausgesagt, daß die Papuas es nur auf die Weißen abgesehen hätten, die sich in das Lager der Horoforas flüchteten, und daß ihre Schaaren sich entfernen würden, sobald Connel in ihre Auslieferung willige. Der Irländer zeigt gegen jene, die ihn einer solchen Niederträchtigkeit fähig halten, eine lebhafte Entrüstung, welche seine Gäste vollkommen beruhigt. Diese schütteln Connel herzlich die Hand, und der König der

Horaforas kehrt zurück, um die Zurüstungen zum Kampfe zu überwachen.

Mit Tagesanbruch erschallt die Lärmtrommel von der Hand des wilden Häuptlings gerührt und weckt die Engländer. Connel steigt zu ihnen hinauf, von Trägern gefolgt, welche ein reichliches Mahl vor ihnen aufstellen. „Eßt, sagte Connel; vielleicht habt ihr keine Zeit, es vor Sonnenuntergang noch einmal zu thun.“

Schon erglänzen zahllose Fackeln nach allen Seiten unter den Bäumen und aus ihren Fenstern können die Engländer den Heereszug der Wilden sehen, der sich in Reihen stellt. Ihr wilder Anblick, die häßlichen Malereien, welche ihre Leiber bedecken, der röthliche Schein der Fackeln erinnern eher an den Hexensabbath, als an eine Heerschau. Achthundertfünfzig Mann bilden Connel's Streitkräfte, und auf seine Befehle theilen sie sich in drei Züge. Der Häuptling und die Engländer halten sich in der Mitte; der rechte und linke Flügel werden von zwei andern erprobten Kriegern angeführt. Der erste Tagesschein erhellt die Baumgipfel, als der ganze Stamm in vollkommener Ordnung zwischen den Wäldern und auf einem Boden mit tausend Hindernissen vorwärts schreitet. Zahlreiche Plänkler als Wachen aufgestellt, schließen sich der Kriegermasse an, indem sie ansagen, daß der Feind den Fluß überschritten hat. Das Vordringen ist so rasch, daß im Schweigen der Einsamkeit kein anderer Laut gehört wird, als das Athemholen der Krieger. Da man am äußern Waldesrande anlangt, steht die glühende Sonnenscheibe schon über den östlichen Bergen. Der Feind rückt diesseits des Flusses in überlegener Zahl vorwärts. Bald stehen die beiden feindlichen Horden sich auf ungefähr 400 Schritte gegenüber.

Ein Papua tritt aus der Schlachtreihe und bietet nach der Weise antiker Helden den Pfeilen seiner Gegner Trotz. Es ist einer der Riesen, welcher an den Goliath der hl. Schrift oder die alten Gallier erinnert; Bart und Haare sind mit Kreide bestreut, Gesicht und Leib weiß übermalt. Nach Connels Aussage ist dieser Krieger, dessen Anblick Schrecken verbreitet, einer der wildesten Cannibalen aus dem Papuastamme. Sein Tod wäre fast einem Siege gleich und der Indianer bittet den besten Schützen unter seinen Landsleuten, ihn auf's Korn zu nehmen. Der Kapitän bezeichnet den Doctor, allein dieser weigert sich. Da gibt einer der Matrosen Feuer — und als der Wind den Pulverdampf verweht hat, sieht man den Papua-Goliath die Arme in die Luft erheben, und gleich einer ungeheuren Bildsäule, die von ihrer Basis geworfen wird, niederstürzen.

„Dank dem Himmel!" rief Connel, „der Teufel ist hin!"

Aber schon bereitet sich das feindliche Heer seinen Häuptling zu rächen, und Connel macht sich seinerseits auf, die Papuas zurück zu werfen. In einer Hand schwenkt er ein kurzes Beil, die andere ist mit einem langen starken Spieß bewaffnet. „Hurrah für die Horaforas und Alt-Irland!" ruft Connel, und dieses doppelte Kriegsgeschrei, eine Erinnerung an das Vergangene und das Selbstgefühl der Gegenwart ist das Zeichen zum Angriff.

Der Kampf der beiden wilden Stämme ist für den Doctor ein Schauspiel, dessen Einzelheiten er nur mit mehr Muße beobachten möchte, aber zum Unglück befindet er sich selbst in dem Gewühl. Man denke sich eine Wolke von Staub, in deren Mitte sich scheußlich tättowirte Leiber, furchtbare Cannibalen verschlingen, indem sie den Kriß oder

blutige Beile schwenken. Geheul, Geschrei, Aechzen, dumpfes Gekrach der unter den Keulen zerschmetterten Schädel, bilden zu diesem empörenden Anblick eine Begleitung, deren wildes Zusammentönen nichts zu wünschen übrig läßt. Bisweilen zeigt die sich zertheilende Staubwolke den Boden, der mit Todten übersäet ist. Endlich beginnen die weißbemalten Krieger in einzelnen Gruppen zu fliehen, dann in dichtem Knäuel, und bald verkündet ein Siegesruf, daß Connels Krieger das Feld behaupten. Nun beginnt ein vollkommenes Blutbad. Die Horaforas erwürgen alle, welchen Keule, Dolch oder Pfeil noch einen Lebenshauch übrig gelassen haben. Als Connel aus diesem Wirbel von Staub und aus dieser Blutlache hervortritt, ist die Malerei an seinem Körper verschwunden; sein Beil, seine Lanze, seine Arme, sein Leib sind von Blut geröthet.

„Um Gotteswillen," sagt ihm der Kapitän, „könnt ihr nicht verhindern, daß eure Leute diese armen Verwundeten umbringen? Ihr Todesgeschrei ist furchtbar anzuhören."

„Das darf ich nicht unternehmen," antwortete der Häuptling entschieden, „ich könnte eben so leicht versuchen, dem Winde zu gebieten. Es ist heute der Tag des Untergangs für den Stamm der weißen Krieger." Während dieser Rede wischt sich Connel den blutigen Schweiß ab, der von seiner Stirne trieft und sinkt ermattet in das rothe Gras. Das Werk des Todes wird indeß auf dem Schlachtfelde vollbracht, das die Füße der Kämpfenden allen Grün's beraubt haben, während Falken und Geier lustig über den Leichen kreisen. Man lagert auf dem Schlachtfeld, und am folgenden Morgen werden die Engländer im Triumphe von Connel an Bord zurückgeführt.

Vergebens drängt der Kapitän in den Irländer, dem wilden Leben zu entsagen, indem er ihm freie Ueberfahrt nach Europa anbietet; aber der König der Horaforas hat geschworen, seinen Stamm nicht zu verlassen: er wird sterben in den Wäldern von Neu-Guinea, und die rothbemalten Krieger werden tanzen um den Scheiterhaufen, der seine Gebeine verzehrt. — Der Kapitän dringt weiter in ihn. Nun glänzt eine Thräne in Connels Auge, er blickt einen Moment sprachlos auf seine Landsleute, aber plötzlich läßt er die Hände des Kapitäns los aus den seinen, stößt ein gellendes Pfeifen aus, und verschwindet in den Wäldern, gefolgt von seinen wilden Begleitern.

Schneegebirge.

Die Gebirge, welche stets mit Schnee bedeckt sind und nichts hervorbringen, was die Menschen oder Thiere unmittelbar für sich verwenden könnten, haben anscheinend keinen Nutzen in der Natur. Dieß ist aber nicht der Fall; denn sie verbreiten ringsherum Fruchtbarkeit in die tiefer liegenden Gegenden: indem sie Ströme erzeugen und sie reichlich mit Wasser speisen, das von den Bewohnern zur Bewässerung der Felder benutzt wird und reichere Ernten liefert, als jede andere Behandlungsweise. Dieß ist insbesondere in den heißern Ländern der Fall, wo die Regen periodisch sind und es mehrere Monate lang nicht einen Tropfen regnet. Während dieser regenlosen Jahreszeit vertrocknet und verdorrt der Boden durch eine beständige Ausdünstung, und alle niedreren Pflanzen würden sterben, wenn dem Mangel an

Feuchtigkeit nicht durch Bewässerung aus den Strömen abgeholfen würde. Zwar speisen auch Gebirge, welche nicht bis zur Schneegränze emporsteigen, ihre Ströme das ganze Jahr hindurch mit Wasser; aber diese Ströme sind wasserarm im Vergleich mit denjenigen, die aus ewigen Schneemassen entspringen. Obgleich an den Ufern der ersteren Art von Strömen eine bedeutende Bevölkerung vom Ertrage der Felder leben kann, so ist doch diese Bevölkerung gewöhnlich nicht halb so zahlreich, als in Gegenden, deren prangende Gefilde vom Wasser der Schneegebirge gespeist werden. In Gegenden, welche der Vorsehung den Segen danken, daß alle Jahre Schnee und in allen Jahreszeiten viel Regen fällt, kann der Vortheil, den solche Ströme den heißen Gegenden gewähren, kaum in seinem ganzen Umfange begriffen werden. Welch unermeßliche Landstriche würden aber nichts als nackte Wüsten sein, wenn ihre Ströme der beständigen Nahrung beraubt würden, welche ihnen von dem ewigen Schnee zufließt, der die Gipfel der Hochgebirge krönt und zwar nur allmählig, aber ohne Aufhören schmilzt!

Die meisten Schneegebirge findet man, soviel bis jetzt bekannt ist, im Himalaya, dessen Gebirgsmassen die nordöstliche Grenze von Hindostan bilden und die brittischen Besitzungen in Indien vom chinesischen Reiche trennen. Da trifft man Felsmassen oder Berge von 6 — 8 deutschen Meilen Breite und 18,000 bis 25,000, ja 26,000 Fuß Höhe über der Meeresfläche und 6000 bis 14,000 Fuß über der Schneegränze. Die Vertiefungen oder Hochthäler, durch welche diese Berge von einander getrennt werden, senken sich kaum irgendwo bis auf 15,000 Fuß über der Meeresfläche und auf 3000 über der Schneegränze. Durch diese Ver-

tiefungen führen die Gebirgspässe, welche den Verkehr unterhalten, zwischen den zu beiden Seiten der Bergkette liegenden Ländern. Diese Pässe sind nur zwei bis drei Monate des Jahres gangbar, und selbst dann ist die Kälte so empfindlich, daß ihr oft Pferde, Maulesel und andere Lastthiere erliegen. Die Schafe allein sind von der Natur so gut vor den Wirkungen des Frostes geschützt, daß sie von der heftigen Kälte dieser Region nicht bedeutend leiden. Man bedient sich deßhalb dieser schwachen Geschöpfe als Lastthiere, um Reis und andere Produkte aus den Ebenen des Ganges in das Tafelland von Tibet zu schaffen. Die bekanntesten Schneeberge in Europa findet man in den Alpen, in deren Kette sich einige hundert Felszacken über die Schneegrenze erheben. An wenigen Stellen hängen diese Berge so dicht zusammen, daß sie ein ausgedehntes Schneefeld bilden. Ein solches ungeheures Schneefeld findet sich z. B. in den Berner-Alpen, zwischen den Quellen der Rhone und der Aar. Mit Ausnahme von drei oder vier schmalen Thälern, welche so tief in die Masse einschneiden, daß sie mehrere Monate des Jahrs hindurch frei sind von Schnee, bildet dieses Schneefeld der Berner-Alpen einen Flächenraum von ungefähr 25 Quadratmeilen. Die Thäler, welche diese Berge durchschneiden, stehen durch Fußsteige mit einander in Verbindung, die meilenweit über den Schnee hinlaufen, aber nur wenige Wochen des Jahres und dann nur für Fußgänger und zum Theil für Saumthiere gangbar sind. Die Schneeberge der Alpen bilden kaum je Flächen von bedeutender Erstreckung auf ihren Gipfeln, weil der Schnee dort auf Abhängen liegt, welche häufig von kurzen, aber steilen Wänden unterbrochen sind. Dieß verleiht ihnen eine gewisse Mannig-

faltigkeit, die sich in allerlei Formen darstellt und für das Auge einen höchst majestätischen Anblick darbietet. Dort glaubt man himmelanstrebende Kirchthürme, Dome mit hohen Kuppeln zu sehen, während sich hier verfallne Burgen erheben mit den wunderlichsten Umrissen. Diese einzelnen Felsmassen, die in den meisten Fällen senkrecht oder beinahe senkrecht ansteigen, und zu steil sind, um dem Schnee einen Anhaltspunkt zu gewähren, bilden mit ihren schwarzen Wänden einen höchst schneidenden Kontrast mit dem blendenden Schneeglanze und verleihen dadurch dem landschaftlichen Charakter der Alpen einen unbeschreiblichen Zauber.

Aber nicht alle Schneegebirge bieten eine solche Scenerie dar. Man findet in andern Ländern, besonders in Norwegen, ausgedehnte Felder von beinahe ebener Fläche, welche sich über die Schneegrenzen erheben und deßhalb stets unter Schnee begraben sind. Diese Schneeflächen zeichnen sich zwar nicht durch jene majestätische Schönheit aus, welche den Schneebergen einen so anziehenden Charakter verleiht, sie sind aber insofern höchst interessant, als sie uns die wahre Natur des Schneegebirgs zeigen.

Die bekannteste von den Schneeflächen Norwegens ist Folge Fondet. Es ist dieß eine Halbinsel, die in ihrer größten Länge von Südwest nach Nordost mehr als sechs geographische Meilen hat und in ihrer Breite zwischen vier und anderthalb Meilen wechselt. Im Südosten hängt sie mit dem festen Lande zusammen. Die Felsmassen, aus denen sie gebildet ist, steigen von allen Seiten steil empor und erreichen eine Höhe von mehr als 5000 Fuß; ihre obere Fläche ist eine mit Schnee bedeckte Ebene. Von unten gesehen scheint die Schneedecke über 30 Fuß mächtig zu sein. Die

oberste Schichte, das Erzeugniß des letzten Winters, ist ganz weiß und bildet ein scharf abgegrenztes, dünnes Lager, während das Uebrige als eine compakte Masse erscheint, deren Weiß etwas in's Blaue spielt. Nahe am Rande des Schnee's ist die Fläche leicht geneigt und steigt allmählig gegen die Mitte an; nur an wenigen Stellen, wo der Rand von Schluchten durchbrochen wird, ist die Abdachung steiler. Die Neigung der Fläche wird immer schwächer, je weiter man gegen das Innere vordringt und die Mitte zeigt meist eine vollkommene Ebene, welche mit wenigen Erhabenheiten in der Form von großen Wellen mit sanfter Steigung durchsetzt ist. Der Schnee selbst erscheint als ein Gemengsel von kleinen, durchsichtigen Eiskörnern, die an Form und Größe dem kleinsten Vogeldunst ähnlich und in einiger Tiefe, wahrscheinlich durch den Druck der über ihnen liegenden Schichten, in Eine Masse zusammengepreßt sind. Die Oberfläche des Schnees ist ganz glatt und zur Sommerszeit, nachdem die Sonnenstrahlen die Körner durch Erweichung etwas abgeplattet haben, mit einer dünnen Eisrinde bedeckt und gleichsam geschliffen oder verglast, während man auf dem geneigten Theile einige kleine Rinnen beobachtet, die sich durch leichte Aufthauungen gebildet haben. Wenn man einen Stock in den Schnee stößt, nimmt der Widerstand, den er erfährt, mehr und mehr zu, und schon in geringer Tiefe wird es unmöglich, weiter damit einzudringen.

Von den Schneefeldern Norwegens überhaupt und von denen des Folge Fondet insbesondere, stürzen sich im Sommer hohe Wasserfälle, von aufgethautem Schnee gebildet, über die riesenhaften Felsenwände herunter in die Fjords oder Meerengen, welche manchmal von 3—4000 Fuß hohen senk-

rechten Felsenwänden eingeschlossen sind. Solche Meeresarme gewähren einen um so furchtbareren Anblick, je schmäler sie sind. Unten fast in Dämmerung gehüllt, kaum eine Spur von Wogenschlag zeigend, liegen sie in schaurigem Schweigen, das höchstens die hier nistenden Meeresvögel mit eintönigem Geschrei unterbrechen. Hoch an den dunkeln Felsenmauern zeigt sich dann der Wasserfall wie ein schmales Silberband, zerstäubt aber seine Wasser, bevor er noch den Meeresspiegel erreicht, zu feinem Nebel, der eine feuchte Kälte verbreitet, wodurch das Unheimliche des Ortes, welchen keine grünen Pflanzen beleben, noch erhöht wird.

Wie so ganz anders nehmen sich die Schneefelder der Alpen aus! Sie sind entstanden durch ungeheure Schneemassen, welche sich an den steilen und unregelmäßigen Gehängen angehäuft haben. Die Flächen derselben sind an zahlreichen Stellen durchbrochen, und die Schneemassen steigen, in ihrem Gefüge dem Eise ähnlich, gleich Mauern empor, welche hin und wieder mit kühn aufgeworfenen Pyramiden, oder ruinartigen Gruppen gekrönt sind. Dieses majestätische Gewirre erhält einen besondern Reiz durch das Blau, in welchem die Sprünge der Eismassen schimmern. An manchen Stellen sind die Massen von Spalten durchrissen, welche mehrere Fuß breit und oft über 100 Fuß tief sind.

Der Schnee dieser hohen Regionen besteht, wie bereits angegeben, aus kleinen Kügelchen, die durch Größe und Form an die feinste Sorte Schrot erinnern. Daraus erhellt auf den ersten Blick, daß dieser Schnee ein ganz anderer ist, als der Schnee der niedrigeren Regionen, welcher in Flocken fällt: ein Unterschied, der auch durch die Thatsache bewiesen wird, daß sich der erstere nie zu einem Schneeballe zusam-

mendrücken läßt. In der deutschen Schweiz kennt man diesen Unterschied wohl und nennt den Gebirgsschnee, im Gegensatz zum gewöhnlichen, Firn. Da sich diese Art von Schnee nicht ballen läßt, so ist klar, daß sich in den Schneefeldern des Hochgebirgs keine Lavinen bilden können, wiewohl bis auf die neueste Zeit die entgegengesetzte Ansicht aufrecht erhalten wurde.

Ferner beweist der Unterschied zwischen dem Schnee der niedrigeren und dem Schnee der höhern Region, daß sie sich unter verschiedenen Umständen gebildet haben müssen. Es ist leicht zu begreifen, daß sich nur eine kleine Menge Dunst in die verdünnte Luft erheben und über die Gipfel der Schneegebirge emporsteigen kann. Regen fällt in dieser Höhe natürlich nicht, da sich alle Dünste, welche sich zu derselben erheben, in Schnee verwandeln. Die Gipfel des Hochgebirgs liegen ohnedieß über der Region, in welcher sich Regen erzeugt. Schwere Regenwolken sieht man nur an denjenigen Stellen der Berge hängen, welche mit Bäumen bewachsen sind. Die Region der Wälder erstreckt sich in den Alpen von 3000 bis 6000 Fuß über die Meeresfläche. Und in dieser Region fällt im Sommer der Regen, im Winter der Schnee sehr häufig. Wo Sträucher an die Stelle der Bäume treten, nimmt die Regenmenge allmählig ab, und diese Abnahme wächst mit der Annäherung an die Schneegränze. Ueber dieser Linie fällt nur Schnee, nicht in der Form von Flocken, sondern in der Form von kleinen Körnern. Im Frühling und Herbst fällt wenig, im Winter mehr, im Sommer gar kein Schnee in dieser Region. Die jährliche Schneemenge, welche in dieser Höhe fällt, scheint somit sehr gering zu sein: eine weise Anordnung der Vor-

sehung, ohne die der Schnee zu einem ungeheuren Umfange anwachsen und eine solche Höhe erreichen würde, daß man das Hochgebirge nie überschreiten könnte, indem sich diese Massen beinahe auf keinem andern Wege vermindern, als durch die Verdunstung, die aber natürlich in einer so dünnen Luft und in einem so kalten Klima nur höchst unbedeutend sein kann.

Das heutige Jerusalem.

Jerusalem ist mit Wällen umgeben. Innerhalb derselben ist es eine malerische Stadt, sehr klein und kann in weniger als einer Stunde umgangen werden. Es hat 17,000 Einwohner, wovon die Hälfte Juden sind. Das Material, aus dem die Stadt gebaut ist, ist ein heiter aussehender Stein, und die hohen, blinden Mauern der Häuser, die sich gegen die Straßen kehren, sind so massiv angelegt, daß man in den weniger belebten Straßen durch die labyrinthischen Gänge einer Festung zu wandern vermeint. Oft strecken sich die Häuser über die Straßen herüber, die sich unter ihnen in dunkeln Bewegungen windet, und wo keine überhängenden Gebäude sind, da ragen oft Strebepfeiler von Haus zu Haus. Kein Fenster geht auf die Straße, ausgenommen da und dort ein hervorspringender, vergitterter Erker.

Jerusalem ist eine völlige Ruine, denn die scheinbar so stattlichen Häuser sind nach innen oft ganz zerfallen. Die Bogen sind zerspalten, Rebengewinde und Blumen ranken und blühen überall aus dem Gemäuer. Die Gassen sind nirgends auch nur 50 Ruthen weit eben, sondern klimmen

und krümmen sich mit zerbrochenen Stufen im Zickzack, und die kühnen Gebäude strecken ihre geschäfteten Erker hervor, überwuchert von üppigem Rankengewächs, darunter Bogenwölbungen zu Statuen und Brunnen sich befinden. Es ist ein reizender Trümmerhaufen, und in der Welt gibt es keinen schönern Anblick, als diese Gruppen glänzend gekleideter Orientalen, welche aus dem rebenumkränzten Dunkel der Arkaden plötzlich in die Sonne hervortreten. An der Stelle des salomonischen Tempels steht Omars Moschee und nimmt ein Achtel vom Flächenraum der ganzen Stadt ein. Sie ist das anmuthigste Gebäude des Morgenlandes, weder massiv noch prächtig, aber die Kuppel, zwiebelförmig wie alle orientalischen Kuppeln, ist so luftig und zierlich, daß das darauf weilende Auge meint, sie müsse emporschweben oder in der Mittagsgluth zerfließen. Die Moschee ist achteckig, aus einem bläulichweißen Marmor erbaut, über dem heiligen Stein, auf welchem Jakob träumte, und Mohamed zum Himmel emporstieg; darum ist sie nebst der Kaaba zu Mekka den Mohamedanern ein heiliger Tempel und nur Gläubigen zugänglich. Gewöhnliche Moscheen sind nur Andachtsorte. Das schöne Gebäude steht in einem umfriedeten Raum von grünem Rasen, rings mit Arkaden (Säulengängen) umzogen. Oelbäume, Orangen und Cypressen fassen den Hof ein, in dessen reichen Schatten der Türke vom Morgen bis Abend träumend liegt. Ueber dem malerischen Helldunkel der Stadt schwebt die Moschee wie ein Himmelstraum. Wenn man unter den dunkeln Bogengängen dahinschlendert, und in eine lange, düstere Perspective nebenan hinein schaut, gewahrt man plötzlich am Ende derselben das besonnte Grün des Moscheegrundes, fühlt den verstohlenen,

warmen Lufthauch, der einem daraus entgegenweht, und sieht die Männer, Weiber und Kinder unter den Bäumen beten. Oder bei Sonnenuntergang schreiten die Gruppen ehrwürdiger Moslem, vom Gebet zurückkehrend, die Straße hinab, ganz so aussehend wie jene bärtigen und beturbanten Schriftgelehrten, die auf alten Bildern um den Tempel wandeln, der einst auf dieser Stelle stand.

Bethlehem.

Bethlehem hat eine reizende Lage auf zwei Höckern eines Höhenzugs von West nach Ost, zwischen zwei Thälern, dem südlich in gleicher Richtung laufenden Wadi er-Rahib und dem nordostwärts ziehenden Wadi Charubah im Norden. Die merkwürdige Gestaltung des Bodens gewährt dem Umschauenden verschiedene Aussichten, je nachdem er einen Gesichtspunkt wählt, je nachdem er auf der Ost- oder Westseite, auf der Süd- oder Nordseite steht. Die Aussicht auf dem Plattdache des nördlich gelegenen lateinischen Klosters dehnt sich mehr gegen Morgen, Mitternacht und Abend aus. Außer einem Theile des arabischen Gebirges und des todten Meeres sieht man der Hirten Wachort, Beit Sahur en-Nassarah, Sur Bacher, Mar Elias, den Wadi Samur und zu den Füßen das Städtchen selbst.

Das Klima ist von dem in Jerusalem sehr wenig verschieden, vielleicht etwas milder. Der Schnee ist in Bethlehem nicht unbekannt; Kälte und Wärme leicht erträglich. Vor vierzehn Jahrhunderten schrieb der H. Hieronimus: „Wenn es Sommer ist, gilt der Schatten des Baumes als das

Geheimniß; im Herbste zeigen gemäßigte Luftwärme und die unten hingestreuten Blätter eine Stätte der Ruhe; im Frühling malt sich das Feld mit Blumen, und unter den geschwätzigen Vögeln singt man so süß die Psalmen; stellt sich die Kälte und der winterliche Schnee ein, so kauft man doch kein Holz und man hat warm genug, ob man wacht oder schläft."

Die Saat wird zu Anfang des Winters bestellt; es fehlt übrigens viel, daß an Weihnachten der Halm die Aehre entfaltet; wohl aber ist diese Zeit die der Kräuter und günstig für Heerden und Hirten. Es liegt mehr Poesie als Wahrheit in den Worten, daß Bethlehem einen Ueberfluß an Bächen, Brunnen oder Quellen habe, oder daß es an keinem überseeischen Orte kälteres, klareres, süßeres und gesunderes Cisternenwasser gäbe. Wahrheit ist es, daß der Bach nur bei außerordentlich starkem Regen rauscht. So sah ein neuerer Reisender im Wadi Charubah das Wasser ziemlich reichlich fließen, das Bächlein aber nach kurzer Lebensfrist verstummen und verschwinden.

Die Gegend von Bethlehem ist fruchtbar und wäre es noch mehr, wenn die Sicherheit einen fleißigeren Anbau zuließe. An Bäumen ist dieselbe nicht reich, und das Brennholz ist so selten, daß man auch Kohlen brennt. Die Feigenbaumzucht geräth in Verfall, weil Bäume und Früchte vor den streifenden Arabern nicht sicher sind.

Das Städtchen zerfällt in zwei Theile, in einen östlichen und in einen westlichen. Es ist von keinem großen Umfange; die Länge von West nach Ost übertrifft die Breite von Süd nach Nord. Man zählt mehrere Gassen, von denen die wenigsten gepflastert sind. Neben manchen Trümmern oder

trümmerähnlichen Gebäuden, die gerade nicht der anziehendste Punkt für den Fremdling sind, sieht man noch viele wohnliche Häuser. Sie sind nach städtischer Art sehr eng zusammengebaut, an mehreren Orten mit solcher Gedrängtheit, daß sie in einander gebaut worden wären, wenn es die Möglichkeit gestattet hätte. Merkwürdig sind die ziemlich zahlreichen, kleinen, mit gewölbten Dächern versehenen Backhäuschen, welche besonders beitragen, daß in den Augen des weniger Bekannten das Städtchen als ein Haufen Hütten erscheint. Etwas Beachtenswerthes an den Hausfronten, und zwar an der Morgenseite, ist ein Gewölbe oder ein viereckiger Raum, offen gelassen zur Aufnahme von Bienentöpfen, welche die Stelle europäischer Bienenkörbe vertreten. Auch haben die Häuser auf einer Seite einen (nur selten mehrere) hervorspringenden Stein, worauf Blumentöpfe gestellt sind. Ein eingehauenes Kreuz, meist über der Hausthüre, kommt in diesem moslemitischen Lande häufig vor und ist den Christen ein freundliches Zeichen. Auch erblickt man den Ritter Georg in Fresko oder ausgehauen, sowie das Bildniß Mariens oder dasjenige Maria Magdalenas.

Die Bethlehemer, deren Zahl sich etwa auf 3300 belauft, gehören entschieden zu den arbeitsamen Palästinern. Feldbau und Bienenzucht sind Erwerbszweige; doch von allen Berufsarten gewann den Vorzug, das Verfertigen von Kugeln aus der Höhle, wohin Maria mit dem Kinde Jesus sich flüchtete; von rothen, gelben, weißen, grünen, schwarzen Rosenkränzen; von Medaillons, Kreuzen, Crucifixen, Christusbildern; namentlich wird auch die Geburt des Herrn, der Besuch der himmlischen Heerschaaren auf dem Felde bei den Hirten, Christus in der Wiege, die Anbetung der Weisen

aus dem Morgenlande, die Flucht nach Aegypten rc., dargestellt. Man rühmt die Gelehrigkeit und Geschicklichkeit der Bethlehemer in diesen Kunstsachen, und es werden wirklich Erinnerungsmale von sehr zierlicher Art geschnitzt. Das weitaus Meiste aber ist sehr plump und insbesondere überschreitet die Nase alles Maß. Jedenfalls aber kommen die besten, die künstlichsten Arbeiten dieser Art aus Bethlehem. Man schätzt die Zahl der Handwerker, die sich mit diesem Gewerbszweige befassen, auf vierhundert. Dieser ist nicht sehr alt. Die syrischen Christen waren es, welche hölzerne Paternoster, Kreuzlein vom Oelbaume und von Cedernholz u. dgl. verfertigten. Im Jahr 1646 beschäftigten sich auch die neubekehrten lateinischen Christen mit der Ausarbeitung von Kreuzen, Rosenkränzen Krippen. Es war dieser Erwerbszweig vor etwas mehr als einem Jahrhundert so einträglich, und der Absatz so groß, daß sich wahrscheinlich zu Viele, Christen wie Mohamedaner, verleiten ließen, auf jenen sich zu verlegen. Daher rührte wohl auch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Ueberfluß an derartigen Fabrikaten, und die Preise gingen deßhalb so herab, daß die Bethlehemer für gut fanden, ihre schaffenden Kräfte wieder mehr dem Ackerbau zuzuwenden. Mit etwas Anderem treiben die Einwohner nicht Handel und der Absatz ist jetzt noch, wenn nicht groß, doch beachtenswerth. Schaut man sich nach andern Handwerkern um, so findet man Büchsenschmiede, Zimmerleute, Tischler, Steinhauer, Maurer, Töpfer, Schuhmacher, Baumwollenklopfer, Fleischer.

Der Wohlstand ist gering in Bethlehem, doch ist es nicht so arm, wie man schon angenommen hat. Die Bevölkerung ist zu stark, als daß sie sich vom Boden allein

ernähren könnte, und wenn Mißjahre eintreten, und daneben die Handelsprodukte auch nicht am besten abgehen, so mag es schon geschehen, daß die Armuth bedenklich wird. Doch können sich meistens der Ackerbauer und der Gewerbsmann hilfreich die Hand bieten.

Das unruhige, ungeschlachte Wesen der Christen von Bethlehem entspringt aus der Stellung, die sie den Arabern und Muhamedanern gegenüber, als ihren unversöhnlichen Feinden, einnehmen müssen, und aus den Kriegen selbst, die sie mitunter führten. Die Feld- oder Streifzüge haben in den bethlehemitischen Christen, welche fortwährend Waffen tragen dürfen, ein gewisses Selbstbewußtsein erzeugt, und Niemand wird ihnen Muth absprechen. Ueberall treten sie mit überlegener Sicherheit gegen die Muhamedaner auf.

Die große Kirche, Marienkirche genannt, verdient auch heute noch unsere ganze Aufmerksamkeit. Sie liegt nicht ganz auf dem Scheitel, sondern ein wenig unterhalb an der nördlichen Abdachung des östlichen Hügels über dem Wadi Charubah. Die Form ist eine Basilika, groß, aber nicht schön, weil sie innen ziemlich verbaut ist, so daß ein Theil des ehrwürdigen Tempels, nämlich das Schiff, gar nicht mehr zum Gottesdienst dient, sondern als Gang gebraucht wird. Des Pilgers Sehnsucht wendet sich daher auch nach der Tiefe, in die man auf der einen Seite über 13 und auf der andern über 16 Stufen hinabsteigt. Hier, in einer schmucken Kapelle, soll die Geburtsstätte unseres Heilandes sein, und wenige Schritte davon gegen Abend zeigt man die Stätte der Krippe, in die er gelegt worden. Das Hauptfest, das in Bethlehem gefeiert wird, sind die Weihnachten.

Australiens Menschenraçe.

Andersson erzählt: Ungefähr sieben englische Meilen südlich von Sidney, im Distrikt Illawarra, liegt die Stadt Wollongong, oder richtiger ein Thema zu einer Stadt, das noch einige Jahre warten muß, um diesen Namen zu verdienen, und das jetzt höchstens ein großer Flecken genannt werden kann. Ich hielt mich drei Tage in dieser Gegend auf, machte Ausflüge nach allen Richtungen, und fand überall eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Die schwarzen Ureinwohner treiben sich müßig in großen Schaaren um Wollongong umher. Sie haben weder Haus noch Heimath und sind beinahe unbekleidet. Bei einem Bache, einige und zwanzig englische Meilen von der Stadt, war ein kleiner Trupp von ihnen mit Fischen, d. h. Harpuniren mit einer zweischneidigen Lanze beschäftigt. Elendere und widerlichere Wesen habe ich nie gesehen. Alle haben Gesichtszüge, die halb denen der Neger, halb denen der Malayen gleichen, krauses, wirres Haar, niedrige Stirnen, kleine, trübe Augen, bläuliche Lippen, hervorstehende Backenknochen, eingesunkene Backen, heraustretenden Mund, zurückgebogenes Kinn mit Bart überwachsen, mißgestaltete, dünne Arme und Beine, ekelhaften Schmerbauch und lange schmale Hände und Füße. Die Männer waren ziemlich groß, die Weiber winzig, die Kinder noch am erträglichsten. Die ersten hatten bisweilen etwas an, das Anspruch darauf machte, Kleider genannt zu werden; doch die meisten waren beinahe nackt, bloß in einen schmutzigen, grauen, wollenen Stoff, den die Regierung jährlich an sie an der Königin Geburtstag austheilt, eingehüllt.

Eine kleine Figur näherte sich mir und präsentirte sich als die Königin »the queen« (sie sprechen fast alle verständlich englisch) und ein garstiger, alberner Kerl, der neben ihr stand, stellte den König vor. Ihre Majestät Länge war nicht über zwei Ellen groß, und die ganze Person in dem losen, zerlumpten Stoffe läßt sich am besten mit einer von jenen Vogelscheuchen vergleichen, welche man in Erbsenbeeten aufstellt, und welche aus einer Stange besteht, an der einige flatternde Lumpen hängen. Sie verneigte sich zur Erde, indem sie mir ihren Erstgebornen zeigte. Und als ich sie nach ihrem Alter fragte, antwortete sie: „Schwarze Menschen zählen die Jahre nicht!" Und bettelte mich mit rührendem Ausdruck um einen Schilling an. Als sie ihn empfing und ihn nicht augenblicklich ihrem vielgeliebten Herrn und Gemahl, dem König überreichte, versetzte dieser ihr sofort einen Schlag auf den Kopf, mit einem Etwas, das einem Hute glich, so daß sie sich jammernd an einer Mauer niederwarf, wo ich sie später noch antraf, indem sie ein wenig harmonisches Gassenlied herausschrie.

Da ich mit dem Austheilen von kleinen Münzen noch freigebiger wurde, ließ sich die ganze schwarze Gesellschaft, in Allem aus sechszehn Personen bestehend, herbei, mir im Mondschein eine Scene aus dem bekannten „Corroboring" vorzutanzen. Ganz ausgeführt enthält dieser Tanz ein Gemälde des ganzen Lebens dieser Menschen mit dessen abwechselnden Ereignissen. Sie zünden ein Feuer in einer Entfernung von zehn Schritten an, bemalen Brust, Arme und Unterleib mit weißen Querstrichen, so daß sie wie abscheuliche Skelette aussehen, und versinnlichen so ausgerüstet bald ihre Kriege mit Angriff und Spießwerfen, bald den Zweikampf,

bald die Känguru-Jagd u. s. w. Ich ward bloß mit der letzten bedient, die von zwei Schwarzen eröffnet wurde, die bald einander lockend umfingen, bald einander bissen und mit Haß und Wuth verfolgten, bis ein Dritter sich zeigt, der still steht und auf sie lauert; sie entdecken den Feind, suchen und nehmen die Flucht, werden aber von seinem Spieß durchbohrt und sterben unter Zuckungen und einem heisern Grunzen. Das Ganze war eher abscheulich als interessant.

Die Schwarzen sind größtentheils verdrängt, wenigstens vom Küstenlande, wo man indeß überall in Waldbränden, die große Strecken verzehrt haben, Spuren von ihnen findet, Die, welche noch übrig sind, halten sich in der Nähe von Städten oder Colonien auf, wo sie von allerlei Ueberbleibseln leben, oder obdachlos im Gebüsch umher streifen. Höchstens machen sie sich aus Buschwerk einen Schutz gegen den Wind, und nähren sich von Ameisen, Beutelthieren, Gewürm, Blättern und Wurzeln. Diese sind gutmüthige, demüthige Wesen, von denen man rührende Beispiele wahrer Ergebenheit und Treue gegen ihre weißen Freunde erzählt. Die letzteren dagegen, welche in den innern, von Europäern bisher noch unbesuchten Gegenden leben, sind wild und unversöhnlich und mehr als ein dreister Reisender hat einen qualvollen Tod durch ihre Spieße gefunden. Sie leben ohne einen Begriff von einem höhern Wesen, nur in Furcht vor dem bösen Geist: Deblbebl! — ohne Obrigkeit, ohne Stammeintheilung, und daher nimmt man wohl mit Recht an, daß sie vielleicht auf der niedrigsten Stufe der Menschheit stehen. Man wird schwerlich Geschöpfe antreffen, die — mit der Fähigkeit der Sprache begabt, mehr Affen gleichen! Bogen und Pfeile sind ihnen unbekannt; sie bedienen sich blos der Spieße, welche sie mit erstaunlicher

Fertigkeit werfen, der Schlägel, womit sie Feinde und Weiber züchtigen, und endlich einer eigenen Art von Waffen, des sogenannten Bumerang's. Dieß ist ein ellenlanges, rechtwinkliges Stück Holz, welches sie auf die merkwürdigste Art werfen, bald gerade in die Höhe, worauf es eine schräge Richtung nimmt, bald horizontal, beinahe die Erde streifend, worauf es in einem hohen Bogen zu dem Punkt zurückkommt, von wo aus es geworfen wurde.

Mit dieser, in ihren Händen gefährlichen Waffe, vertheidigen sie sich, wie einfach sie auch scheint, gegen jeden Feind und fällen ihre Beute, vornemlich das Känguru. Wenn man ihre gewaltigen Schlägel und die Kraft sieht, womit sie dieselben gegen ihre widerspenstigen Frauen anwenden, so erstaunt man, daß diese solche Donnerschläge überleben können. Man kann sich dieß indeß durch ihren ungewöhnlich dicken Hirnschädel, vermöge dessen sie schon einen tüchtigen Schlag aushalten können, erklären.

Die Derwische.

Das Wort Derwisch kommt von dem persischen „Dervis,“ was „arm“ bedeutet. Die Derwische sind moslemitische Bettelmönche, welche meistens sehr gefährliche Räuber wären, stünden sie nicht unter der Gewalt eines Oberhauptes, der eine unbeschränkte Gewalt über sie hat und ausübt. Ihre Hauptbeschäftigung ist das Predigen, sie thun das Gelübde der Armuth und Keuschheit und leben von Almosen; aber Viele beobachten diese weisen Vorschriften nicht, und ergeben sich dem Gebrauch dieses Opiums, der gebrannten Wasser ꝛc.

Die, welche ein regelmäßiges Leben führen, sind ermächtigt, fromme Uebungen an einsamen Orten vorzunehmen, wo sie von Almosen der Reisenden und der benachbarten Dörfer leben. Manche bleiben Monate lang in einer lästigen Stellung, ohne eine einzige Bewegung zu machen, und dieß genügt, ihnen im Lande einen großen Ruf von Heiligkeit zu verschaffen. Sie besitzen immer einige nützliche Geheimnisse für Kranke und für Familien, wodurch sie zahlreiche Almosen erlangen. Alle Donnerstage fasten sie vollständig. Manche führen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen allerlei Kunststücke auf und gelten deßhalb für Zauberer.

Man unterscheidet zwei Arten von Derwischen: Heuler und Dreher, welche man beide in allen moslemitischen Ländern findet, wo Fürsten und Großwürdenträger die unglückliche Gewohnheit behalten haben, einige dieser schlauen, habgierigen Leute in ihrer Umgebung zu halten. Namentlich trifft man sie in der Türkei und in Persien: sie besuchen die Städte und das Land, die Märkte und Messen, um die Pinsel, die auf sie hören, auszubeuten. Meistens haben sie auch geheime Aufträge, die von ehrlichen Leuten nicht übernommen werden. Sie beobachten Alles, und forschen allenthalben die Geheimnisse aus, um die Großen, deren Beutel ihnen offen steht, zu unterrichten, oder manchmal auch falsch zu berichten.

Die Pilgerfahrt nach Mekka zieht immer viele dieser Derwische an, die unter ihren Lumpen und der Maske der größten Armuth oft große Reichthümer verbergen, die sie durch schimpfliche Dienste erworben haben. Sie halten sich im Innern der Moscheen, der Paläste und Häuser der Großen, sowie an allen öffentlichen Orten auf. Durch das

auf Aberglauben gegründete Ansehen, das sie genießen, wissen sie sich allenthalben Eingang zu verschaffen.

Das Hauptkloster dieser Mönche ist Koniah in Kleinasien, von wo sie sich nach allen Richtungen verbreiten. Sie tragen auf dem Kopfe eine spitzige, mit kabbalistischen (Zauber-) Zeichen bedeckte Mütze, und führen einen Zauberstab; an ihrem linken Arme hängt eine Calabasse (Flaschenkürbiß), die ihnen als Schüssel dient, um zur Stunde des Essens die ihnen vor den Häusern geschenkten Lebensmittel zu sammeln. An ihrem Gürtel hängen stets zahlreiche große Rosenkränze, eine Menge Amuletten, eine kleine Kokosnuß zum Kaffeetrinken, ein Feuerzeug und ein Sack mit Tabak, auch sieht man gewöhnlich einen großen Dolch daran blinken; ein langer Rock, ein Bettelsack und ein Schaf- oder Tigerfell vollenden ihre Ausrüstung. So ziehen sie von einem Ort zum andern, und geben wie die alten ägyptischen Psyllen und Gaukler vor, vermittelst geheimnißvoller Worte und Zeichen die Menschen gegen Schlangengift, Scorpionengift und anderes Unheil zu schützen.

Die Oberhäupter der Derwische machen Rundreisen und halten bei Großen und Reichen an, die ihnen stets Gastfreundschaft gewähren: sie bleiben gewöhnlich, bis man Lust zeigt, sich ihrer zu entledigen, dann aber muß man gewissermaßen eine Schadloshaltung zahlen, um sie zur Abreise zu bewegen. Dieß ist ein geheiligter Gebrauch, wovon sie mit der größten Frechheit Gebrauch machen. Fordern sie zu viel, und macht ihr Gastwirth Schwierigkeiten, so richten sie sich an der Hausthüre ein, bleiben Monate, ja wenn es nöthig ist — Jahre, und verlassen den Ort nicht, bis sie völlig bezahlt sind. In Mekka verlangte einer dieser Derwische

einmal 100 spanische Piaster von einem reichen, aus Griechenland stammenden Kaufmann; dieser weigerte sich; da blieb der Derwisch zwei Jahre an seiner Thüre und erhielt endlich doch seine 100 Piaster.

Die gewöhnlichen Derwische lassen sich nach dem Beispiele ihrer Obern in Karawanserais, Kaffeehäusern und Kaufbuden nieder, bei Fleischern und Bäckern; überall verzehren sie, zahlen niemals, und fordern immer das gebräuchliche Almosen. Vermittelst dieses Privilegiums durchwandern sie ohne Kosten alle moslemitischen Länder, und kommen dann mit Gold und Silber wohl versehen in ihr Land zurück.

Das Gold und die Goldgräber in Californien.

Ueber den Ursprung des Goldes herrschen verschiedene Ansichten. Die wahrscheinlichste scheint die zu sein, daß es tropfenweis aus dem innersten Kern der Erde hervordringt, in deren Tiefe es sich als das gediegendste Erz befindet und später in den Bergmassen abgesetzt wird, welche durch die vulkanischen Umwälzungen ausgeworfen werden. Von ihnen ist es im Laufe der Jahrtausende durch das Alles lösende Wasser abgenagt worden, ist den starken Bergströmen gefolgt, und während deren Vorwärtsschreiten zu Boden gesunken. Verhalte sich dieß nun wie es will, so viel ist gewiß, daß ganz Californien, mit Ausnahme der Küstenstrecke und der großen unübersehbaren Ebenen, goldhaltig ist, und da man nun Gold gefunden hat in dem südlichen oder alten Californien, in Mexico, auf der Panama-Landenge und in Guyana (der alten Gruben von Columbien, Peru und Chile

nicht zu gedenken), so ist anzunehmen, daß die ganze Landeskette voll von diesem Erze ist, nicht allein in Gestalt von Goldadern, sondern auch vermischt in der Erde, wie lose Klumpen. Man muß sich indeß keineswegs vorstellen, daß das Gold auf dem Felde liegt, als ob es vom Himmel niedergeregnet sei. Der Goldgräber muß oft die Erde in Strecken von ganzen Meilen untersuchen, Löcher durch die harten Stein- und Sandlager graben, will er zuletzt nicht seine Arbeit verloren, seine Hoffnungen vernichtet, seine Erfahrungen geäfft sehen. Ueberall, wo die Flüsse durchgeströmt sind, hat man Hoffnung, wenigstens etwas zu finden, und da es augenscheinlich ist, daß das Land vielfache Naturrevolutionen durch diese Erhöhungen und Senkungen erlitten hat, so findet man es nicht allein in den gegenwärtigen Beeten der Ströme, sondern fast überall, wo ehemals ein Wassergang gewesen ist. Man hat deßwegen Grund, Gold nicht allein in den Sandhügeln und auf den Ebenen — den Ablagerungen des Wassers — sondern auch auf den Kuppen hoher Berge zu suchen, und das Hauptkennzeichen eines goldhaltigen Erdstrichs ist, daß er Schichten von Grauwake oder Quarz besitzt, die der reißende Strom wie Kieselsteine rundgeschliffen hat. Selbst auf bedeutenden Höhen ist es ziemlich gewöhnlich, daß man nach Wegräumung des obersten Sandlagers, auf einen festen Steingrund stößt, der theils voll zahlreicher Riesenhöhlen, theils von solchen runden Steinen angefüllt ist. Daraus kann man schließen, daß der Fluß hier sehr reißend war, und man kann alsdann unbedingt darauf bauen, Gold in den Vertiefungen zu finden, wo das Wasser einen Wirbel gebildet und einen weniger starken Lauf angenommen hat; das Gold ist durch seine große Schwere niedergesunken und



Californische Goldgräber.

liegen geblieben, selbst nachdem das Flußbeet sich mehrere tausend Fuß über seine vorige Lage erhoben hat.

Das Gold kömmt bald als feine, blättrige Glimmerkörner, vermischt mit Sand, oder eingeschlossen in kürzeren oder längeren Adern, und erfordert dann blos eine sorgsame Wäsche, — bald in größeren oder kleineren Klumpen, vom Gewichte Eines bis zu mehreren tausend Dollars vor. In diesem Falle befindet es sich gewöhnlich tief in Sand- oder Steinlagern. Auch sieht man es als Adern oder Eicheln in Felsenspalten sitzen, in welchem Falle es mit dem bloßen Messer abgeschabt werden kann, nachdem man den Fels gesprengt hat. Endlich findet es sich auch beinahe unsichtbar mit Quarz vermischt und man löst es dann nur durch ein weitläufigeres Verfahren.

Das Gold wird auf vier verschiedene Arten gewonnen. Die am meisten lohnende Art ist Flußgraben, river-digging, wodurch das Gold vom Grunde des Stromes aufgenommen wird. Es ist keineswegs ungewöhnlich, daß bei solchen river-diggings Kanäle von 1800 Ellen Länge angelegt werden, und wenn man sieht, stellt man sich nicht vor, wie viele Arbeitskräfte und Kapitale hier niedergelegt sind, um oft nicht die geringste Ausbeute zu gewähren. Oft geschieht es, daß die steigende Fluth in wenigen Stunden alle diese Dämme vernichtet und die Kanäle überschwemmt; oder es ist gar keine Seltenheit, daß ein Fluß, aus dem man mit großen Anstrengungen und Kosten das Wasser abgeleitet hat, sich nicht im geringsten auf seinem entblößten Boden goldhaltig zeigt, nicht ein einziges Goldkorn zum Ersatz so vieler Monate Arbeit gibt.

Ist das Flußbeet trocken gelegt, so beginnt die Gold-

gräberei. Mehrere tiefe Löcher, ein paar Ellen weit, werden gegraben und der Sand und die kleinen Steine, genannt »dirt«, die man heraushölt, werden in das sogenannte »tom-long« geworfen. Dieß ist eine Wasserrinne von Brettern, eine Elle breit und ziemlich schräg. Das niedrigste Ende ist etwas breiter, und hier liegt auf dem Grunde eine Eisenblechplatte, die einem Siebe mit dichten 3—4 Linien breiten Löchern gleicht. Dieser ganze niedrigste Theil mit der durchlöcherten Platte ruht auf einem größern Trog, der durch zwei Querhölzer getheilt ist, und etwas weiter hinausgeht, als das darüber ruhende Bretterende. In das oberste Ende dieses tom-long hat man aus dem oberhalb liegenden Wasserbecken einen Wasserschlauch von Leinwand mit einer fünf Zoll weiten Oeffnung hineingelegt. Der dirt wird nun von Denen, die den Flußgrund aufgraben, in das oberste Ende des tom-long geworfen, das Wasser strömt aus dem Schlauch, spült den dirt ab und führt ihn auf die Löcherplatte nieder. Der Sand und alle die feineren Theilchen fallen durch die Löcher in den Trog, während zwei Männer, dort postirt, ununterbrochen die Steine forttragen. Das beständig niederströmende Wasser führt aus dem darunter liegenden Trog allen den feineren Sand weg, wodurch dann allmählig vor dem tom-long eine Sandbank gebildet wird. Der Sicherheit wegen erleidet der dirt noch einmal das Reinigungsverfahren des tom-long; und dieses Waschen wird fortgesetzt, bis man alle Sand- und Steinlager durchbohrt hat, ja selbst ein Stück des Felsengrundes, unter welchem das Gold sich niemals findet, auf welchem es aber oft unmittelbar oben aufliegt. Oft ist der Grund so hart, daß man ihn nicht mit dem Spaten zu durchdringen vermag; man wendet dann den

Hammer an, um durchzubrechen, und wo sich große Steine finden, müssen Mehrere ihre Anstrengungen vereinigen. Dieses Aufnehmen des dirt ist somit keine leichte Arbeit, zumal bei einer Alles versengenden Sonnenhitze, bei welcher man oft bis an die Kniee im Wasser steht. Ist der dirt sehr mit Lehm vermischt, so wird natürlich ein stärkerer Wasserstrom erfordert, um den Lehm von den Steinen zu reinigen. Man verlängert dann den tom-long, indem man mehrere ähnliche Rinnen oder Schleusen in einander fügt. Wenn nun der Abend kommt, ergreift Jeder sein »pan«, d. i. ein Blechbecken, eine Elle weit und $1^1/_2$ Viertelellen tief, — füllt es mit dem dirt, der im Troge ist, setzt sich dann am Flußufer nieder und wäscht ihn in einer ununterbrochenen kreisförmigen Bewegung unter der Wasserfläche, bis aller Schmutz weggespült ist, und dann auf dem Boden sich nur eine Lage von schwarzem Eisensand befindet. Nun wäscht man vorsichtig diesen Eisensand ab, und das Ganze wird in ein kleines Blechgefäß gelegt, um zu trocknen, worauf der Sand entweder abgeblasen, oder durch einen Magnet, oder durch Quecksilber abgezogen wird: und so hat man dann endlich des Tages goldne Erndte erworben! Während der Eine oder der Andre der Gesellschaft mit dem hier beschriebenen Reinigungsverfahren beschäftigt ist, ruhen die Andern ein wenig aus. Sie sitzen oder liegen um diesen Gefährten, die Augen starr auf das tief im »pan« liegende Gold gerichtet, während das Muskelspiel im Gesicht deutlicher als das Wort das Ergebniß zu erkennen gibt. Ist die Arbeit geglückt, so sieht man auf den harten Zügen gleichsam einen Wiederschein des Goldglanzes, während der Schatz geprüft und bewundert von Hand zu Hand geht. Aber ach! sieht man im pan nichts Anderes

als schwarzen Eisensand, war die strenge Arbeit vergeblich, hat man umsonst der Hitze und Nässe getrotzt: so hört man keinen lustigen Einfall, so wiederhallt kein fröhliches Gelächter, es müßte denn ein Hohngelächter wegen getäuschter Hoffnungen, ein Fluch auf den Golddurst sein, vielleicht begleitet von einem Seufzer nach der Heimath, von einer Sehnsucht nach Frieden und Ruhe. — Gibt es etwas zu theilen, so geschieht es entweder jeden Abend oder am Schlusse der Woche. —

Ein anderes Verfahren ist das sogenannte dry-digging (Trockengraben). Nach ihm gräbt man das Gold in Sandbänken, Hügeln, am Rande tiefer Höhlen, auf Ebenen oder Bergen. Der Gräber begibt sich mit seinem Spaten, der etwas rundlich wie eine Schaufel ist, mit seinem Hammer und »pan« hinaus, um auf Untersuchung zu gehen. Er wählt sich eine passende Stelle aus und gräbt auf gut Glück sich in die Erde ein, haut sich durch 40, ja 100 Fuß tiefe Sand- und Kieslager, bis er auf das Gestein kommt, wo er seinen pan mit dem dirt füllt, der oben aufliegt. Der dirt wird dann auf die vorbeschriebene Weise gewaschen, um nachzusehen, ob die Arbeit hier sich lohne. Lohnt sie sich nicht, so wandert er weiter.

Nichts ist im Allgemeinen unglücklicher, als dieses Wanderleben. Oft verzweifelt der Gräber, bevor er sich bis auf den Felsengrund hineingearbeitet hat, verläßt die Stelle und geht weiter; ein Anderer kommt nach ihm, benutzt des Vorgängers Arbeit, gräbt etwas tiefer, und findet Gold, viel Gold. Verbreitet sich das Gerücht, daß Der oder Jener große Geschäfte macht, (wie man sich ausdrückt) — so sieht man die Goldgräber rasch von den angrenzenden Orten auf-

brechen: aber binnen einigen Stunden ist die erwartete Goldgrube wieder als unbrauchbar verlassen. Bei diesen beständigen Wanderungen, diesem rastlosen Jagen nach besseren und reicheren Plätzen, geht die kostbare Zeit verloren; die hohen Transportpreise verzehren den vorigen Verdienst, Krankheiten erzeugen sich durch Anstrengung und unregelmäßige Lebensweise, und mancher Gräber hat sich bei diesem Umherschweifen verirrt und ist elend umgekommen.

Ist der Gräber jedoch zu einer Stelle gekommen, wo er Aussicht hat, einige Zeit bleiben zu können, so mißt er sich einen 12 Fuß breiten Platz ab, und schlägt Stäbe in die Erde, wo er eine Anzeige befestigt, daß er »claim« d. h. Besitz von diesem Platze genommen habe. Er bringt sein bischen fahrende Habe hieher, errichtet sich eine Hütte aus runden Bauhölzern, oder ein Zelt, oder häuft blos einige Zweige unter einer laubigen Eiche zusammen, schlägt einige Pfähle zur Bettstelle in die Erde, macht eine Vertiefung im Felde zur Feuerstelle, und ist nun „zu Hause.“

Ist der Ort lohnend, so währt es nicht lange, bis sich Mehrere einfinden; sie vereinigen sich zu einer Gesellschaft, die claim von größeren Strecken ergreift, welche sie zusammen vertheilen. Die Gesellschaft wählt sich einen Präsidenten oder Kapitän, Sekretär und Schatzmeister; gibt sich eine Verfassung als Körperschaft, mit völliger Befähigung, sich Gesetze zu geben und sie aufrecht zu erhalten. Bald bilden sich zu gleicher Zeit mehrere Gesellschaften, es entsteht in Kurzem eine Stadt, und Handel und Volksbewegung blühen auf wie Gras im Frühling, nicht selten Laster, Unordnung, Sittenverfall und Untergang im Schlepptau mit sich führend.

Die Bearbeitung der dry-diggings geschieht im Ganzen

genommen ebenso, wie die zuvor beschriebenen Flußgrabungen, nur macht der Wassermangel hier eine besondere Maßregel nothwendig. Ist der Erdboden von der Beschaffenheit, daß ein tom-long nöthig ist, um den Lehm abzuwaschen, so muß man auf den Sandebenen und Hügeln Wasser dazu von Gesellschaften kaufen, die auf Spekulation ungeheure Wasserleitungen durch alle die Bezirke angelegt haben, wo die Goldgräbereien im Gange sind. Um Colonna finden sich mehrere solche, die eine Ausdehnung von 15 — 25 englische Meilen haben, und über hohe Berge und durch tiefe Thäler hinlaufen, gestützt von ungeheuren Mastbäumen. Bedenkt man nun, daß jede Planke 3 — 4 Thaler kostet, und daß der Taglohn für einen Arbeitsmann bis zu 10 Thalern steigt, so läßt sich leicht ermessen, welche ungeheure Kapitale zur Anlegung solcher Wasserleitungen erforderlich sind. Und doch durchschneiden sie die ganze Gegend, und man kann nicht fünfzig Schritte auf den Wegen thun, ohne über eine Wasserleitung zu fahren. Von diesen kauft man Wasser für die tom-longs; man bezahlt bis gegen 30 Thaler für das Wasser, das man zu einer Tageswäsche nöthig hat, und das von einer einzigen Schleuse kommt. Ist die Wasserleitung aus mehreren Schleusen zusammengesetzt, so ist die Ausgabe verhältnißmäßig größer, aber der, welcher Nachts bei der Laterne arbeitet, erlegt bloß die halbe Summe. Ehe solche Wasserleitungen gebaut waren, sah man oft die Goldgräber Eimer voller dirt lange Strecken Wegs tragen, ja es war nicht ungewöhnlich, den dirt auf Mauleseln nach entfernten Flüssen zum Waschen führen zu lassen. Man begreift, wie langsam die Arbeit auf diese Weise gehen, und wie lohnend sie sein mußte, um doch mit Vortheil betrieben werden zu

können. Doch nicht bei allen dry-diggings ist man genöthigt, den tom-long anzuwenden und große Summen für das Wasser auszugeben. Wo das Erdreich von Lehm frei ist und das Graben in der Nähe eines Flusses stattfindet, bedient man sich nur einer sogenannten »cradle«, d. i. einer Wiege von 1½ Ellen Länge, bestehend aus zwei Absätzen übereinander in rechtwinkliger Form und getrennt durch einen Zwischenboden von Leinwand. Der obere Absatz hat einen Boden von Eisenblech, durchbohrt von zahlreichen kleinen Löchern, wie beim tom-long, der untere dagegen ist in zwei Räume abgetheilt. Diese cradle ruht auf zwei Wiegenfüßen, die sich in zwei ausgehöhlten Querhölzern bewegen, so daß sie mit Leichtigkeit in eine wiegende Bewegung gesetzt werden kann. Da meistens immer zwei Arbeiter beisammen sind, so trägt der eine dirt in Schöpfkellen aus dem Loche zum Fluß, während der andre bei der cradle sitzt. Der dirt wird in den obersten Absatz geschüttet, der Wäscher greift mit der linken Hand in einen Griff, der an der Kante des cradle angebracht ist, und wiegt ihn hin und her, während er in der rechten eine Schöpfkelle hält, womit er Wasser aus dem Fluß schöpft und es in die Wiege gießt, so daß der dirt unaufhörlich überspült wird. Der Sand fällt in den untersten Absatz, und das Gold bleibt auf dem Leinwandzwischenboden, während die Steine auf der Löcherplatte liegen bleiben, von wo sie, nachdem man den obersten losen Absatz aufgehoben hat, herausgeworfen werden. Der niedergefallene dirt wird dann in dem pan auf die obenbeschriebene Art gewaschen, und endlich das Gold von dem ihn begleitenden schwarzen Eisensand gereinigt.

»Cioting-digging« unterscheidet sich nur dadurch von

dem eben Beschriebenen, daß man sich bei diesem Verfahren wagrecht in die Sandhügel eingräbt und den goldhaltigen dirt losbricht. Ihren Namen haben diese Grabungen von einer Thierart, den Cioten, erhalten, welche auf diese Weise Gänge und Höhlen in die Erde graben, um sich darin zu verbergen. Diese oft sehr tiefen Grabungen sind dem Menschenleben durch häufige Erdstürze gefährlich. In letzterer Zeit wendet man deshalb die kostspielige Vorsicht an, das Dach mit Stützen zu unterbauen, wodurch der Erdsturz verhindert wird. Diese Grabungen sind am häufigsten lohnend, aber äußerst beschwerlich und deßhalb nicht so allgemein wie die ersten.

Die Quarzminen endlich werden für die besten gehalten, denn da sie ziemlich reichhaltig sind, d. h. 2—5 Cents Gold von jedem Pfund Stein enthalten, so machen sie einen längern Aufenthalt an derselben Stelle möglich, wodurch man ein geordneteres Leben führen kann. Die einfachste Behandlungsweise ist die, daß man mit Hammer und Eisenstangen Quarzstücke losbricht, sie durch starkes Feuer ausbrennt, wodurch sie in kleinere Theile zersplittern, worauf sie dann ganz fein zermalmt werden. Das Gold zieht man durch Hilfe von Quecksilber heraus, das später durch Lederbeutel ausgepreßt wird.

Das Verfahren bei allen Arten des Goldgrabens ist noch höchst mangelhaft und die Zukunft wird gewiß viele Verbesserungen herbeiführen.

Gibt es wirklich so viel Gold in Californien? höre ich den Leser fragen. Andersson, der uns obige Schilderungen über die Art und Weise des Goldgrabens nach eigener Anschauung gegeben hat, soll uns auch weitern Aufschluß über

diese Frage geben. Er sagt: Unläugbar findet sich viel Gold in Californien; und doch ist es meistens der vom Glück und Zufall Begünstigte, weniger der Fleißige und Sparsame, der es findet. Ich habe Goldklumpen von 6000 Dollars an Werth gesehen. Nach Anderer Berechnungen habe ich angemerkt, daß man in einem »claim« 70 Unzen täglich in einem Zeitraum von zehn Wochen gefunden hatte, was ungefähr eine Summe von 35,000 Thalern ausmachte. Sogar Goldstücke von 20,000 Thalern an Werth hat man gefunden. Ein junges Frauenzimmer miethete 6 Arbeiter, denen sie 50 Thaler Tagelohn gab und doch noch täglich einen Ueberschuß von 100 Thalern für sich behielt. Ferner hat man innerhalb fünf Wochen in einem ganz gewöhnlichen claim, der schon vorher bearbeitet war, 15,000 Dollars ausgegraben und an einem andern Orte unter kleinen losen Gesteinen Goldstücke von 2200 Dollars Werth entdeckt 2c.

Und doch gibt es Nichts, das unsicherer ist, als dieses Goldgraben. Zwei Personen z. B., welche gleichzeitig hieher gekommen waren und ihr Glück in den Minen versuchen wollten, bearbeiteten Jeder seinen claim, zwischen welchen sich ein Streifen undurchsuchtes Land befand. Es entstand ein Streit, wem dieser gehörte, und da man nicht einig werden konnte, rief man einen unparteiischen Dritten herbei, der von dem Streifen gleichviel Fuß auf jeder Seite für die Streitenden abmaß. Zum Ersatz für seine Mühe wurde dem Schiedsrichter selbst ein schmaler Strich in der Mitte zuerkannt. Hier grub er binnen acht Tagen 12,000 Thaler auf, während die Arbeiten auf beiden Seiten aufgegeben werden mußten, weil man hier gar nichts fand. Ja, ich habe Personen, welche sich lange in Californien aufgehalten

hatten, sagen hören, daß sie trotz aller Mühe sich nicht den täglichen Lebensunterhalt hätten verdienen können, sondern immer mehr in Schulden versunken wären, und Leute, die in der Heimath für vermögend gehalten wurden, und mit Kapitalien hieher kamen: Aerzte, Richter, Priester, Kaufleute u. s. w. sahen sich genöthigt, als Tagelöhner für Andere zu arbeiten, um sich gegen wirkliche Noth zu schützen, und haben endlich damit geendigt, sich ein Grab in dem goldreichen Land zu graben.

Zieht man von den meistens mäßigen Einkünften die Ausgaben ab, welche das tägliche Leben hier bringt, so läßt sich leicht berechnen, wie viel übrig bleibt. Das Werkzeug allein kostet große Summen, selbst jetzt, wo Alles billiger geworden und leichter zu bekommen ist. Ein Spaten kostet z. B. 10 Thaler, ein tom-long 80 Thaler, ein Hammer 6 Thaler, und alles dieses muß man sich gleich bei der Ankunft anschaffen, wo der Geldvorrath klein und die Noth groß ist. Ein Huhn kostet 6 Thaler, und andere Eßwaaren sind verhältnißmäßig gleich theuer. Freilich lassen sich die Ausgaben vermindern, wenn man ein guter Haushalter ist. Man kann sich in ein Haus eindingen, wo man Wohnung und Kost für 9—10 Dollars wöchentlich erhält. Die Kleidung ist im Allgemeinen nicht theurer als bei uns. Zieht man es vor, seine eigene Wirthschaft zu halten, so kommt der Bäcker und Schlächter jeden Morgen vor die Zeltthüre und liefert die nöthigen Lebensmittel zu einem verhältnißmäßig billigen Preis.

Aber eine Menge Betrüger in allen Gestalten suchen den Neuangekommenen in ihr Garn zu ziehen. Nicht genug, daß es in den Städten von Industrierittern wimmelt, die

wie Raubthiere umhergehen, und suchen, wen sie verschlingen können; selbst bei den Minen sind Falschheit und Betrügereien im Schwunge. Gastwirthe verbreiten lügenhafte Gerüchte von dem Reichthum der Gegend, um damit Gäste herbei zu locken. Ein anderer Kunstgriff ist einen claims zum Verkauf auszubieten, der als sehr reichhaltig beschrieben und für große Summen abgelassen wird, indem der Eigenthümer selbst die Goldklumpen umherstreut und den Kauflustigen zeigt, wie er sie herausnimmt. —

Aeußerst selten arbeitet der Goldgräber allein; gewöhnlich ist er Mitglied einer Gesellschaft, welche oft gegen 80 Personen zählt. Entsteht ein Zwist, wird ein Diebstahl, ein Verbrechen begangen, von welcher Art es sei, so geschieht es wohl bisweilen, daß der Beeinträchtigte die Bestrafung des Schuldigen selbst übernimmt; gewöhnlich aber bildet sich in der Gesellschaft eine Jury, welche freispricht oder verurtheilt. Im letztern Falle folgt die Vollstreckung des Urtheils dem Spruch unmittelbar: entweder werden dem Verurtheilten die Augenbraunen oder das Haupthaar abgeschoren und er aus der Gesellschaft ausgestoßen, oder er bekömmt Prügel mit der Katze oder wird — gehängt. Kein Verurtheilter kann sich mit Geld freikaufen. Alle sind gleich vor diesem Gericht, und man wird nicht viele Beweise anführen können, daß es blind gewesen sei. Deßwegen herrscht auch jetzt die größte Sicherheit in den Minen. Keine Thüre wird anders zugeschlossen als mit einem Pflock oder mit einem Ende Strick; und Diebstähle gehören zu den Seltenheiten. Vermißt man etwas, so macht man es am nächsten Baum durch einen Anschlag bekannt, und in kurzer Zeit erhält man meistens das Verlorne zurück.

Sonst gingen die Goldgräber immer mit Pistolen bewaffnet. Jetzt sieht man diese Mordwaffe blos in Spielhäusern, und Niemand denkt mehr an die Nothwendigkeit, durch ihre Hilfe Leben und Eigenthum zu schützen. Ehemals war es gewöhnlich, seine Schätze unter Felsen, Büschen, Bauholz oder im Boden seines eigenen Zeltes zu vergraben. Bei Krankheiten und Umzügen blieb viel Gold an geheimen Stellen versteckt, und man glaubt, daß viele Millionen Dollars auf diese Weise in den Schoß der Erde niedergelegt sind. Jetzt hat man dieß nicht mehr nöthig. Entweder trägt man sein Gold in Lederbeuteln bei sich, oder man verwahrt es in Kisten und Koffern.

Es ist klar, daß man bei den Gruben ein Gemisch von Personen aller Art findet, daß man allerlei Sprachen radebrechen hört, alle möglichen Trachten und Gesichtszüge sieht. Am zahlreichsten sind jedoch die Amerikaner, und die englische Sprache ist die bei weitem vorherrschende. Dann folgen der Anzahl nach die Chinesen, ein emsiges, mäßiges und sparsames Volk. Sie sind aber auch hier wie überall die beständige Zielscheibe für den rohen Uebermuth der Andern, der beständige Gegenstand der Unterdrückung und Grausamkeit. Haben die Chinesen einen guten Strich gefunden, so werden sie sofort von einer stärkeren Körperschaft mit Prügel daraus vertrieben und sie danken Gott, wenn es nicht mit Pistolenschüssen geschieht. Auch der Staat fordert mehr Abgaben von ihnen, als von den andern Goldgräbern; dennoch behauptet man, daß schon in einem Jahr 49,000 Chinesen eingewandert seien. —

Ein Goldgräber ist eine eigenthümliche Gestalt: die Beine in langen Stiefeln steckend, besteht seine Tracht in

einem Paar mehr oder minder durchsichtiger Beinkleider und einem roth- oder blauwollenen Seemannshemde. Der Kopf mit den fliegenden, ungebürsteten Locken wird von einem Hut bedeckt, der in den Nacken niederhängt. Meist hat er einen üppigen Bart, der oft bis zur Brust hinunterreicht. Arme und Brust entblößt, die Gluth der Anstrengung auf den Wangen, den Schweiß der Arbeit auf der Stirne, sieht man auf den ersten Blick in ihm nur den Sohn der Kraft und der zwanglosen Freiheit. Aber diese Lumpen bergen bisweilen den Millionär, den jetzigen oder vielleicht den künftigen. Man kann nie nach dem Aeußern urtheilen, ob man einen Pair von Frankreich, einen stolzen Lord Englands, einen ehemaligen Reichsgrafen aus Deutschland, einen Granden von Spanien, einen Großhändler, einen Fabrikbesitzer, einen Rechtsanwalt oder bloß einen entlaufenen Seemann oder freigegebenen Landesverwiesenen vor sich hat. Alle sind hier gleich. Hier gilt nicht das Sprüchwort: „Kleider machen Leute!“ Nur das Gold, das Gold bildet den Unterschied. Der, welcher heute in Lumpen geht, und sich schwerer abmüht, als der elendeste Taglöhner, kann morgen sich einen Ruhetag gönnen, und sich im vollen Glanze des allbezwingenden Goldes zeigen. Uebrigens hat der Goldgräber keine andere als schlechte Gesellschaft und sucht nicht selten im verderblichen Spiele seine Unterhaltung. Hier sind Leute von welchen ich gehört habe, daß sie in einer einzigen Nacht 2 — 3000 Thaler verloren und sich damit getröstet haben „daß sich mehr Gold in der Erde finde,“ und die den nächsten Tag den Spaten wieder ergriffen, um sich auf's neue mühsam Gold zu erwerben.

Aber wie dann? wenn Krankheiten sich einstellen, die

man sich in einem ungewohnten Klima, wo die Mühseligkeiten entsetzlich sind, so leicht zuzieht, und wo selbst das Wasser, das man trinkt, ungesund ist! Wenn Kummer und Muthlosigkeit sich des Gemüthes bemächtigen und jede Hoffnungsstimme übertäuben! Wenn man einen Charlatan von Arzt, der in der Regel ein ehemaliger Barbiergehilfe oder gar ein ausgelernter Schmiedbursche ist, mit 5 — 10 Dollars für jeden Krankenbesuch bezahlen muß, und wenn doch ein Tag nach dem andern ohne Verdienst hingeht 2c.! Wie dann? wenn kein Freund ein Wort des Trostes an dem Krankenbette spricht; wenn keine mitleidige Hand den Angstschweiß der brennenden Stirne trocknet; wenn keine Rettung von Elend und Untergang zu erblicken ist! Ach! da wird der Gedanke weit hinwegeilen aus dem Goldlande mit seinem Jammer und mit seinen schimmernden Gaukelbildern. Nach dem Vaterlande wird er eilen mit seiner ganzen Sehnsucht, nach dem Vaterlande, das freilich keine großen Schätze in sich schließt, aber wo man doch nicht so grenzenlos elend werden kann, wo mindestens Friede und Ruhe waltet und wo man sein tägliches Brod im Kreise der Seinen ißt.

Unterseeische Landschaften.

1.

Das Meer hat seine Berge und tiefen Thalschluchten, die gefüllt sind von zusammengeschwemmtem Geröll, von Schiffstrümmern und schimmelnden Menschenleichen. Da liegt, halb von Kalk und Schlamm überzogen, die grünlich

schillernde Kanone und das kostbare Kistchen mit dem Gold aus Peru neben den leeren Schalen verwes'ter Muschelgeschlechter; da modert der kahle Schädel des Seekapitäns neben dem zerbrochenen Panzer der Schildkröte, oder es verkalkt die Harpune friedlich neben dem Wallroßzahn; da hausen in den Ballen indischer Seidenzeuge Tausende von Fisch-Familien, während drüber hin die stillen Meeresströmungen ziehen und mit ihnen Billionen winziger Gallertthiere, riesige Wallfische und gierige Haie, vor denen her dichte Heerden angsterfüllter Häringe flüchten. Hier schäumt das Meer an seltsam gestalteten Klippen hin, dort schleift es mürrisch über weite, weißglänzende Saharas und an einem andern Orte kreist es um die Tangwaldungen riesiger Berge, oder schleicht leisen Schrittes über die Spalten meilentiefer Abgründe, gleich als fürchte es sich, in diese ewige Nacht hinab zu sinken, von der herauf die unten verschlossenen Wasser dumpf heulen und unheimlich wimmern, wie die bösen Geister der Tiefe.

Das Meer ist das Grab des Lebens, das nie auszufüllen ist, wo Millionen und aber Millionen Thierleichen modern, deren Ueberreste oft zu meilenlangen Bänken aufgehäuft sind. Es ist der Schauplatz endlosen Mordens, der wildesten Kämpfe und die Heimath der gierigsten Raubthiere. Unendlicher Haß wohnt in den kalten, gefühllosen Gewässern, denn nur durch immerwährendes Zerstören erhält sich das Leben der Meereswelt. Krokodile und Riesenschlangen ziehen tagtäglich auf Raub aus und morden ganze Geschlechter; Polypen und Medusen breiten ihre Fangnetze aus nach dem unvorsichtig umhertändelnden Räderthierchen; der Wallfisch verschlingt Billionen Quallen auf einen Schluck; flüchtige

Adler und Möven haschen nach dem Seehahn, mit den bunten, schmetterlingsartigen Flügelflossen, wenn er auf einen Augenblick an die Oberfläche kommt, um Luft zu athmen; Schwertfische und Seebären jagen nach dem Elephanten und Rhinozeros des Weltmeeres, und Schmarozerwürmer lauern endlich, um sich in die Fetthaut des Thunfisches einzubohren. Alles jagt und mordet; aber kein Kampfgebrüll, kein Schrei des Schmerzes, kein Jubellaut des Sieges wird gehört. Die Schlachten werden in unheimlicher Stille geführt, die nur das Plätschern der gepeitschten Wellen, das zuckende Aufspringen der zum Tode Verwundeten unterbricht.

Und doch ist das Meer auch wiederum das Element eines zahllosen Thier- und Pflanzenlebens. Wo an den Felsklippen Spitzbergens, an dem Victorialand des Südpols keine Flechte mehr klebt, wohin kein Rennthier sich verirrt, wohin kein Eisbär jagen geht: da gedeiht der riesenhafte Beerentang, da wimmelt es von Infusorien in meilenweiter Ausdehnung. Ein und eine halbe Quadratmeile breit färben sie das ultramarinblaue grönländische Meer grün, so daß 80,000 Menschen nicht im Stande sein würden, diese Menge kleiner Thierchen zu zählen, und wenn sie von Anfang der Schöpfung an gezählt hätten; denn bis 1400 Fuß regt sich Thier neben Thier, während es in andern Buchten desselben Meeres gegen 10 Breitengrade weit von braunen Medusen wimmelt, von denen 110,592 erst einen Cubikfuß füllen. In der Nähe der Tajomündung ist ein 60 Millionen Quadratmeter großer Strich von rothen Pflänzchen bedeckt, die so klein sind, daß 40,000 Millionen erst einen Quadrat-Meter ausfüllen. An dem Erebus, dem 14,000 Fuß hohen Vulkan des Südpolarlandes, leben 58 Pflanzeninfusorien-

arten. Das Meer bei Ulloa an der peruanischen Küste färben Infusorien chocoladebraun, das von Californien purpurroth; deßgleichen färben mikroskopische Pflanzenzellen (diese Urformen des Pflanzenlebens) das rothe Meer und bilden bei Bahia lange, heckenartige Bänke.

Merkwürdig ist, daß sich diese Infusorien der großen Meeresströmungen bedienen, um vom Pol nach dem Aequator und wohl gar nach dem entgegengesetzten Pol zu reisen: so daß der Wallfisch die Schnelligkeit der Locomotive anwenden muß, um den Medusen des Eismeeres nach dem Antillenmeer folgen zu können, da er ihnen wegen der Nahrung nachzieht. Wie seltsam wieder, daß dieser Meeresriese diesen kaum sichtbaren, belebten Schleimquallen nachjagt!

Bedenken wir noch, wie unendlich fein der Gliederbau, die Muskeln und Nerven, die Ernährungs- und Fortpflanzungsorgane, die Blutgefässe jener Thierchen sein müssen, welche nur die Größe eines Stecknadelkopfes oder einer Erbse haben; oder erinnern wir uns an die 100 Fuß langen Wallfischarten, an die 1000 Pfund schweren Schildkröten, die Wallrosse, Seekühe, Seehunde, von denen jährlich auf den Inselklippen des Südpolarmeeres allein über eine Million erlegt werden, die 15 Fuß breiten Albatrosse, die Millionen Seevögel: so können wir uns die riesenhaften Verhältnisse der Meeresschöpfungen augenscheinlich vorstellen. Wunderbar ist Alles, wohin wir blicken, wie groß muß Der sein, der dieß Alles erdachte und erschuf!! —

2.

Das Meer hat nicht nur seine Berge und Thäler,

seine Hoch- und Tiefebenen, seine Moorlager und Sandwüsten, seine Quellen und Ströme, sondern auch seine Urwälder mit ihren Schlingpflanzen, ihrer Farbenpracht und Thierwelt, mit Blumengärten und ungeheuern Prairien, auf denen die Heerden der Pflanzenfresser des Meeres weiden: es hat seine Landschaften, die prachtvoller und feenhafter sind, als irgend Etwas auf Erden.

Zwar gedeiht auf dem öden Meeresboden nur eine Pflanzenart, die Tange der Algengattung; aber diese Tange sind so mannigfaltig gestaltet, so prachtvoll gefärbt, in so reicher Anzahl und so ungeheurer Länge vorhanden, daß sie im Stande sind, die Tiefen des Meeres zu mährchenhaften Zaubergärten umzugestalten.

Die Tangarten reichen von moosartiger Kleinheit bis weit über die stolze Höhe der Kiefern, Mangolien und des Affenbrodbaums, denn viele werden bis 700, ja bis 1500 Fuß lang. Während das prächtige, goldrothe Korallenmoos und die braune, spannlange Schotendrahle das niedliche Miniaturbild eines unendlich verzweigten Baumes sind, und das purpurrothe Stengelmoos Islands in ein zollbreites, handförmiges Lappenblatt sich erweitert, sind andere gleich den Palmen mit wallenden Blattwedeln geschmückt. Und wie die Blätter und Zweige der Wälder des Festlandes sich wiegen und schaukeln auf den elastischen Wellen der Luft, oder stöhnend und ächzend mit dem Sturme ringen, so wiegen und schaukeln sich die klafterlangen Tangblätter auf den Meereswogen und ringen mit dem Ocean, der sie mit rauher Hand aus dem Boden reißen möchte. Hier und da gelingt es ihm auch, dann treibt er sie in meilenlangen, Hunderten von Fuß breiten Streifen gegen die Küsten, wo sie stran-

denden Schiffern zum Schutz dienen und manches Menschenleben retten.

Nicht jede Tangart wächst überall, sondern sie haben ihren bestimmten Bezirk. Die Tange heften sich mit ihren finger- und krallenartigen Wurzeln an dem Felsenboden fest an, so fest, daß sie Felsenstücke losreißen und wie Anker mit fortschleifen, wenn stürmische Wogen an ihren obern Theilen zerren und ziehen. Im Allgemeinen lieben sie die Nähe der Küste oder wenigstens festen Boden und reichen nur bis etwa 40 Faden in die Tiefe hinab. Man findet sie in jedem Meer; am riesenhaftesten werden sie in den Polarmeeren, besonders im südlichen. Von solchem Tang findet man große Flächen bedeckt, die endlosen Wiesen gleichen. Die gewaltigste, der Sargassosee, befindet sich zwischen den Azoren und den Antillen, ist sechsmal so groß als Deutschland, so daß Columbus 14 Tage brauchte, um über sie hinzusegeln.

Die Tange sind, einzeln betrachtet, Gewächse von seltsamer, üppigster Verzweigung. Sie bestehen aus Gallerte, welche von einem lederartigen Ueberzug bekleidet ist und entweder bald nackte, kolbige Aeste unregelmäßig zu beiden Seiten treibt, bald wirkliche Blätter an den Zweigenden hat. Der Stamm ist dünn und geht aus, während die Pflanze selbst ins Endlose fortwächst. Der Blüthentang ist strauchartig ästig, sitzt auf dem Boden fest, hat eine knorpelartige Festigkeit und lebhaft rothe Farbe. Er liebt warme Meere. Es gibt sehr nützliche Gewächse unter den Tangarten, wovon manche einen süßen, nahrhaften Zuckerstoff enthalten, und besonders in nördlichen Gegenden von Menschen und Vieh genossen werden. Wie man bei uns die Schafe im Grünen, auf Feld und Haide weiden sieht, so sieht man sie auf Island öfters an der öden

Meeresküste stehen und nach dem Tang haschen, den eine Welle ans Ufer hinan hebt. Der irländische Fischer wagt sein Leben, um eine Ladung Carraghen (welcher als Arznei für Brustkranke empfohlen wird) der Strömung zu entreißen und dem Apotheker zu verkaufen. Die Bewohner der Normandie schaffen den angeschwemmten, verwesenden Tang meilenweit ins Land, um ihre Aecker zu düngen. Andere beschäftigen sich damit, aus der Tangasche Soda und Jod zu bereiten. —

Zwei Arten des südlichen Polarmeers zeichnen sich durch ihre Größe aus. Der oft 1000 Fuß lange Blasentang gedeiht da, wo das Wasser dem Gefrierpunkt nahe steht, und hat eine olivengrüne oder carmosinrothe, auch lebhaft violette Farbe. Sein Laub ist lang und vielgestaltig. Der Bandtang wächst südlich vom Cap der guten Hoffnung und hat gefingertes Laub. An den Falklandsinseln findet man außerdem noch die Lessonia, die einem Apfelbaum gleicht, einen 5—10 Fuß langen aufrecht stehenden Stamm von 6 Zoll Dicke, gabelartige Zweige, grasartige Blätter und Früchte hat. Sie klammert sich mit ihren Wurzeln am Felsen an und läßt ihre langen Blätter wie die Weide in's Wasser hängen. Andere Tange wachsen schief aus dem Boden empor und lassen ihre 300 Fuß langen Zweige an der Oberfläche des Meeres dahin wallen. Außer den Tangen wachsen im Meere noch Meerlattiche mit gekräuselten, purpurrothen Blättern, klumpige, faustgroße, durchlöcherte Seeschwämme, quirlförmig verzweigte Röhrenalgen mit rothgefärbten Bläschen voll beweglicher Fäden u. s. w. Diese Pflanzen bilden die unterseeischen Waldungen, indem sie in buntem Gemisch und mannigfacher Verflechtung durcheinander wachsen, ihre Zweige

verschlingen, hier Lauben und Gänge, dort unentwirrbares Dickicht bilden, hier freies Wiesenfeld offen lassen, wo kleinere Meerpflanzen die rosenrothe Rasendecke bilden. Da schillern und blitzen die bunten Farben der verschiedenen Arten durcheinander, die bei jedem Wellenschlage und der dadurch veränderten Lichtbrechung in andern Farben spielen. Millionen von Seethieren der verschiedensten Art nähren sich von diesen Pflanzenmassen, welche mit großer Raschheit wachsen und vergehen. Und durch dieses traumhafte Farbenspiel rudern buntfarbige Muscheln und schillernde Fischchen; langsam an den Stengeln kriechen weidende Schnecken, an den Bäumen nagen die 20 Fuß langen, grauhaarigen Wallrosse, stark durch mächtige Hackenzähne; es nährt sich an ihnen der riesige Dugong, die Sirene der Fabel, der eben so lange plumpe Manati, das noch längere Borkenthier mit seiner runzligen Haut, die wie Eichenrinde aussieht, der wandernde 30 Fuß lange Haifisch, der dichtbehaarte Seehund und die schwerfällige Schildkröte.

Siehe, wie diese Riesenkühe des Meeres einander von den besten Weideplätzen verjagen, wie der Seehund flüchten muß, wenn das Wallroß naht, wie heftig das Borkenthier an den Zweigen reißt, daß die angeklammerten Schnecken klappernd herabfallen! Eben weiden die Heerden in behaglicher Ruhe in der dämmerigen Kühle des Meerbodens, da schleicht ein hungriger Hai heran; seine glasigen Augen leuchten im gelben Glanz der Eulenaugen und suchen ihre Beute. Bald bemerkt ihn der Seehund und flüchtet in das dichteste Gebüsch des Tangwaldes. Im Nu verändert sich die Scene. Die Muschel klappt ihr Gehäuse zu und stürzt sich in die Tiefe, die Schildkröte kriecht unter ihr Horndach und läßt sich rasch

zu Boden sinken, die tändelnden Fischchen verschwinden unter den Zweigen der Makrocystis, die Krebse schlüpfen unter deren Wurzeln; das junge Wallroß aber — das wendet um und kehrt dem gefährlichen Feinde die scharfen Stoßzähne entgegen. Der Hai sucht ihm die wehrlose Seite abzugewinnen. Der Kampf beginnt, er zieht sich hinein in den Tangwald, in dessen Zweigen die Kämpfer sich hier und dort mit ihren Flossen verwickeln, bis es dem gewandteren Hai gelingt, dem Gegner die Seite zu zerfleischen, worauf dieser voll Todesangst Rettung durch die Flucht in den Wald sucht; hier rennt er sich aber fest und wird von dem Sieger verzehrt.

3.

Zu diesen Tangwaldungen müssen wir noch die Blumengärten der Korallengewächse fügen, um ein schönes, landschaftliches Bild zu bekommen. Die Korallenbäume sind die Blumengewächse der Meeresgärten, die an buntem Farbenglanz die Blumen der Lichtwelt weit übertreffen; und wenn die Lichter der Oberwelt erblassen, da leuchtet und funkelt es in geisterhaftem Glanze in den Gärten der Meerestiefe, da wimmelt es von zahlreichen Funken und Flämmchen unter der Glasdecke der Gewässer. Und was kein Baum der Oberwelt vermag, das kann der Thierblumenbaum des Meeres: er wandelt, obschon einfüßig, auf und ab auf den Zauberbeeten des Wasserreichs; denn einige Polypen sind wandernde Pflanzen und können sich mit ihrem kalkigen Stammende von dem Boden losmachen und weiter bewegen. Ja, was kein Baum der Welt zu vollbringen im Stande ist, das vollführt der Polyp, der kaum erbsengroß ist: er baut große gewaltige

Steinburgen, haushohe Schlösser in seinen Korallenriffen und Koralleninseln, die den Menschen eine willkommene Heimath bieten, und auf denen die schlanke Kokospalme ihre grüne Blätterkrone im Meereswinde wiegt. Wie mühsam baut der Mensch seine Uferdämme gegen die andringenden Meeresfluthen, wie klappern und rasseln dabei seine Dampfmaschinen! Die winzigen Polypen führen dagegen in geräuschloser Beharrlichkeit den ewigen Kampf gegen die anprallenden Sturmwellen, sie bauen Jahrhunderte um Jahrhunderte an ihren Dämmen, und siehe! meilengroße Seen schließen ihre Ringmauern vom Meere ab, so daß man mitten in dem unermeßlichen indischen Ocean hundert solcher Binnenseen findet. Das ist die Macht des Kleinen!

Zauberisch liegen sie da, die Koralleninseln der Malediven (in Ostindien). Ein kokosgrüner Korallenring umschließt ein stilles, schimmerndes Binnenmeer mit weißem Sandgrund, der bei senkrechter Beleuchtung lebhaft grün schimmert, während an der Außenseite die dunkeln Wogen des Meeres sich in weißen Schaumwellen an den Klippen brechen. Bei den Inseln der Südsee umgeben Korallenriffe mit ihren Palmen oft in meilenweiter Entfernung eine Berginsel, an deren Fuße eine üppige Tropenbaumwelt wuchert. An der Innenseite des burgwallähnlichen Riffs steht das Wasser still und wärmt sich behaglich im Glanze der Tropensonne, an der Außenseite aber tobt der Vernichtungskampf, da zürnende, schaumbedeckte Wogen gegen das Riff anrennen, um es zu durchbrechen, Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein. Doch kämpft der Polyp muthig und siegreich gegen das unermeßliche Weltmeer! Und wenn alle Völker der Erde ihre Macht vereinigten, sie würden nicht die kleinste dieser Korallenbänke

im Weltmeere zu bauen vermögen; die Koralle aber baut einen Theil der Erdrinde!

Was sind denn aber diese mächtigen Polypen, diese Inselbauer? Sie sind kleine, gallertartige Thierchen, von der Größe eines Stecknadelkopfes, die einen Mund, einen Darmkanal und um den Mund herum mehr oder minder viel Fangarme haben, mit denen sie nach Beute haschen. Jeder Arm ist mit einer Menge kleiner Erhabenheiten bedeckt, aus denen ein langer spiralförmig aufgewundener Faden mit einem Widerhaken am Ende herabhängt. Da nun der Polyp viele Fangarme hat und an jedem sehr viel solcher Erhabenheiten, so müssen wir ihn uns als ein Raubthier denken, das mit hundert Angelschnüren nach Beute fischt. Der einzeln lebende Polyp hat einen leder- oder hornartigen Fuß, mit dem er sich am Boden festsaugt und meistens zeitlebens an demselben Orte bleibt. Entbehren polypenartige Schleimthiere diesen Fuß und schwimmen sie frei umher, so heißen sie Medusen und Quallen, die man sich oft wie ein lose schwimmendes Gehirn mit herabhängenden Nervenfasern vorstellen muß. Sie haben die Gestalt eines Pilzhutes, von dem herab zahllose fadenartige Fangarme hängen, und werden oft faustgroß. Da die Berührung mit ihren Fangarmen ein Brennen gleich dem Nesselblatte hervorbringt, so nennt man sie auch Meernesseln. Sie haben einen starken phosphorischen Glanz und sind oft in Millionen neben einander.

Die meisten Polypen bewohnen ein gemeinsames Gehäuse, in dem jeder Polyp seine besondere Zelle hat, aber durch einen Kanal mit dem Hauptstock in Verbindung steht und mit seinen Brüdern in Gemeinschaft lebt: denn was der eine von ihnen genießt, das nährt auch alle andern zugleich. Diese

Zellen stehen entweder röhrenartig senkrecht neben einander, oder sie brechen auf der Seite als Aeste dicht neben einander hervor, oder sie wachsen wie Blüthen an einem Mandelbaum hier und dort an dem Zweige, oder bilden eine Schleimhaut über den ganzen Stock. Viele dieser Polypengewächse muß man sich als blattlose Gesträuche oder niedrige Bäume von rother, grüner, gelber und schwarzer Farbe vorstellen: es sind Versteinerungen abgestorbener Gewächse.

Die Polypen wachsen nur bis zu einer gewissen Tiefe, etliche gehen bis 1000 Fuß hinab, andere bis 500, wieder andere nur 20—50 Fuß. Die Riffe bauende Koralle muß immer in einer bestimmten Entfernung von der Oberfläche des Meeres bleiben, weil sie sonst sogleich abstirbt. Die Höhe der Korallengewächse ist sehr verschieden, einige sind nur einen Zoll hoch, andere erreichen die Höhe von mehreren Ellen und die Dicke eines mäßigen Birnbaums.

4.

Blicken wir nun nochmal hinab in die Zaubergärten der unterseeischen Mährchenwelt! Der gelbe Tang schlingt sich um die zinnoberrothe Koralle, über welche hin die Nautilusmuschel schifft mit ihren segelartig ausgespannten Armen. Die auffallend herrlichen Farben, das Funkeln und Flimmern der Thiere und Gewächse versetzt uns in eine Feenwelt mit ihren Krystallschlössern und Wunderblumen. Welch wunderbares Leben an den Korallenbäumen, welch blendendes Leuchten der Medusen durch die Purpurgipfel der Tangpalmen, welch Funkensprühen durch die blauen und olivengrünen Hecken der Röhrenalgen: als jagten sich millionen Feuerwürmchen durch dieselben! Welche Fülle seltsamer Muschel-, Krebs- und Fisch-

gestalten, bald klumpig, bald wie zusammengerollte Stachelballen, bald wie langgezogene flatternde Bänder; hier rund, dort thurmartig mit zierlich ausgezackten Spitzen; hier mit langen Stoßzähnen, mit zackiger Säge bewaffnet. Hier glozen glasige Augen in unheimlichem gelbem Schein, dort schaut menschenähnliche Klugheit aus schwarzen Augen. Man könnte tagelang hinabschauen in die Tiefe und würde immer Stoff zur Bewunderung finden. Der schönste Mährchentraum einer Kinderphantasie verwirklicht sich hier. Sieh dort: die hellrothen und goldgelben Stab- und Moospflänzchen, sie haften am Boden wie hängengebliebene Sonnenstrahlen, während die Kiefern und Palmen des Meeres grünlichgolden schimmern, als wären sie umstrahlt vom brennenden Abendroth. Zackige Seesterne irren durch die Waldwiesen, buntgestreifte Muscheln haften wie versteinerte Blumenblätter an den Stämmen, unförmliche Pottfische rudern in stummer Verwunderung durch diese Zauberwelt und gierige Haifische jagen nach spielenden Makrelen oder nach Seebarben, die am Tang nagen, während ihnen selbst der flinke Pilot vorausschwimmt. Die glänzende Meerotter sitzt auf den sanft sich wiegenden Meerpalmen, wo sie im Sonnenschein ausruht und das Haschen, Fliehen und Kämpfen um sich her ruhig beobachtet; oder sie blickt sinnend hinüber nach den Meerkühen, Wallrossen und Meermädchen, die auf freien Stellen des Urwaldes weiden.

Hier jagen sich die violett und goldgrün schillernden Isabellen und die feuergelb, schwarz und zinnoberroth gestreiften Koketten; dort schießt wie ein Silberband mit rosigen und azurnen Lichtern der 5 Fuß lange Bandfisch durch die Gebüsche, zwischen denen fabelhafte Sepien in Regenbogen-

farben prangen. Und dieß Alles ändert jeder Windhauch; jede kräuselnde Bewegung schafft andere Lichtspiele. Des Nachts aber leuchten wie strahlende Sterne die Medusen und Krebse, und in grünlichem Lichte schwankt die am Tag zinnoberrothe Seefeder. Nachts funkelt es überall grün, gelb, roth, und durch diese Zaubernacht zieht still leuchtend der sechs Fuß große Mondfisch im Silberscheine durch das Gewimmel der leuchtenden Seesterne, während von der Küste Ceylon's her über den schillernden Meeresspiegel die singende Muschel wie eine Aeolsharfe ihre melancholischen Gesangtöne erklingen läßt, welche die Brandung des Meeres überklingen.

Das neue Jahr in Gurien.*)

Wochenlang sehen die Gurier mit größter Ungeduld dem neuen Jahr entgegen und Jeder nimmt zeitig so viel Hühner in seinen Hof und füttert sie, als Mitglieder in seiner Familie sind; den Tag vor dem neuen Jahr schlachtet jeder, der es auftreiben kann, sein Schwein und richtet das Fleisch auf den folgenden Tag her. Zugleich bringen Alle oft die nothwendigsten Dinge im Hause zum Verkauf, um sich einen guten Tag von dem erlösten Gelde zu machen, und wer es nicht vermag, den Tag auf gebührende Weise festlich zu begehen, hält sich für den unglücklichsten Menschen. Die ganze männliche erwachsene Bevölkerung bringt die Nacht auf dem freien Marktplatze des Orts zu, wo sie unter Spielen,

---

*) Gurien gehörte ehemals zu Georgien und ist seit dem Jahr 1810 eine russische Provinz im Kaukasus.

Gesängen und Gewehrabfeuern den Anbruch des Neujahrtages erwarten. Sobald der Tag graut, ertönt in allen Häusern das fröhliche Geschrei: „Wacht auf, der heilige Basilius kommt!“ Sogleich steht Alles auf und die Männer ziehen mit angezündeten Wachskerzen einzeln oder in Haufen an den Häusern herum. Sowie der Hausvater ihr Herannahen bemerkt, eilt er an die Thüre, schließt sie fest zu und wartet an der Schwelle. Der Haufe kommt an das Haus, stößt an die Thüre und ruft: „Mach' auf!“ Der Hausvater sagt: „Was bringt ihr?“

„Das Bild des heiligen Basilius, das Kreuz, Gold, Silber, kostbare Steine, kurz Alles — was nöthig ist!“

Nachdem diese Antwort dreimal gegeben worden, öffnet sich die Thüre, und zuerst tritt ein reich gekleideter Mann hinein mit einer Platte in der Hand, auf welcher Brod liegt und rund herum das Bild des heiligen Basilius, kostbare Steine, Früchte und ein Schweinskopf. Hinter ihm kommt ein Anderer mit einem Blumenstrauße, den sie Tschatschalaki nennen, worunter sie den Bart des heiligen Basilius verstehen. Dann folgen Andere, welche Gerste, Wein und verschiedene Vögel bringen. Jeder geht nun der Reihe nach zu den Anwesenden, sie wünschen einander Glück zum neuen Jahr und betasten Alles. Hierauf wird die Platte in die Mitte des Zimmers gestellt; Alle stellen sich herum, zünden Wohlgerüche vor dem Bilde des heiligen Basilius an und beten; ist diese Ceremonie vorüber, so wirft beim Hinausgehen Jeder etwas Holz ins Feuer unter dem Ausruf: cho! cho! choi!

Wenn sie auf diese Weise an allen Wohnungen herum gekommen sind, schießen sie eine ganze Stunde lang, und

gehen dann in die Kirche. Nach Beendigung des Gottesdienstes schmausen sie und sind lustig bis zum Abend. In der Dämmerung geht man in die Keller, stellt Lichter auf und bittet Gott um reichlichen Wein; dann schlagen sie mit der Axt an einen Trog und rufen mit lauter Stimme:

Aguna!*) komme zu uns,
Bei uns sind viel Trauben,
Bei ihnen nur Blätter!

Am andern Tage bringt in jedem Hause die Frau ein Gefäß voll Hirse, stellt es an das Hühnerhaus, füttert die Hühner und spricht: „Gebe Gott, daß ich im Laufe dieses Jahres so viele Hühner haben möge, als Körner in diesem Gefäß sind!“ Am dritten Tage bringen alle Bauern ihren Herrn Geschenke und bleiben bei ihnen zum Mittagessen.

Der verzauberte Meerbusen.

Wir befanden uns auf der Fahrt von der Possessioninsel, einer kleinen Guanorhede unfern der Südküste Afrikas, nach dem Wallfischbusen an dem Festlande. Der Wind wehte leicht und es war Mitternacht, ehe wir die Brandung an der Pelikanspitze (ein langer Seestreifen, welcher die Westseite des Wallfischbusens bildet) hörten; der Wind ging frisch mit sehr dickem Wetter und wir standen still bis zum Morgen. Bei Tagesgrauen hielten wir wieder vor der Pelikanspitze; da der Wind jetzt von Südosten blies, also

*) Der Engel des Weinstocks.

gerade ab von der Bay, fanden wir für nöthig, hinein zu arbeiten. Wir gelangten vor Abend hinein und kamen nahe genug, um dicht am Strande an der Ostseite des Busens, gegenüber der Pelikanspitze, ein kleines, aus Brettern erbautes Vorrathshaus zu gewahren, mit einem daran stoßenden Dreieck, „einer Scheere," wie man es zum Füttern des Schlachtviehs braucht.

Der Wind blies uns indessen beständig entgegen, und wir waren unfähig, vor Sonnenuntergang eine Landung zu bewerkstelligen und also gezwungen, wieder hinaus in die See zu gehen. Als der Abend sank, zog der Wind gerade nach Südwest, und trieb uns mehr und mehr landwärts nördlich vom Busen bei der Mündung des Swakopflusses. Meine Gefährten waren nun bereit, Alles mit einander aufzugeben, überzeugt, wir würden nimmer das Land erreichen. Sie fühlten sich völlig erschöpft und weigerten sich eine Weile, ihre Hand zur Bootsarbeit zu leihen, indem sie erklärten, daß Alles nutzlos und unser Fall ein verzweifelter sei. Endlich nach langem Zureden brachte ich es dahin, sie noch zu einem weiteren Versuch zu bewegen.

Zum guten Glück kam bald nach Mitternacht der Wind von nordwärts und machte es uns möglich, wie wir meinten, unmittelbar vor der Bay zu halten. Wie groß aber war unser Staunen und Schrecken, als wir beim Aufgehen der Sonne über den östlichen Bergen entdeckten, daß wir uns einer Küste näherten, die uns völlig unbekannt! — Ueber unserem rechten Schiffbordsbogen, wo wir die Pelikanspitze zu erblicken dachten, lag eine niedrige, uns ganz fremde Sandinsel; andere Inseln lagerten sich gerade häuptlings zwischen uns und den Bergen, Hütte und Scheere waren

nunmehr hier zu sehen. Wir wußten nicht — was daraus machen! Ich fing an zu fürchten, daß wir durch eine Strömung an einen Platz geführt würden, der auf der Karte als Sandwichhafen angegeben ist, etwa 30 Meilen südlich von der Wallfischbay. Begreifen konnte ich freilich nicht, wie wir in so kurzer Zeit so weit kommen konnten. Noch standen wir in großer Verwunderung still, als Frederik Norn plötzlich rief: „Seht, da ist eine Frau in einem weißen Shwal auf dieser Insel!" Wir schauten und gewahrten wirklich etwas, das der Beschreibung glich. Allein während wir darüber zweifelten und muthmaßten, entfaltete plötzlich die vermeintliche Frau ihre Schwingen und flog davon in der Gestalt eines Pelikans mit braunen Flügeln und weißem Nacken und Kopf. Herzlich lachten wir über Fred's Irrthum, waren aber zugleich verblüfft darüber, wie es kam, daß wir die Täuschung erst entdeckten, als der Vogel davon flog, während die Entfernung doch nicht so beträchtlich war, um einen solchen Wahn zu erzeugen.

Zuletzt als wir uns nach dem Lande richteten, schrie Einer: „Da ist ein Dorf und Leute stehen dabei!" Und gewiß, — da waren sie! gerade vor uns und wie es schien, keine halbe Meile fern. Da lag über dem Gestade eine Reihe Hütten mit runden Dächern, und die Leute, in verschiedenen Farben gekleidet, standen vor den Thüren, als wollten sie unsere Bewegungen erspähen. Die kleinen, nackten, braunen Kinder konnte man genau unterscheiden, wie sie am Rande des Wassers umherliefen. Das Volk schien zahlreich, und wir waren anfangs ungewiß, wie wir uns verhalten sollten. Endlich nach kurzer Ueberlegung beschloß ich, eine Landung für mich allein zu wagen. Während ich

einen Theil meiner Kleider abwarf, um an das andere Ufer zu schwimmen, und meine Uhr und andere kleine Gegenstände Frederiken in Verwahrung gab, befahl ich meinen Gefährten, im Fall daß mir ein Leid zustieße, unverweilt sich nach einem nördlich an der Küste gelegenen Ankerplatz zu verfügen, wo sie möglicherweise ein Handelsschiff finden, oder sich doch Vorräthe am Lande verschaffen könnten.

Darauf sprang ich in die Fluth. Aber siehe da! das Platschen, das ich erregte, hatte eine wunderbar zauberische Wirkung: der ganze Volkshaufe am Strande, groß und klein, grau, roth und braun, erhob sich augenblicklich in die Luft und flog davon als eine Wolke von Pelikans, Flamingos, Sandpfeifern und andern Vögeln. Nun stieg unser Staunen auf den höchsten Grad. Wir waren zu sehr verwundert, um über unsere Täuschung zu lachen. Wir richteten uns wieder gegen das Gestade, erreichten es und landeten. Wie wir auf das vermeintliche Dorf losgingen, erwies sich dieses als das Skelett eines ungeheuren Wallfisches, dessen gewölbte Rippen das Ansehen einer Hüttenreihe der Eingebornen angenommen hatten. Dennoch schien es sehr seltsam, daß wir in so geringer Entfernung so völlig getäuscht werden konnten. Als wir uns umsahen, bemerkten wir, daß nicht nur der Boden, auf welchem wir standen, eine Insel, sondern auch mit kleinen, sandigen Eilanden umringt war, zwischen denen das Meer auf die seltsamste Weise hin- und herströmte.

Meine Gefährten geriethen jetzt in große Bestürzung, behaupteten, wir würden Alle untergehen, wofern wir hier blieben und drangen darauf, dieses unbekannte und trostlose Bereich zu verlassen, und nach der Wallfischbay auszusehen. Um sie zu beruhigen und die Ungewißheit unserer Lage auf-

zuhellen, beschloß ich, eine Untersuchung anzustellen. Wir kehrten demnach zu unserm Boote zurück und entfernten uns vom Lande, um einen klaren Horizont zu gewinnen. Indem ich den Stand der Sonne beobachtete und die Berechnung machte, fand ich, daß wir genau in dem Breitengrad vom Wallfischbusen waren. Die andern dachten, ich täusche sie; aber da ich fest fühlte, im Rechte zu sein, entschied ich mich, wieder gegen die Küste zu fahren, in der Hoffnung, das Geheimniß werde sich aufklären.

Und nun zeigte sich ein wunderbarer Wechsel: die Sonne, die den Meridian durchschnitten hatte, schien nun mit einer westlichen Neigung. Ueberdieß hatte sich eine scharfe Luft erhoben und den Nebel zerrissen, der über dem Lande hing. Dadurch und durch den Wechsel im Stande der Sonne war die Fata Morgana verschwunden, die uns in solche Verwirrung gestürzt. Jeder Gegenstand trat uns nun bekannt entgegen, wie wir ihn am vorigen Nachmittag erblickt; da war die Pelikanspitze mit dem Wallfischskelette und den Hunderten von Vögeln umher, nicht mehr vergrößert durch den trügerischen Nebel, sondern in ihren natürlichen Verhältnissen. Die Streifen, welche eine Insel gebildet hatten, waren nun in trockenes Land verwandelt, gleich wie die vermeintliche See, welche um die Sandhügel fluthete und sie wie Eilande umgab. Auf der entgegengesetzten Seite der Bai trat das Vorrathhaus und das Dreieck, welche der Nebel umhüllt hatte, deutlich hervor. Die Quelle unseres Wahns war nun entdeckt, und als wir unsere Mühen und Aengsten den Missionären erzählten, vergnügten sie sich an diesem Bericht und sagten, daß sie anfangs häufig, sowohl in der Bai, als auf Reisen durch die Umgegend, durch den täuschenden Schein des

Luftbilds geäfft worden, und daß es einiger Zeit bedürfe, sich so weit daran zu gewöhnen, um sich nicht davon verwirren zu lassen.

Die Gaunerherbergen in Mexiko.

Der Fremde, welcher in Mexiko das Volksleben kennen zu lernen Lust hat, mag sich wohl bedenken, was er unternehmen will, und muß die Augen „zum Zerplatzen aufsperren," wie man in Missouri (einem Staate in Amerika) zu sagen pflegt; denn hier gibt es keine Polizei, die ihm zum Führer und Beschützer dienen könnte, wie in London, wenn er dort die Schenken des Pöbels oder Gaunerherbergen betrachten will; hier muß Jeder sich auf seine eigene Kraft und sein Messer, seine Geistesgegenwart und sechsläufige Pistolen verlassen. Aber selbst mit allen diesen Hilfsmitteln versehen, bleibt es immer ein gefährliches Experiment, und man thut am besten, wenn man es nicht unternimmt. Wenn aber der neugierige Fremde die Landessprache erträglich gut spricht und mit seinen Piastern nicht knauserig ist, so kann er ohne große Gefahr das Unternehmen schon wagen und etwas daraus lernen.

Eines schönen Abends verließ ich in mexikanischer Tracht meine Wohnung, um das Abenteuer zu unternehmen, und zwar in Begleitung eines gewissen Jose Maria Canales, eines Erzgauners, der in den verschiedenen Lebensverhältnissen, vom Dragonerobersten bis zum Stallknecht herab, die ganze Republik Mexiko durchstreift und zu seiner Zeit ebensowohl in den Gemächern des Palastes der Vicekönige, als in denen

der Acordada (eines Gefängnisses) und mancher anderer Behausungen, die zwischen Palästen und Gefängnissen stehen, gewohnt hatte. Unser erster Besuch galt der classischen Umgebung der Acordada. Es ist dieß ein Gefängniß, welches eine solche merkwürdige Sammlung von Bösewichten enthält, als je eine europäische Stadt sie nur aufweisen kann. Wie jener Weltweise, der während einer Seeschlacht seinen Kopf durch das eben von einer Kanonenkugel geschlagene Loch steckte, weil das der sicherste Platz im Schiffe wäre, so haben auch die Gauner und Diebe aller Art, die Mörder, Straßenräuber, Falschmünzer rc. ihren Lieblingsaufenthalt dicht vor der Nase des Galgens und Kerkers gewählt. Mein Begleiter war darum in dieser Gegend vollkommen zu Hause. Er schlug mir vor, zuerst eine berühmte Pulqueria (Schenke) zu besuchen, wo er mich mit einem „Caballero" bekannt machen wolle, der gehörig Bescheid wisse und uns sagen könne, welche Belustigungen an diesem Abend im Gange sein würden. Wir gingen also in die Schenke; es war eine kleine schmutzige Kneipe, gefüllt mit Männern und Weibern der niedersten Klasse, welche einen mir gänzlich unverständlichen Jargon (verdorbene Sprachart) redeten und das Lieblingsgetränk der Mexikaner, Pulque, tranken. Mein Begleiter führte mich durch das Gedränge zu einem Manne, der eine Art Sack statt Rockes trug, aber kein Hemd, und seinen zahlreichen Gästen Pulque einschenkte. Diesem stellte er mich vor als einen Fremden — „einen englischen Caballero, seinen genauesten Freund". Der Wirth reichte mir höflich die Hand, indem er mich versicherte, daß ich sein Haus, mit allem was darin sei, als mein ansehen möge, und bat uns, Platz zu nehmen, während er uns ein paar große grüne Humpen voll Pulque

einschenkte. Bald aber war bekannt geworden, daß ein Fremder im Zimmer sei; denn trotz meiner mexikanischen Tracht hatte man mich gleich ausgewittert und die Worte: „Fremder, Texaner, Yanki und Esel“ waren sehr deutlich zu hören. Der ganze Haufe umgab mich, die Weiber drängten sich durch, à ver el burro (um den Esel anzusehen), und mehrfache Drohungen von Züchtigung und Hinauswerfen ließen sich vernehmen. Da ich jetzt einsah, daß die Sache bedenklich werden konnte, so erhob ich mich, legte meine Rechte auf's Herz und versicherte die Caballeros und Senoritas, daß sie in einem kleinen Irrthum befangen wären, trotz meines weißen Gesichtes sei ich weder ein Texaner, noch ein Yanki, also auch kein Esel: sondern ein Engländer, dem das Wohl der Republik Mexiko sehr am Herzen liege. Meine Liebe zu ihnen und mein Haß gegen ihre Feinde sei auch so groß, daß ich es in Worten gar nicht ausdrücken könnte; um dieses aber zu beweisen, sei meine einzige Hoffnung, daß sie die Güte haben wollten, ein Dutzend Krüge Pulque auf meine Rechnung mit aller Muße zu leeren. Ich bitte, solche als ein Zeichen meiner Freundschaft anzunehmen.

Dadurch wandte sich das Blatt im Augenblick, und Alle riefen durcheinander: „Es lebe der Engländer! Es sterben die Yankis! Wir wollen uns und den Pulque leben lassen!“

Dabei drängten sich die schmutzigen Kerle und halbtrunkene Weiber heran, mir die Hand zu schütteln.

Nachdem wir die Kneipe verlassen hatten, besuchten wir, ohne Argwohn zu erregen, die Höhlen, worin solche Menschen die Nacht zubringen. Es waren schmutzige Keller, wo Männer, Weiber und Kinder in ihre Sarapes (Decken) gewickelt schliefen, oder in Gruppen beim Kartenspiel saßen und ge-

waltig rauchten, auch sich zankten und schlugen. In einem dieser Keller hörten wir eine Frau in einer Ecke seufzen, und indem ich ihr so nahe trat, als die hier herrschende Finsterniß gestattete, sah ich einen blassen, sterbenden Mann auf einer Decke liegen. Sein Blut strömte aus einer Wunde in der rechten Brust hervor, und ein halbnacktes Weib bemühte sich vergebens, es zu stillen. Er hatte eben einen Messerstich von einem Lepero (ein Lazarone Mexiko's) erhalten, mit dem er beim Spiel in Streit gerathen war, und welcher ganz ruhig neben dem Verwundeten saß und mit einem Andern fortspielte, während er sein blutiges Mordmesser vor sich auf die Erde gelegt hatte. Die Wunde war offenbar eine tödtliche, aber keiner der Anwesenden bekümmerte sich nur im geringsten um den Sterbenden, mit Ausnahme des Weibes, welches mitleidig ihm zu helfen suchte.

Als wir in diesen Höhlen des Verbrechens alle möglichen Abscheulichkeiten gesehen hatten, schlugen wir einen Weg quer durch die Stadt ein und kamen in die Vorstadt, welche Barrio de Santa Anna heißt. Dieses Quartier wird von einer vornehmen Spitzbubenklasse bewohnt und hier finden sich die Ladrones à Caballo oder die berittenen Straßenräuber zusammen, welche die geraubten Pferde und Maulthiere hieher bringen. Es wird auch viel von den Arrieros (Maulthiertreibern) besucht. Dieses sind Leute, welchen man in ihrem Geschäfte ungezählte Summen Goldes sicher anvertrauen kann, die aber, wenn sie keine Geschäfte haben, eben so gewissenlos sind, als ihres Gleichen. Sie sind übrigens muntere Gesellen und die besten Reisegefährten, verdienen viel Geld, bleiben aber beständig arm, weil sie verschwenderisch leben. Deßhalb sagt der Mexikaner von einem Verschwender: „Er verzehrt

sein Geld wie ein Maulthiertreiber." In einer von Leuten der erwähnten Sorte vielbesuchten Schenke war gerade ein großartiger Fandango (Tanz) im Gange. Es war ein Zug Maulthiere mit Waaren von Durango angekommen, und nun feierten die dazu gehörigen Treiber ihre glückliche Ankunft mit einem Balle, wozu sie ihre guten Freunde eingeladen hatten. Mein Begleiter war einer dieser guten Freunde und stellte mich hinwiederum als seinen sehr speciellen Freund vor. Das Fest war im Freien, da kein Zimmer im Hause alle Gäste hätte aufnehmen können. Im Hofe wurde getanzt. Die Musikanten mit zwei Guitarren und einem Tamburin saßen im Thorwege, und Pulque nebst Branntwein war reichlich vorhanden. Einige der Frauenzimmer waren sehr malerisch gekleidet und alle trugen schweren goldenen und silbernen Schmuck. Ebenso waren sämmtliche Männer im schönsten mexikanischen Putz, und ihre Trachten die der verschiedenen Provinzen, woher sie kamen. Die Tänze waren dem Fandango und dem Arabe der Spanier entfernt ähnlich. Einige sollten verschiedene Handwerke und Beschäftigungen darstellen; so wurden z. B. el Zapatero (der Schuhmacher), el Sastroncito (der kleine Schneider), el Espadero (der Fechter) und a. m. häufig verlangt, wobei die Guitarrenspieler den Takt des Tanzes angaben und dazugehörige Lieder sangen. Es ging ganz friedlich auf diesem Balle zu, und bis zu dessen Ende war Alles guter Laune. Als aber gerade der letzte Tanz mit verdoppelter Anstrengung getanzt wurde und die Musikanten, begeistert von Pulque, die schlaffen Saiten ihrer Guitarren kräftiger anzogen, während die Tänzer sämmtlich im Chor brüllend sangen, ließ sich plötzlich durch den ganzen fürchterlichen Lärm ein durchdringender Schrei in einer Ecke

des Hofes hören, wo eine Schaar von Männern und Weibern zusammenstand. Da die Tanzenden alle nach dem Platze eilten, wo der Schrei hörbar geworden, so war damit der Ball beendigt. Zwei Männer mit blanken Messern in der Hand suchten sich den Armen mehrerer Weiber zu entwinden. Die Weiber wollten Blutvergießen verhindern; dabei hatte deren eine eine schlimme Wunde erhalten und durch ihren Schmerzensschrei die Tanzenden verscheucht. „Was geht denn hier vor?" fragte ein baumlanger kräftiger Duranguenno (Mann aus Durango), indem er sich mit den Ellenbogen durch den Menschenknäuel drängte.

„Was wollen diese Kampfhähne? Fechten? Gut, wir wollen das Stiergefecht einmal mit ansehen!" rief er laut lachend. In einem Augenblicke hatte sich ein Kreis gebildet, aber Männer und Frauen blieben in gehöriger Entfernung von dem Bereiche der Messer. Zwei Männer hielten die beiden Kampflustigen fest, welche — ihre Mäntel um den linken Arm gewickelt, mit ihren wuthfunkelnden Augen ebenso aussahen wie ein paar Bulldoggen, die sich anpacken wollen; dann wurden sie auf ein Signal losgelassen, und nun stürzten sie mit Geschrei und geschwungenen Messern auf einander zu. Die Sache war aber bald zu Ende, denn schon beim ersten Stoß wurden die Muskeln des rechten Arms des einen Kämpfers durchschnitten und sein Messer fiel ihm aus der Hand. Indem der Andere gerade im Begriff war, seinem entwaffneten Gegner das Messer in den Leib zu stoßen, stürzten die Umstehenden hinzu und hinderten ihn daran. In demselben Augenblicke erschien eine Patrouille mit Bajonett auf dem Gewehre im Hofe, und nun dachte Jeder an's Fliehen; denn wurde man gefaßt, so konnte man sicher sein,

die nähere Bekanntschaft der Zellen in der Acordada zu machen, weil man bei einem Streite zugegen gewesen, worin Messer gezückt worden. Ich floh rasch aus der Pforte auf die Straße, verfolgt von einem Paar Soldaten, und gelangte glücklich in mein Bett, als eben der Anbruch des Tages die Spitze der Kathedrale vergoldete.

Die Todtenklage bei den Sardiniern.

In vielen Ortschaften im Innern Sardiniens hat sich noch die uralte Sitte der Todtenklage erhalten. Der Leichnam wird in die Mitte des Zimmers gelegt, das Gesicht nach der Thüre gewendet, und um ihn versammeln sich die Verwandten und Freunde nebst einigen Frauen, welche umsonst oder für Bezahlung den Verstorbenen beklagen und dessen Lob besingen. Diese Klageweiber sind mit schwarzen wollenen Röcken bekleidet, woran eine Art von Kapuze befindlich ist. Zuerst geben sie keinen Laut von sich und sehen aus, als ob sie gar nicht wüßten, daß in der Familie sich ein Todesfall ereignet hat. Plötzlich aber, wie zufällig, gewahren sie die Leiche, und Alle zusammen fangen nun an zu weinen und zu klagen, mit den Zähnen zu knirschen und unter Seufzern und lauten Ausbrüchen das Haar auszuraufen, auch sich zur Erde zu werfen, wobei sie die geballten Fäuste wie Rasende zum Himmel emporheben und Geberden und Zeichen eines wahren heftigen Seelenschmerzens zur Schau tragen. Wenn dieser Lärm sich ein Bischen beruhigt hat, so beginnt eine derselben eine selbsterfundene Todtenklage, einen Lobgesang für den Verstorbenen, wobei die ganze Versammlung am Ende jeder

Strophe als Chor mit dem Schmerzensrufe: Ahi! Ahi! Ahi! (Ach!) einfällt.

Eine dieser Todtenklagen ist z. B. folgende:

Jüngling! in deiner Lebenskraft
Glaubtest du dem Tod entfernt,
Und doch war er dir schon nahe
Und faßte dich mit seinen Klauen.
  Ach mein Geliebter, ach mein Herz!
  Ach! Ach! Ach! Ach!

Auf meine Glückseligkeit
Folgte der Kummer,
Und wer weiß wie viele Jahre
Er in mir dauern wird.
  Ach mein Geliebter, ach mein Herz!
  Ach! Ach! Ach! Ach!

Der Inhalt der Todtenklage hängt von dem betreffenden einzelnen Falle und den Verhältnissen des Verstorbenen und seiner Angehörigen ab. Der Styl und die Weise des Liedes richtet sich nach dem Stande und Alter des Todten, aber gewöhnlich werden das Lob seiner Tapferkeit, die Tugenden seiner Ahnen, die Zuversicht, daß er solche übertroffen haben würde, wenn er länger gelebt hätte u. s. w. darin eingeflochten. Auch wird wohl eine Strophe voll Complimente den Fremden gewidmet, welche ihren Beileidsbesuch machen. Wenn aber Jemand von einem Feinde aus „Vendetta" (der unter den Sardiniern allgemein herrschenden Blutrache) getödtet ist, dann lassen die Klageweiber keine Töne des Schmerzes und des Kummers erschallen, sondern nur Ausrufe der Wuth, des Hasses und der Rache; dann reizen sie die Gefühle der

Verwandten mit aller Kraft an, dann zählen sie die ermordeten Mitglieder jeder Familie auf; sie wiederholen die zugefügten Kränkungen und Beleidigungen, rufen Gott, so wie Ehre und Pflicht an, und gebrauchen jedes Mittel, um zur Rache aufzustacheln. Die Regierung hat mit Recht diese Todtenklagen als Thorheiten und Komödien verboten, dennoch kommen sie noch immer vor; denn das Vorurtheil ist so groß und die Meinung ganz allgemein, daß sowohl der Verstorbene als dessen überlebende Verwandte entehrt sein würden, wenn man dem Andenken des Entseelten nicht diesen Beweis der Achtung darbrächte.

In einigen Theilen von Sardinien herrschte die Sitte, daß die Wittwe eines Ermordeten in ihrem schönsten Putze, aber mit aufgelöstem Haar, das über ihre Schultern und Nacken herabhing, in Begleitung ihrer Verwandten vor der Obrigkeit erschien und öffentlich nicht etwa — Gerechtigkeit, sondern Rache gegen die Mörder ihres Mannes forderte. Bei ihrer Rückkehr in die Wohnung legte sie die Festtagskleider ab, und zog solche so lange nicht wieder an, als sie ungerächt Wittwe blieb.

Das Baden der Pilger im Jordan.

Der Reisende Lynch gibt eine Schilderung der Pilgerschaaren, welche jährlich in das gelobte Land kommen und unter Andrem in demjenigen Theile des Jordans baden, wo Johannes der Täufer sein Amt ausgeübt hat.

Das Baden dieser Pilgrime muß wirklich ein ganz un-

gewöhnliches Schauspiel sein, und der Augenzeuge Lynch erzählt:

„In wilder Hast, die einer unordentlichen Flucht glich, kamen Copten und Russen, Polen, Armenier, Griechen und Syrier, Leute aus allen Theilen von Asien, Europa und Afrika, ja selbst aus Amerika herbei, Männer, Weiber und Kinder, von jedem Alter und jeder Farbe, und in allen möglichen Costümen, schwatzend, schreiend, jauchzend in fast allen Sprachen der Erde. Auf Kameelen, Pferden und Eseln, viele Weiber und Kinder in Körben oder in Käfigen eingeschlossen, die Augen gegen den Strom gerichtet, eilten sie, nicht achtend die mancherlei Hindernisse, die ihnen entgegenstanden, eifrig vorwärts, stiegen eilig ab, rissen die Kleider vom Leibe, stürzten am Ufer hinab, und warfen sich in den Strom. Alle schienen wie in e i n Gefühl versunken, und Keiner achtete im Mindesten auf den Andern. Jeder tauchte dreimal unter oder er wurde von Andern so oft untergetaucht, zu Ehren der Dreieinigkeit, dann füllte er eine Flasche oder ein anderes Gefäß aus dem Strom. Das Badekleid vieler Pilgrime war ein weißes Gewand mit einem schwarzen Kreuz darauf. Sobald sie angekleidet waren, schnitten die meisten Zweige der Agnus-Castus-Weide ab, tauchten sie in den heiligen Strom und nahmen sie mit fort zum Andenken ihres Besuchs.

Nach einer Stunde fing die Masse an zu verschwinden, und in weniger als drei Stunden zeigte die niedergetretene Oberfläche des eben noch gedrängt vollen Ufers keinen Schatten mehr. Der ganze Aufzug verschwand so rasch als er gekommen und ließ wieder Schweigen und Einsamkeit zurück in der Wüste. Es war wie ein Traum: eine ungeheure

Menschenmasse, die Einige bis auf 8000 Köpfe schätzten, war an unsern Zelten vorübergegangen und hatte nicht eine Spur zurückgelassen.

Ein Orkan in China.

China wird gegen Ende des Sommers, der vom Julius bis zum Oktober dauert, häufig von furchtbaren Orkanen heimgesucht, welche die Fremden mit dem Worte „Typhon" (eigentlich Te-fung, d. h. großer Wind) bezeichnen, und die schreckliche Verwüstungen sowohl auf dem Lande, als auf dem Meere anrichten. Da der Barometer den Orkan einige Stunden vorher anzeigt, so haben die fremden Schiffe Zeit genug, Masten und Raaen niederzulegen und einen sichern Ankerplatz zu erreichen, oder, wo dieser sich nicht findet, dem offnen Meere sich anzuvertrauen, so gefährlich es auch ist.

Während meines Aufenthaltes in China — erzählt ein Reisender — erlebte ich zwei dieser schrecklichen Orkane, den einen auf dem Meere, den andern am Lande. Bei dem ersten waren wir glücklich genug, in eine tiefe Bucht einzulaufen, wo wir an drei Ankern den Orkan in vollkommener Sicherheit überstanden. Der zweite Orkan fand statt am 21. und 22. August 1844, als ich mich in Ningpo befand, einer Stadt von etwa 380,000 Einwohnern an der Ostküste von China. Ich sah die Chinesen in der größten Bestürzung hin- und herlaufen, und hörte, daß sie einander zuriefen, der „große Wind" komme, wobei sie ihre Vorkehrungen dagegen trafen. Die Matten und Rohrgeflechte, welche zum Schutze gegen die Sonne über den Thüren und Fenstern befestigt

waren, wurden eilig herabgenommen, und viele Häuser wurden so rasch als möglich gestützt und gestärkt, weil sie anerkanntermassen sehr schwach waren. Ebenso geschäftig waren die Landleute in den Feldern; die Hirse war fast reif und sie schnitten nur die Aehren rasch davon ab und ließen die langen Stengel stehen, weil sonst der Wind die schwere Hirse gänzlich zerschlagen haben würde, und so die ganze Erndte verloren gewesen wäre. Die Erndten an den Ufern der Flüsse und Kanäle wurden so viel als möglich fortgeschafft, damit nicht der Sturm solche in das Wasser oder aus dem Bereiche der Eigenthümer treiben konnte. Das Obst, welches erst halb reif war, wurde hastig von den Bäumen gesammelt, unnöthige Zweige derselben wurden abgehauen und andere angebunden und gestützt.

Der Orkan nahm immer zu an Heftigkeit, bis am Morgen des 22. August der Tag anbrach; jetzt schien er seine größte Höhe erreicht zu haben. In dem Hause, in welchem ich mich befand, erlebten wir eine furchtbare Nacht. Der Sturm heulte und pfiff um das Dach, und jeder neue Windstoß schien heftiger zu sein, als der vorhergehende, dergestalt, daß ich fest glaubte, das Gebäude werde über uns zusammenstürzen und uns unter seinen Trümmern begraben. Das Tageslicht zeigte uns eine schreckliche Verwirrung in den Zimmern: Fußboden, Tische und Stühle — alles war mit Staub und Stücken zerbrochener Ziegel und Kalk bedeckt, die aus dem Dache gerissen waren. Da der Orkan aber noch immer mit derselben Wuth tobte, so waren der Hausherr und ich froh, das Haus, das dem Einsturz nahe war, verlassen zu können. Wir begaben uns daher in's Freie, um zu sehen, welche Verheerungen der Wind in unserer Nachbar=

schaft angerichtet hatte. Indeß war der Sturm so gewaltig, daß es so gut wie geradezu unmöglich war auf den Füßen zu bleiben; wir wurden mehreremal von unsrem Wege weggeweht und mußten auf Händen und Füßen fortkriechen. Der Fluß bei Ningpo, welcher sonst immer sehr schön und ruhig ist, war so hoch gestiegen, daß er seine Ufer überschwemmte und, von der Gewalt des Orkans zurückgetrieben, so wild wurde wie das Meer. Die ganze Gegend umher sah aus wie eine Fläche bewegter Wasser, denn alle Arme des Flusses und die zahlreichen Kanäle, welche in allen Richtungen sich hinziehen, hatten ihre Ufer überfluthet und die niedrigen Reisfelder überschwemmt. Die Mehrzahl der kleinen Fischerboote war geborgen, da sie in geschützten Buchten oder auf dem Lande außer dem Bereiche des Wassers lagen; aber viele der großen Dschonken (chinesische Küstenfahrer), welche Ningpo besuchen, waren nicht so glücklich. Diese hatten neben der Stadt geankert, und wie gewöhnlich einen beträchtlichen Theil ihrer Ladung an ihren Seiten angebunden. Aber die vereinte Kraft von Wind und Wellen hatte bei vielen die starken Taue zerrissen, und das von ihren Seiten weggespülte Holz entweder durch die Gewalt der Strömung fortgetrieben oder an das Ufer geschleudert. Hunderte von Chinesen waren gerade beschäftigt, das angespülte Holz herauszuziehen und ohne alle Berücksichtigung des Eigenthumsrechts es nach ihren Häusern zu schleppen. Weder ein Mandarin noch irgend ein anderer Beamter suchte dieses zu verhindern, und sogar die chinesischen Diener des englischen Consuls und der übrigen dort ansäßigen Fremden brachten eine beträchtliche Menge von dem Holze in die Wohnungen ihrer Herren und schienen sich sehr zu wundern, als sie wegen ihrer Unehrlichkeit getadelt

wurden. Als dann die Engländer diesen Raub den Eigenthümern zurückgaben, erstaunten die Chinesen nicht wenig. Wir bemerkten, daß an der andern Seite des Flusses auch viele Menschen mit Holzstehlen beschäftigt waren, und dort zogen die Spitzbuben mit Hilfe ihrer Freunde in der Stadt, das Holz ganz ungescheut über die längs des Flusses hinlaufenden Wälle und Mauern, ohne daß man sie hinderte. Gegen 9 Uhr Morgens drehte sich der Sturm, der bis daher aus Norden gekommen war, nach Osten und Süden, aber er tobte fort mit derselben Heftigkeit. Als wir unsern Weg zurückkehren wollten, was wegen der Ueberschwemmung des Landes und der Gewalt des Windes mit Schwierigkeiten verknüpft war, trafen wir in den Feldern eine Familie beschäftigt, einen Sarg in die Erde zu befestigen, welchen der Sturm anscheinend gern fortgeschleudert hätte. Es ist nemlich in dieser Gegend von China Sitte, die Leichen in Särgen zu bestatten, welche über der Erde stehen bleiben und zuweilen ein paar niedrige Füße haben. Jene armen Leute waren in einem heftigen Kampfe gegen den Sturm beschäftigt, aber endlich so glücklich, die Gebeine ihres Verwandten zu sichern, damit er in Ruhe den langen Schlaf des Todes schlafen konnte. Um diese Zeit stand der Barometer auf 28° 30′, aber der Orkan dauerte mit derselben Heftigkeit fort bis Abends, wo er etwas nachließ. Obgleich am Abend der Himmel noch drohend genug aussah, so war doch offenbar der Orkan vorüber, und nun wehte der Wind aus Südwesten; Bald kehrte der Fluß in seine früheren Schranken zurück, dann sah man darin Boote hin- und hersegeln, und die Geschäftigkeit, welche gänzlich aufgehört hatte, regte sich ebenso wie vorher. Der Orkan hatte im Ganzen fast 34 Stunden gedauert.

Am folgenden Morgen war das Wetter schön und ruhig, aber Stadt und Umgebung boten nur einen Anblick von Ruinen und Verheerungen dar. Die Straßen waren bestreut mit zerbrochenen Ziegeln und Mörtel; von vielen Häusern waren die Dächer gänzlich abgerissen, die Wände eingestürzt, und überall zeigte sich die Wuth des Orkans. Noch auffallender war die Verheerung in den Feldern; vor zwei Tagen waren Bäume und Hecken grün, die Gärten bunt von Blumen: kurz Alles trug das heitere, lächelnde Colorit des Sommers; aber jetzt war das Grün der Vegetation in ein mattes, kränkliches Braun verwandelt, die Blumen waren erblaßt, die Bäume mit den Wurzeln aus der Erde gerissen, zerbrochen und zersplittert, und viele Erndten waren gänzlich zerstört. Die Nachrichten, welche nach dem Orkane vom Meere zu uns kamen, besagten, daß der Verlust von Menschenleben sehr groß gewesen war, und unsere Schiffe an der Küste sahen noch manche Tage nach dem Sturme häufig große Trümmer von chinesischen Dschonken im Meere treiben, die jene Unglücksnachrichten bestätigten. Ein englisches Schiff auf der Fahrt nach Tschusan mußte seine Masten kappen und wurde einen oder zwei Tage später durch die Dampfschiffe der Regierung in den Hafen bugsirt. Einer der Passagiere auf dem Schiffe erzählte nachher, daß während des Orkans zuweilen eine vollkommene Windstille eingetreten sei, und darauf habe der Wind gerade aus einer der früheren entgegengesetzten Richtung gestürmt, aber mit vermehrter Heftigkeit. Dieser Fall tritt in der That nicht selten ein, und während der kurzen Windstillen schwanken und schaukeln die Schiffe auf eine furchtbare Weise: das entsteht aus der ungeheuern Bewegung des Meeres, welche



Tscherkessen.

die Schiffe dann so in der Gewalt hat, daß kein Manöver hilft, um die gerade Stellung derselben zu erhalten.

Die Tscherkessen.

1.

Die Tscherkessen sind nach der gewöhnlichen Meinung kaukasischer, nach der Behauptung Anderer finisch-uralischer Abkunft und gelten als ausgezeichnet schöner Menschenschlag. Die Männer sind höchst kriegerisch und beschäftigen sich nur mit Anfertigung von Waffen, während die übrigen Haus- und Feldarbeiten von den Frauen und Sclaven besorgt werden. Der Religion nach sind sie Muhamedaner, doch haben sie auch viele christliche und heidnische Gebräuche. So feiern sie z. B. das Osterfest und den Sonntag, verehren aber auch Naturgeister, die sie Apostel nennen. Moscheen und Tempel kennen sie nicht, wohl aber heilige Haine, heilige Bäume, unter denen zu Gott gebetet wird, und heilige Berge. Ihre Priester (Mollahs) stehen bei ihnen in hoher Achtung und beschäftigen sich besonders mit der Erziehung der Kinder. Die Knaben verlassen schon am dritten Tage nach der Geburt das väterliche Haus und werden einem kriegserfahrenen älteren Manne (Atalik) zur Erziehung übergeben, bei dem sie Reiten und Waffenübungen erlernen. Die Töchter dagegen bleiben im elterlichen Hause bis zu ihrer Verheirathung. Die Aermern und Geringeren verkaufen häufig ihre Töchter als Sclavinnen nach Constantinopel. In den, den Russen unterworfenen Theilen ist dieser Menschenhandel jedoch streng untersagt und wird nur noch durch Armenier und Türken betrieben. Wissenschaften und

Künste werden vernachlässigt; nur Poesie und Musik, diese beiden Trösterinnen der Menschheit, haben sich nicht verscheuchen lassen durch den Lärm der Schlachten und die großartige, aber wilde Natur des Landes. So ist eines der schönsten ihrer Lieder die

Tscherkessische Todtenklage.

Es trauern die Männer von Dshighé,
Gesang tönt und klagendes Spiel:
Denn der schönste des Volkes Adighé,
Pschugui, der Furchtlose, fiel! ...
Er war noch an Jahren ein Knabe,
Doch glich ihm kein Mann im Gefecht —
Jetzt liegt er schon modernd im Grabe,
Der Letzte aus seinem Geschlecht!

Pschugui, der Held, ist gefallen!
Sein Blut färbt die Erde nun roth —
Er hörte den Schlachtruf erschallen
Und eilte zum Kampf und zum Tod.
Kühn brach er durch Dampf und Geschosse,
Durch Lanzen und Schwerdter sich Bahn,
Und sprengte auf wieherndem Rosse
Zum Häuptling der Moskow heran.

Sein Schlachtkleid von blutrothem Sammte
Flammt hell in der Sonne Gestrahl',
Doch heller und furchtbarer flammte
Sein Aug' und sein blutiger Stahl!
Getroffen von Feindesgeschosse
Sein Rappe todt unter ihm bricht —

Er wechselte dreimal die Rosse:
Doch sein tapferes Herz wechselt' nicht!

Es sank von der Wucht seiner Streiche
Manch' rüstiger Kämpfer der Schlacht —
Jetzt liegt er da selbst schon als Leiche,
Und Wehgeschrei tönt durch die Nacht...
Man weint um den glühenden Hasser
Von Moskows geknechteter Brut —
Doch die Thränen der Freunde sind Wasser,
Und die Thränen der Schwester sind Blut!

Den Nacken der Schwester umwallte
Das weiche Haar dunkel und kraus,
Als die Kunde des Todes erschallte,
Da riß sie ihr Haar weinend aus...
Doch die Mutter hebt tröstend die Rechte:
Dank Allah! so hat er's gesucht —
Mein Sohn fiel — ein Held im Gefechte,
Und nicht wie ein Dieb auf der Flucht!"

Der Sänger greift tief in die Saiten,
Die Menge horcht schauernd und bang,
Und die Thränen der Weiber begleiten
Den jammernden Trauergesang —
Es trauern die Männer von Dshighé,
Gesang tönt und klagendes Spiel:
Denn der schönste des Volks der Adighé,
Pschugui, der Furchtlose, fiel! —

Bei den Tscherkessen herrscht große Gastfreundschaft und wer einmal Gastfreund (Konak) eines Tscherkessen ist,

der wird an Leben und Eigenthum von demselben um jeden Preis geschützt. Der Tscherkesse betrachtet den Tod, welcher durch Krankheit herbeigeführt wird, als ein Unglück, und seine Verwandten raufen sich die Haare aus, zerkratzen sich das Gesicht und schlagen sich selbst blutrünstig; dagegen werden die vor dem Feinde Gebliebenen, die vom Blitze Erschlagenen nicht beklagt, weil sie unmittelbar in's Paradies eingehen. Eigenthümlich ist bei den Tscherkessen das Institut der Blutbrüderschaft, d. h. eine Vereinigung mehrerer freien Tscherkessen zu gemeinsamen kriegerischen Unternehmungen. Eine solche Brüderschaft besteht gewöhnlich aus zwanzig Mitgliedern, die auf's engste mit einander verbunden sind. Ist eine Brüderschaft zur Ausführung einer gewissen Unternehmung zu schwach, so verbinden sich auch mehrere Brüderschaften zu gleichem Zweck mit einander und schwören, nicht zu weichen, bis sie die Unternehmung vollführt haben. Die Verfassung des Landes ist zum Theil patriarchalisch; das Volk zerfällt in drei Stände: Fürsten, Edelleute und Freie. Die gemeinsamen Angelegenheiten jedes Stammes werden in Volksversammlungen berathen, und nur bei besonders wichtigen Unternehmungen verbinden sich mehrere Stämme unter einem gemeinsamen Oberhaupte.

Gegenwärtig zählt man 15 verschiedene Stämme der Tscherkessen, von denen die Lesghier, Abadsechen, Osseten und Nogaier die bedeutendsten sind. Die Bewohner des heutigen Tscherkessenlandes waren schon dem Alterthume als Seeräuber bekannt. An der Küste lagen griechische Pflanzstädte, die später römisch wurden. Im 12. und 13. Jahrhundert kam das Land unter die Herrschaft der Könige von Georgien, die das Christenthum verbreiteten.

Im Jahr 1424 schüttelten jedoch die Tscherkessen dieses Joch ab, kamen mit den Tataren in Berührung und wurden endlich 1555 dem russischen Czaar Iwan I., dem Großen, zinspflichtig, der die Tochter eines tscherkessischen Fürsten zur Gemahlin nahm und ihnen gegen die Tataren Hilfe leistete. Bald gaben aber die Russen die Oberherrschaft über die Tscherkessen auf, und diese wurden nun aus der Krim und der großen, südrussischen Ebene von den Tataren hinter den Kuban gedrängt und ihnen zinsbar. Doch erhielten sie sich ziemlich unabhängig in eigner Verfassung, bis 1704 ein Sieg über die Tataren sie auch von dem Tribut befreite. Um diese Zeit suchte Peter der Große die Tscherkessen abermals dem russischen Scepter zu unterwerfen, aber vergeblich. Der Friede von Kudschuk Kaieardschi 1774, und noch mehr, als sich die Russen 1783 den Kuban zur Grenze nahmen, brachte die Russen wieder mit ihnen in Berührung.

Von muhamedanischen Völkern umgeben, hatte schon früher der Muhamedanismus bei ihnen Platz ergriffen, und jetzt bewirkte der Widerwille gegen die Russen bei vielen Fürsten und Stämmen die Bekehrung zum Islam, — doch nur unvollkommen. Die Türken bauten die Festung Anapa und dieß wurde nun der Hauptplatz der Tscherkessen, woher sie Waffen, Salz u. dergl. bezogen. Zwar nahmen die Russen 1807 Anapa, mußten es aber in Folge des Friedens von Bukarest 1812 wieder räumen. Die Türken fanatisirten nun die Tscherkessen gegen die Russen, und diese unternahmen von jetzt an fortwährend Einfälle in das russische Gebiet. Im Jahr 1824 unterwarfen sich mehrere Stämme der Pforte; 1829 durch den Frieden von Adrianopel wurde der Küstenstrich am schwarzen Meere und 1834 der Rest von

Abchasien gegen Erlassung eines Theils der Kontribution im Vertrage zu Petersburg an Rußland abgetreten. Allein von diesem Jahre an begann die Bevölkerung, die sich nicht unterwerfen wollte, einen hartnäckigen Krieg gegen die Russen, der immer noch fortwährt.

2.

Tscherkessien ist im weitesten Sinne des Wortes eine Festung, und seine Bewohner sind durch Sitten, Lebensart und Verfassung ganz geeignet, auch dem mächtigsten Feinde lange Widerstand zu leisten. Gegen Süden und Westen sichern die Steilheit des Gebirgs, die undurchdringlichen Wälder, die seinen Hang bedecken und die Gletscher und Schneefelder gegen einen Angriff, und gegen Nordwesten, Norden und Osten erschweren die tiefen, steilen Thäler, die für Geschütz und Wagen fast unwegsam sind, einen Einfall ungemein. Dabei lieben die Tscherkessen nur das zerstreute Gefecht und den kleinen Krieg. Sie fechten zu Fuß nur in den eben angeführten Brüderschaften und einzeln Mann für Mann hinter Büschen, Bäumen und Erdaufwürfen mit ihren langen Flinten von großer Tragweite. Sie schießen gut und schonen das Pulver, indem sie nur die Offiziere aus der Mitte der Bataillone herausholen. Nie treten sie in geschlossener Ordnung dem russischen Heere gegenüber, und werden sie ernstlich angegriffen, so eilen sie auf ihren gut steigenden, leichten Pferden die steilen Höhen hinan und flüchten, eingeholt, schnell vom Pferde, das sie im äußersten Nothfall durch einen Dolchstich für den Feind unbrauchbar machen, klettern die jähsten Höhen hinauf oder verbergen sich in den dichtesten Urwäldern. Die Thäler werden dagegen immer mit Verhauen oder Flechtwerk, dessen Zwischenräume

mit Erde ausgefüllt sind, und die sich oft zwanzig und mehrmal wiederholen, geschlossen und eine Zeitlang vertheidigt.

Die Bergvölker wählen sonst nur jeder Stamm einen Führer, erst seitdem sich auch die mehr östlichen Tschetschen und Lesghier an die Tscherkessen anschlossen, kämpfen sie nicht mehr in einzelnen Stämmen, sondern unter einem gemeinsamen Führer. Besonders ist es dem bekannten Schamyl gelungen, durch Herbeiziehung eines religiösen Elements den größten Theil der einzelnen Stämme unter seine Oberanführung zu bekommen. Schamyl ist im Jahr 1792 geboren. Er ist voll religiöser Beredtsamkeit und der jetzige Führer des Aufstandes. Er zuerst brachte die Gebirgsvölker dazu, nach einem Plane zu handeln, und wußte sich durch Strenge, ja Grausamkeit, Ansehen und Gehorsam zu verschaffen. Sein Volk, die Tschetschen (Tschetschenzen) ist derjenige Stamm, der seine Hauptstärke ausmacht und fast die alleinige Last des Krieges gegen Rußland trägt. Die sogenannte Tschetschnia liegt auf dem Nordabhang der kaukasischen Gebirge, zwischen dem Sulak im Osten, ganz nahe am kaspischen Meer, und den Gränzen der kleinen Kabarda im Westen. Im Süden stößt sie an die große Kaukasuskette, deren Ausläufer in der Ebene der Kumyken sich verlieren. Diese Ebene ist mit zahlreichen Dörfern bedeckt, dennoch ist sie fast unangebaut, weil die Einwohner sich nicht ungestraft über den Bereich der Kanonen, die ihre Wohnsitze vertheidigen, entfernen dürfen. Deßhalb pflügt der Landmann mit dem Gewehr auf der Schulter und dem Dolch im Gürtel. Das Gebirge dagegen bietet, außer in seinen höchsten Theilen, eine schöne Vegetation dar, die an vielen Orten undurchdringliche Wälder, die Wälder der unbezwinglichen Tschetschen, erzeugt. Rußland

hat auf den letzten Abhängen der Kette eine Linie von Festungswerken angelegt, um seine Eroberungen gegen diese unruhigen Feinde zu schützen. Die Truppen derselben stehen untereinander durch starke Abtheilungen in Verbindung, welche stets mit Kanonen ausmarschiren. Diese ganze Kriegsrüstung hindert aber die Tschetschen keineswegs, täglich zwischen diesen Festungen hin die ganze Ebene der Kumyken zu durchziehen, denn sie bilden die kühnste und unermüdlichste Reiterei, die man nur sehen kann. Man sieht sie allenthalben, wo es etwas zu nehmen gibt, wo Vieh zu rauben oder ein Feind zu tödten ist, sei er Russe oder Tatar. Oft erscheinen sie an den Thoren eines befestigten Dorfes und nehmen Alles mit fort, was ihnen unter die Hand kömmt und verschwinden wieder, ehe man nur die Waffen ergreifen kann. Selten verläßt man auf der Ebene der Kumyken eine russische Veste, ohne Tschetschen zu bemerken, die in der Gegend herumstreifen, und wenn man sie auch nicht sieht, so darf man doch versichert sein, daß sie irgendwo in der Nähe sind. Allenthalben ist der Feind in diesem ungastlichen Lande. Welchen Schrecken flößen nur die A b r e k s ein. Ein Abrek ist ein Tschetsche, der das Gelübde gethan hat, sein Gewehr nicht ruhen zu lassen, bis er eine bestimmte Anzahl von Feinden getödtet. Sobald er diesen schrecklichen Eid geleistet hat, gehört er gewissermassen nicht mehr sich selber an: er versieht sich mit den nöthigen Lebensmitteln auf einige Tage, dann nimmt er seinen Posten an einem Durchgangsort oder neben einer Veste; hier — in einem Gebüsche versteckt, wartet er, wie der Jäger auf seine Beute und flieht, sobald er sein Gewehr abgeschossen hat. Bleibt ihm aber noch Zeit, den erlegten Feind auszuziehen, so unterläßt er es nicht. Der Abrek

kehrt nur heim, um seinen Vorrath an Lebensmitteln zu erneuern, und diese Lebensweise dauert fort, bis sein Gelübde vollständig erfüllt ist. — Da man gewöhnlich vom kaukasischen Kriegsleben nur nothdürftige Berichte über kleine Scharmüzel ꝛc. erfährt, so dürfte es von Interesse sein, in dieser Hinsicht die Schilderung eines Reisenden, Ch. Reboul, zu vernehmen, der uns mitten unter die Tschetschen versetzt:

3.

„In den ersten Tagen des Septembers 1847 kam ich in die Festung Wnesapne. Wie die meisten Kaukasusvesten ist auch diese durch Erdwälle geschützt, von einem Graben umgeben und mit 40 Kanonen besetzt, was ein hinreichendes Material ist, für eine Festung von so geringem Umfang. Das umliegende Land ist gegen Süden bewaldet, und die Vegetation würde bald den Boden nahe an den Wällen bedecken, wenn die Soldaten nicht die Vorsicht gebrauchten, das Buschwerk zu vernichten, um nicht den Kugeln der Abreks ausgesetzt zu sein. Dennoch schleichen sich die Anhänger Schamyls oft nahe genug heran, um Leute auf dem kurzen Weg von der Veste nach dem Aul niederzuschießen. Fürst Bariatynski hatte kurz zuvor das Kommando des schönen, mehr als 6000 Mann starken Kabardaregiments und die Befehlshaberstelle in der Festung übernommen. Ich war ihm zu Moskau vorgestellt worden. Der Fürst nahm mich mit der größten Artigkeit auf. In welchem Ansehen derselbe stand, zeigte ein Tatar, der eines Tages zu ihm kam, um den Mann zu sehen, der, wie er sagte, „die Rubel umherwarf wie Sandkörner, und einen Kopf springen ließ, wie einen Korkstöpsel.“

Durch große Festigkeit hatte sich Fürst Bariatynski einen großen Namen unter diesen Leuten gemacht, die nur das Recht des Stärkeren kennen: Nachsicht gilt ihnen gleich mit Schwäche und Furcht; darum wendet Schamyl auch bei ihnen nur das Mittel der Gewalt an. Die Tataren schätzen den Muth ungemein, selbst an ihren Feinden. Ich kannte einen Offizier, der als gemeiner Soldat dienen mußte, (was in der russischen Armee manchmal vorkommt) und welcher in Folge zahlreicher, gefährlicher Abenteuer, die er allein auf der Jagd bestand, sich bei den Tschetschen einen solchen Ruf der Tapferkeit erworben hatte, daß er frei im ganzen Lande sich ergehen und in ein feindliches Dorf ohne Gefahr, ja selbst mit der Gewißheit, gut aufgenommen zu werden, eintreten konnte. —

Ich war seit einiger Zeit zu Wnesapne, hatte die zugänglichen Theile des umliegenden Landes durchwandert, alle mir etwas malerisch scheinenden Punkte gezeichnet. Da fing das eingesperrte Leben an, mir langweilig zu werden, trotz der angenehmen Gesellschaft einiger Offiziere. Ein unvorhergesehener Umstand gab jedoch meinen Gedanken eine andere Wendung. Iwan, ein in tschetschische Gefangenschaft früher fortgeschleppter russischer Soldat, war nämlich glücklich zurückgekehrt und berichtete, in dem Aul Zandak, 40 Werste von Wnesapne und 30 Werste von der nächsten russischen Festung entfernt, finde sich eine vollkommen ausgerüstete Kanone. Dem unternehmenden Obersten kam der Gedanke, dies Stück Geschütz zu erbeuten und durch einen raschen Handstreich das Nest von Feinden zu zerstören. Der Fürst Bariatynski hatte mir mehrmals gesagt, er würde mir, noch ehe wir uns trennten, eine „Vorstellung nach seiner Façon“

geben und fragte nun, ob ich ihn begleiten wollte. Mit Begierde nahm ich den Antrag an und war von diesem Augenblicke an nur beschäftigt, meine Waffen in guten Stand zu setzen. Um 8 Uhr Abends stiegen wir zu Pferde und durchzogen kurz darauf in der schönen Herbstnacht den kleinen Fluß, der den Fuß der Veste bespült, und dessen linkem Ufer wir stets folgen mußten. Die Richtung ging gegen Süden nach den Gebirgen hin, ein Thal hinauf, das immer enger wurde, je mehr wir uns von der Ebene der Kumyken entfernten. Anfangs ging es über flachen, von Vegetation entblößten Boden: es war noch die Steppe; bald aber kamen wir in ziemlich dichtes Gebüsch. Es war verboten zu rauchen, und namentlich laut zu sprechen. Die Hunde, welche gewöhnlich die Soldaten begleiten, waren in der Veste zurückgelassen worden, und man suchte auch so viel wie möglich das Wiehern der Pferde zu unterdrücken, lauter Vorsichtsmaßregeln, die einem so wachsamen Feind gegenüber, wie die Tschetschen, nicht überflüssig waren. Der Abend war prächtig, der Mond, welcher links von uns aufging, versprach eine Klarheit, die uns gleich anfangs nützlich war, um unsern Weg zu erkennen, und bald sollte sie noch größere Dienste leisten. Indeß rückten wir rasch vor; manchmal wurde der Weg so schmal, daß die Colonne sich unendlich ausdehnen mußte, und man benutzte die freien Räume, um wieder anzuschließen; dann mußte man schneller laufen, denn die vordersten Kompagnien hielten niemals an. Die Kosaken, die sehr still reiten, waren als Kundschafter voraus, geleitet von dem treuen Iwan und einem tatarischen Spion, dem man aber so wenig traute, daß ein zuverlässiger Mann ihn überwachte und Befehl hatte, ihn bei dem mindesten Anschein

von Verrath niederzuschießen. Nach mehrfachem Hinauf- und Hinabsteigen und unaufhörlichen Umwegen kamen wir vor eine kleine Befestigung der Tschetschen, eine aus verschlungenen Zweigen gefertigte und mit Erde gefüllte Verschanzung, die quer über die Straße angelegt war, auf einer kleinen Höhe, welche den Weg beherrschte; in der Mitte, wo der Weg hinabführte, war eine kleine Oeffnung. Man nannte diesen Ort das Thor von Goëtimir. Innerhalb der Befestigung, ganz nahe am Eingang ist ein Grab, neben dem auf langer Stange eine Art von Fahne hängt. Dieß ist der Ort der ewigen Ruhe eines Anführers, vielleicht dessen, von dem der Name dem Durchgang geblieben ist.

„Hier," sagte mir Oberst Levizki mit seiner gewöhnlichen Ruhe — „hier werden wir bei der Rückkehr Gewehrschüsse genug haben, vielleicht mehr als wir wünschen. Wir betraten jetzt einen Wald weißer Eichen, und die Kosakentruppe war nicht ferne von uns. Plötzlich gab sich in ihren Reihen eine Bewegung kund; die Lanze in der Hand drangen sie in's Dickicht ein. Mitten im Walde spaltete sich die Straße und die Kosaken waren uns aus dem Gesicht; man mußte beim Schein des Mondes, der schwach durch die großen Blättermassen fiel, auf dem Boden die Spuren der Pferde suchen. Endlich hatten wir das Gehölz, das uns für die Rückkehr nichts Gutes versprach, hinter uns und betraten eine große Ebene, welche Spuren von Anbau trug und mit einzelnen prächtigen Bäumen besetzt war. Hier machte man eine halbe Stunde Halt, um der Infanterie Zeit zu lassen, Athem zu schöpfen. Hinter dieser ziemlich ausgedehnten Ebene lag eine mit kleinen Bäumen bewachsene Niedrung, nach welcher ein ziemlich enger Pfad hinabführte. Man mußte hinein in diesen

Engpaß, wo es nicht leicht war, die Artillerie vorwärts zu bringen, um so weniger, als im Grunde der Boden sumpfig war. Dann mußte der entgegengesetzte Abhang erstiegen werden, auf dessen Höhe wir eine Fläche fanden, welche von großen Bäumen beschattet war. Von hier an sollte der Weg in ein tiefes Thal hinabgehen; man mußte aber jetzt anhalten, um dem Rest der Truppen Zeit zu lassen, sich aus dem Loch herauszuwinden. Wir waren nur noch zwei Werste von dem Aul Zandak und nichts verrieth, daß der Feind unsere Anwesenheit ahnte. Der kritische Augenblick war gekommen, man mußte ohne Zeitverlust das Dorf im Sturm nehmen, es wo möglich niederbrennen und das Geschütz fortführen. Während die Truppen allmählig sich vollends sammelten, sprach man über die zu ergreifenden Maßregeln, als plötzlich ein kurzes starkes Gewehrfeuer am äußersten Nachtrab anhob.

„Was machen wir jetzt?" fragte ich den Obersten Levizki.

„Links um!" antwortete er, „denn wir hätten im Dorf nichts mehr zu gewinnen, als viele Gewehrschüsse; und das Vergnügen, armselige Hütten niederzubrennen, verlohnt nicht die Gefahr, der wir entgegen gingen." Die Tschetschen ziehen schnell aus; und wie wir nachher erfuhren, waren alle, die nicht Waffen tragen konnten, beim ersten Allarm mit allem ihrem Besitzthum, die Kanone mit eingeschlossen, in die Berge gezogen.

Wir mußten uns zurückziehen, und Fürst Bariathynski gab auch sogleich Befehl dazu. Mitternacht war vorüber, das Wetter noch immer prächtig und der Mond auf der Mitte seiner Bahn. Da ich etwas zur Seite gegen Westen mich hielt, konnte ich in geringer Entfernung Menschen unterscheiden, die im Schatten zwischen den Büschen hinschlichen. Die Gewehrschüsse ließen nicht lange auf sich warten, und

die Kugeln, die über meinem Kopfe hinpfiffen, schlugen in den nahen Berg ein. Bald machte sich der Rückzug bis an den äußersten Nachtrab bemerklich. Die Tschetschen strömten auf dem Boden zusammen, den wir verlassen mußten, und feuerten unabläßig auf die Russen, die nicht antworteten. Bisher hatten wir unser Incognito gewahrt, als aber die letzten Soldaten im Hinabsteigen begriffen waren, ließ die Trompete sich vernehmen und die an beiden Enden wiederholten und von den Bergen wiederhallenden Klänge gaben endlich kund, daß es wirklich die Russen seien, die zu dieser ungewöhnlichen Stunde im Thal spazieren gingen, und die Soldaten bewiesen dem Feind durch ein lebhaftes Gewehrfeuer, daß der Spaziergang nicht ein bloß gemüthlicher sei. Indeß schienen die Tschetschen noch nicht in großer Zahl, denn sie ließen uns aus der Niederung heraus, ohne uns sonderlich zu beunruhigen. Von diesem Augenblicke an hörte das Gewehrfeuer nicht mehr auf, man hörte es abwechselnd bald von hinten, bald auf allen Seiten zugleich, je nach den Vortheilen, die der Boden bot, und der größern oder geringern Anzahl Bäume, hinter denen der Feind hervorschießen konnte, ohne sich allzusehr auszusetzen. Die Sachen gingen indeß ziemlich gut bis zum Thor von Goëtimir, wo uns die Tschetschen erwarteten. Dießmal war das Thor geschlossen. Kaum waren wir aus der Pallisadirung heraus, als wir bemerkten, wie der ganze benachbarte Wald von Feinden angefüllt schien. Man schoß von allen Seiten zugleich; hinten, oben und auf der rechten Seite war das Feuer namentlich wohl unterhalten. Wir mußten Halt machen. Der Feind kam manchmal so nahe an die Soldaten, daß diese wiederholt zum Bajonnet griffen, aber umsonst, denn er floh augenblick-

lich. Man ließ die Artillerie spielen, die mit Kartätschen schoß, aber die Tschetschen beobachteten den Augenblick, wo man die Lunte an's Geschütz brachte, dann warfen sie sich hinter irgend einer Erhöhung platt zu Boden, zeigten sich erst wieder, wenn der Schuß abgefeuert war, stießen dann ein wildes Geschrei aus und sandten einen Hagel von Kugeln nach der Stelle, wo die Kanone sich befand. Die Russen laden ihre Gewehre sehr rasch und schießen schnell, aber schlecht, denn sie zielen nicht. Sie sagen: „das ist nicht nöthig, die Kugel findet schon ihren Mann!" Die Kaukasier hingegen trauen ihren Kugeln nicht so viel Geschicklichkeit zu, sie benützen jeden Baum, jeden etwas größern Stein, und verbergen sich schlangenartig dahinter, um sicher auf den Feind zielen zu können. Indeß verlieren sie gewöhnlich viel Zeit mit dem Laden ihrer Gewehre, in welche die Kugel meistens hineingezwängt werden muß; sie sparen das Pulver, zielen lang und schießen gut, wenn sie die Waffe auf etwas auflegen können, aber aus freier Hand schießen sie schlecht: ihr Ruf als gute Schützen ist also nur unter gewissen Bedingungen gegründet. Wir kamen erst spät über das Thor von Goëtimir hinaus. Gegen 6 oder 7 Uhr Morgens betraten wir wieder die Ebene, und nun blieb der Feind ganz zurück. Damit kehrte auch die Munterkeit wieder. Der russische Soldat singt immer; jede Kompagnie hat ihr Sängerkorps, das in selbstfabrizirten Versen die Thaten des Regiments ꝛc. besingt. Alles war somit beendigt und wir hatten nur noch den Weg nach Kasa-jurt und Wnesapne einzuschlagen.

An demselben Tage noch setzte sich eine starke Abtheilung Tschetschen, von Schamyl dem bedrohten Dorfe zu Hilfe geschickt, vor dem Thore von Goëtimir fest und lagerte hier

eine ganze Woche lang. Einer der Hauptvortheile dieses Häuptlings besteht darin, zu allen Zeiten und ohne lange Märsche sich mit allen seinen Truppen auf einen bestimmten Punkt der Grenze begeben zu können, was die 180,000 Mann russische Truppen nöthigt, allenthalben sich auf einen kräftigen Angriff gefaßt zu halten. Schamyl steht in der Mitte eines ungeheuren, von den Russen besetzten Kreises, und diese können ihre Grenzen nicht überschreiten, ohne sich alsbald in enge befestigte Thäler zu verlieren, wo eine kleine Anzahl Menschen genügt, den Marsch einer angreifenden Armee zu verzögern oder gar aufzuhalten.

Es war 4 Uhr Nachmittags, als wir wiederum vor Wnesapne ankamen.

Schilderungen aus den Alpen.

1. Von Gastein nach Rauris.

An einem schönen Sonntage verließen wir Gastein (Marktflecken im Salzburgischen) und stiegen an den linken Bergabhängen des Thales zur Karthauneralpe hinauf. Anfangs ging es etwas steil bergan, bald jedoch nahm uns das sanft sich erhebende Angethal auf. Es herrschte in der ganzen Natur eine wahre Sabbathstille; die zahlreichen Mühlen waren verstummt; stämmige Tannen nahmen uns in ihren Schatten auf und bildeten auf der rechten Thalseite einen tiefgrünen Bergzug, während auf der Südseite sonnige Auen und Felder, untermischt mit einigen hübsch gruppirten Bauernhöfen, dem Auge einen angenehmen Ruhepunkt gewährten. Den Schluß bildeten ziemlich bedeutende, massenhafte Schieferberge, die durch ihre rothbraune dunkle Farbe

dem Ganzen einen gewissen ernsthaften Charakter aufdrückten. Nach einigen einsamen Stunden fingen wir an, die Spuren des Wegs etwas zu verlieren, und ein freundlicher Bewohner dieser abgelegenen Höfe, der eben aus der Kirche zurückkehrte, war uns daher eine sehr willkommene Erscheinung. Das grüne Koller mit den rothen Hosenträgern und der breitkrämpige Pinzgauerhut kleideten den kräftigen Mann sehr gut, welcher uns bald wieder auf den betretenen Almweg zurückgeleitete.

Die Sonne stieg höher und höher, bis wir endlich gegen Mittag die zerstreuten Hütten der Karthauneralpe vor uns hatten. Diese Weiden nahmen hier eine große muldenförmige Vertiefung ein, was man „Kahr" nennt. (Die Bezeichnung „Kahr" gehört der Weidmannssprache an und bedeutet soviel als einen Ort, wo die Gemsen verkehren, was man bei uns einen „Wechsel" nennt.) Es ist eine weite, halbkreisförmige Fläche, welche, mit üppigem Grase bedeckt, sich sanft nach hinten zu erhebt. Lange Zeit durchzogen wir die Fläche, die von vielen kleinen Bächen durchschnitten ist, bis wir endlich in einer der Alphütten eine alte etwas stumpfsinnige Sennerin antrafen, deren unreines Aeußere sehr gut mit der innern Einrichtung ihrer Wohnung harmonirte. Diese Hütten stechen hier sehr unangenehm gegen die hübschen reinlichen Sennwirthschaften ab, wie man sie im Allgäu und in den bayerischen Voralpen zu finden gewohnt ist. Auch waren die Senner und Sennerinen hier meist Cretins, so daß es uns trotz allen Bemühungen unmöglich war, einen verlässigen, oder doch wenigstens eine verständige Erklärung des Weges zu erhalten. Die treffliche Milch, das einzige Nahrungsmittel, dessen wir habhaft werden konnten, stellte unsre Kräfte schnell wieder

her, und schon nach einer Stunde hatten wir, so gut es sich ohne Wegweiser thun ließ, die Höhe des Gebirgskammes erreicht, welcher sich zwischen Gastein und dem Rauriserthal hinzieht.

Nach kurzer Rast in diesen reinen Höhen ging es durch Gestrüpp und Steingerölle abwärts auf die nächste Almhütte zu, welche noch in ziemlicher Ferne zwischen dunkeln Tannen versteckt vor uns lag. Als wir dieselbe erreichten, war es schon etwas spät, wir waren daher sehr erfreut, als die freundliche Sennerin uns einen Wegweiser zu verschaffen versprach, der uns heute noch bis an das hintere Ende des Thals zum Rauriser Goldwerk geleiten konnte. Der Weg führte uns zwischen hohen, kräftigen Tannen hin, als es im Thale schon sehr abendlich und duftig aussah, während bei uns noch die höchsten Tannengipfel von der scheidenden Sonne beleuchtet waren. Endlich ragten im Hintergrunde die hohen Tauerngipfel empor, deren blendendweiße Schneeflächen zuweilen zwischen den Tannenästen hindurchschimmerten.

Das Ziel war noch ziemlich ferne; wir schritten daher schweigend weiter, voran unser braver Begleiter. Er war früher Soldat gewesen, und hatte aus dieser Zeit noch die schlanke Haltung beibehalten und wenn der große, kräftige Pinzgauer mit seiner abgenützten braunen Joppe, dem dunkeln Gebirgshut und dem mächtigen Alpenstock auf der Schulter so zwischen den Tannenstämmen dahinschritt, so war es wahrlich ein schöner Anblick, der mit dem ganzen Charakter der Gegend sehr gut harmonirte.

Die Abendschatten senkten sich endlich auf uns herab, und es war bereits ganz dunkel geworden, als wir von ferne das vereinzelte Geläute der letzten Alpe vernahmen, welche

wir für dießmal noch zu berühren hatten. Die volle Scheibe des Mondes war indessen hinter den Bergen emporgestiegen, und als wir jetzt endlich aus dem tiefen Dunkel des Waldes auf den freien Platz der Alpe hinaustraten, lag eine Scenerie von unbeschreiblicher Schönheit vor uns. Mehrere Hütten standen in malerischen Gruppen beisammen; um sie her und weiter hin in dem hohen Grase lagerten die kräftigen Kühe, die zuweilen das Haupt erhoben und uns beim Vorübergehen zutraulich anblickten. Es herrschte die größte Ruhe, kein Hundegebell, kein Menschenlaut störte den allgemeinen Frieden der Natur. Der Mond verbreitete sein fahles Licht über die Gegend, das in den Thautropfen, welche schon größtentheils das Gras überdeckten, einen eigenthümlichen, magischen Wiederschein erzeugte. Einige dunkel bewaldete Hügel begränzten den Alpenplatz, hinter denen sich unmittelbar die hohen Wände der Tauren erhoben, die in der unsicheren, duftigen Beleuchtung einen riesenhaften Schluß dieser großartigen Scene bildeten. Die Gletscher auf ihrem Rücken schimmerten zuweilen als glänzende Lichtstreifen hervor und die vielen Bächlein, welche dieselben ins Thal entsenden, zogen sich im Scheine des Mondes gleich schmalen Silberfäden in die Tiefe hernieder. Bald darauf erreichten wir die einsame Wirthschaft „zum Kolben" im hintersten Theile des Rauriserthales, welche uns gastlich beherbergte.

2. Ein Tauernpaß.

Mit Steigeisen, Stöcken, Lebensmitteln und einem wackern Führer, dem „Kolb'n Seppl", wohl versehen, machten wir uns auf den Weg, voll Erwartung der Scenen, die noch kommen sollten. Wir wollten über die Gletscher des

Rauriſen, Goldberg, Tauerus nach Heiligenblut wandern. Das Wetter war günſtig und wir durften daher hoffen, das Hochgebirge in ſeiner ganzen Pracht kennen zu lernen. Der Anfang war romantiſch genug: wir benützten nämlich die Auffahrmaſchine des Bergwerks, und drückten uns wohlgemuth in einen Grubenhund zuſammen. Durch ein mächtiges Waſſerrad wurden wir an einem ſtarken Seile über hölzerne Schienen in die Höhe gezogen. Anfangs ging es ziemlich ſanft aufwärts; dann aber wurde die Neigung an den ſteilen Wänden ſo ſtark, daß wir, die wir zuerſt den Rücken nach oben gekehrt im Wagen gelegen hatten, nun faſt ſenkrecht ſtehend auf die Füße uns ſtemmen mußten. Es war ein ganz eigenes Vergnügen, ſo frei hinabzublicken auf das Thal und die Häuſergruppen, die ſich uns nur mehr in ſehr verkleinertem Maßſtabe zeigten. Wir hatten ſo zwei Stunden Zeit gewonnen und dabei das Vergnügen gehabt, das Rauriſerthal in ſeiner ganzen Ausdehnung ſehr angenehm zu überblicken.

Das Rauriſer Goldwerk, welches wir jetzt betraten, iſt eines der höchſten, aber die geringe Ausbeute an Gold und die großen Betriebskoſten reihen es nicht in die Zahl der ergiebigſten Gruben ein. In dem Bergwerksgebäude erfriſchten wir uns noch durch einen Trunk friſchen Waſſers, das wir jetzt für einige Stunden entbehren mußten; dann ſchnallten wir unſere Eiſen an und begannen, unſern Weg über das Eis fortzuſetzen. Daſſelbe zieht faſt unmittelbar bis zur Grube her, der eigentliche Gletſcher beginnt aber erſt einige hundert Schritte höher. Das Gehen war anfangs nicht im geringſten beſchwerlich, erſt ſpäter traten zahlreiche, größere Klüfte auf, die uns zu einigen Umwegen nöthigten. Dieſe Klüfte nun in kürzeſter Linie zu umgehen, iſt die Aufgabe

eines Gletscherwegs. Denselben bezeichnen aber in den einsamen Schneefeldern nicht die Fußtritte des Menschen, sondern — die Spitzen der Berge allein geben die Richtung an. Daher macht auch einfallender Nebel den Uebergang schlechterdings unmöglich; nur an den wichtigsten Punkten, wo eine kleine Biegung nach einer unrechten Seite viel Zeitverlust und oft vergebliche Mühe verursachen würde, sind starke Stangen von Holz ins Eis eingerammt; doch gelten diese spärlich gesteckten Anhaltspunkte nur für einen Sommer; theils wegen der Winterstürme, vorzüglich aber wegen der immerwährenden Veränderlichkeit der Klüfte muß jedes Frühjahr der Weg von einigen unternehmenden Burschen neu untersucht und festgestellt werden.

Wir hatten den schönsten Herbsttag und die reine Morgenluft ließ uns weithin die Gipfel der Taurengebirge überblicken; gleichwohl war unser Weg bis auf die Höhe des Passes sehr beschwerlich, und als wir sie endlich erreicht hatten, war die Aussicht doch nicht so sehr umfassend, als wir erwartet hatten, da allenthalben die höheren Tauernspitzen den Blick hemmten. Desto mehr erfreuten wir uns aber an der großartigen Natur um uns, an den kräftigen blauen Farben der Eisklüfte, und dem blendenden Weiß einiger kleineren Gletscher, die eben im schönsten Sonnenlicht glänzten.

Schritt für Schritt eine ebene, wenn auch geneigte Fläche langsam hinunterzugehen, ist ziemlich langweilig, und unsere Steigeisen erlaubten uns keine Vergrößerung oder Beschleunigung der Tritte; als wir daher den am meisten zerklüfteten Theil hinter uns hatten, schlug unser gewandter Führer vor, eine Strecke stehend hinabzufahren. Wir waren

gleich dazu entschlossen. Die Steigeisen fest eingestemmt, die Stöcke rückwärts, um den Schwerpunkt nicht nach vorne zu haben, fuhren wir anfangs langsam die Abhänge hinunter. Da stolperte unser Führer, der nächste an ihm folgte nach, und bald lagen wir sämmtlich wie Kartenmännchen hintereinander auf dem Eise da. War schon beim Stehen das Hinabgleiten ganz angenehm gewesen, so ging es jetzt noch weit trefflicher. In den ersten Augenblicken hatten wir ängstliche Arbeit, bei den Unebenheiten des Bodens uns im Gleichgewichte zu erhalten; denn nach der Seite hinüber zu rollen, wäre schwerlich gut abgelaufen; als wir jedoch den rechten Schwerpunkt einmal gefunden, hielten wir mit den Steigeisen gar nicht mehr ein, sondern überließen uns ganz dem raschen Zuge der eigenen Schwere, die uns überraschend schnell hinunter führte. Wir dachten freilich manchmal an den tüchtigen Preller, mit dem wir unten auffitzen müßten; doch stemmten wir gegen das Ende instinctmäßig mit Stock und Eisen so wacker ein, daß wir noch am Schnee Halt machten und nicht die geringste Erschütterung verspürten. Das war ein großer Jubel, als wir wieder auf freien Füßen standen, und in der fröhlichsten Stimmung kehrten wir unsere Taschen um, die sämmtlich bis an den Rand voll Firnschnee waren.

Nachdem wir an einem sonnigen Plätzchen, einem sogenannten Gletschergärtchen, ein frugales Mittagsmahl eingenommen hatten, stiegen wir rasch thalabwärts und wurden gegen Abend plötzlich von dem schönen, weiten Thale bei Heiligenblut überrascht.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	3
Das Urmeer	5
Die Erdfeste der Urzeit	6
Das Menschengeschlecht	11
Verwandlungen auf der Erde	20
Der schwarze Sumpf	24
Ein Indianer-Tödter	26
Cincinnati, die Königin des Westens	32
Lots Weib	37
Eine Geschichte aus Korsika	39
Merkwürdige Fata Morgana in Californien	41
Capri und die blaue Grotte	44
Muhamed und sein Reich	47
Die Wüste Sahara	57
Die Ermordung der Eltern auf den Fidschi-Inseln	59
Der Hahnenkampf	63
Stiergefechte	64
Die Guano-Inseln	73
Brasilianische Städtebilder	78
Die Lappen und ihr Land	94
Der Prinzenraub	99
Die Eisenerzgruben bei Aalen	102

Seite

Das Leben auf dem Schiffe 107
Ein Weihnachtsfest in Masuren 112
Ein Wallfischfang 116
Ein Abenteuer Dr. Barth's in Centralafrika 119
Napoleon in Moskau 124
Sankt Helena 139
Brasilianische Wälder 146
Ein Neger-Kaiser 148
Ein Klapperschlangenjäger 150
Die Jagd auf Eiderdunen 151
Abenteuer des Doctors Coulter 155
Schneegebirge 171
Das heutige Jerusalem 178
Betlehem 180
Australiens Menschenrace 185
Die Derwische 188
Das Gold und die Goldgräber in Californien 191
Unterseeische Landschaften 206
Das neue Jahr in Gurien 219
Der verzauberte Meerbusen 221
Die Gaunerherbergen in Mexiko 226
Die Todtenklage bei den Sardiniern 232
Das Baden der Pilger im Jordan 234
Ein Orkan in China 236
Die Tscherkessen 241
Schilderungen aus den Alpen 256

Aub 6.50

{ mit 8 farbigen Beilagen. einschl. Titelbl. }